S
1448

Schilderung von Louisiana.

Aus dem Französischen

des von Duvallon herausgegebenen Werkes zweckmäßig abgekürzt.

Mit

einer Einleitung und Zusätzen

herausgegeben

von

Theophil Friedrich Ehrmann.

Nebst einer Charte von Louisiana.

Weimar,

im Verlage des F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoirs.

1804.

Inhalt

des zehnten Bandes.

I. Schilderung von Louisiana, aus dem Französischen, mit einer Einleitung und Zusätzen vermehrt. Nebst einer Charte.

II. A. Rochon's Reisen nach Maroko und nach Indien. Aus dem Französischen Auszugsweise übersetzt und mit einem Anhange versehen.

Vorerinnerung

des

teutschen Herausgebers.

Das Werk, von welchem wir hier eine etwas abgekürzte Uebersetzung liefern, führt in der Ursprache folgenden Titel:

Vue de la Colonie espagnole du Missi-

sipi ou des Provinces de *Louiſiane* et Floride occidentale, en l'année 1802, par un obſervateur réſidant ſur les lieux: ouvrage accompagné de deux cartes dreſsées avec ſoin et artiſtement gravées et enluminées. (Mit dem Motto:) Adſpice et extremis domitum cultoribus orbem, Eoasque domos Arabum, pictosque Gelonos: diviſae arboribus patriae. *Virg.* — B..... — *Duvallon*, Editeur. — Paris, à l'Imprimerie expéditive, An XI. 1803 — XX und 308 Seiten in 8., ohne das Regiſter. *)

Der Verfaſſer der uns ganz unbekannt iſt, liefert uns in dieſem Werke die vollſtändigſte Schilderung von Louiſiana, die wir zur Zeit beſitzen, und die alle Merkmale der Glaubwürdigkeit an ſich trägt, ob er gleich gegen dieſe Landſchaft und ihre

*) M. ſ. die Recenſion dieſes Werks im XII. Bande der Allg. Geograph. Ephemeriden, S. 586 u. f.

Bewohner ziemlich eingenommen zu seyn scheinet und auch, seinem eigenen Geständniße zu Folge, das Innere des Landes selbst nicht gesehen hat. Dessen ungeachtet sind seine Berichte sehr lehrreich und enthalten sehr viele schäzbare Angaben und Nachrichten zur nähern Kenntniß dieses Landes, wohin der Verfasser vermuthlich sich als ein verunglükter Pflanzer von St. Domingo geflüchtet hat, und deswegen mit dem Lande und seinen Einwohnern unzufrieden ist, weil er daselbst die erwünschte Aufnahme nicht gefunden hat.

Troz diesem allem ist die Schilderung unsers Verf. so beschaffen, daß wir ihr im Ganzen Glauben beimessen dürfen, und darum erscheint sie hier in der teutschen Uebersetzung zwar abgekürzt, doch unverstümmelt. Ergänzende und berichtigende Beiträge zur Kunde von Louisiana findet man in den angehängten Zusätzen zu dieser teutschen Ausgabe nachgetragen; das Uebrige sagt die hier folgende Einleitung des teutschen Herausgebers, welcher sich zu-

gleich bemüht hat, in derselben die möglichst voll-
ständige Literatur der Kunde von Louisiana zu
liefern.

T. F. Ehrmann.

Inhalt.

Einleitung.

Schilderung der Landschaft Louisiana oder der Kolonie am Missisipi.

Erstes Kapitel.

Vorbericht. Lage und Umfang der Kolonie. . . . S. 1

Zweites Kapitel.

Der Missisipi = Strom und dessen Verhältnisse zu der Kolonie, die er durchschneidet. . . . S. 7

Drittes Kapitel.

Pflanzstätte an den Ufern des Missisipi in dem untern Theile der Kolonie, nebst der Beschreibung von Neu = Orleans S. 21

Viertes Kapitel.

Pflanzstätte, die von den Ufern des Missisipi abgesondert, in dem untern Theile der Kolonie liegen. . . S. 49

Fünftes Kapitel.

Pflanzstätte in Ober-Louisiana, oder dem Obern Theile der Kolonie an den Ufern des Missisipi. . . . S. 58

Sechstes Kapitel.

Pflanzstätte in niederen Theile der Kolonie an den Küsten des mexikanischen Meerbusens und in den daran gränzenden Ländereien. . . . S. 62

Siebentes Kapitel.

Natur und Eigenschaften des Bodens an den Ufern des Missisipi und in den übrigen Pflanzstätten der Kolonie. S. 67

Achtes Kapitel.

Klima und Temperatur des Landes in dem niedern Theile der Kolonie. . . . . S. 70

Neuntes Kapitel.

Einfluß des Klimas und der natürlichen Beschaffenheit des Landes auf den menschlichen Leib. . . . . S. 79

Zehntes Kapitel.

Natürliche Produkte des Landes in den drei Reichen der Natur. . . . . S. 97

Eilftes Kapitel.

Kolonisten-Anbau und Kolonial-Produkte. Anzahl der Plantagen, die an den Strom-Ufern errichtet sind, und deren hauptsächlichste Kulturen. . . . . S. 112

Zwolftes Kapitel.

Zuckerrohr-Bau, und dessen Ertrag. . . . . S. 116

Dreizehntes Kapitel..

Baumwolle, Indigo, Pelzwerk, Reis, Zimmerholz ꝛc. S. 140

Vierzehntes Kapitel.

Vorzüge der Plantagen an den Strom-Ufern. . . S. 184

Fünfzehntes Kapitel.

Handel des Landes, und dessen Betrag. . . . S. 152

Sechzehntes Kapitel.

Bevölkerung der niedern und höhern Gegend der Kolonie. S. 159

Siebenzehntes Kapitel.

Regierung und Landes-Verwaltung. . . . S. 162

Achtzehntes Kapitel.

Oeffentliche Gottesverehrung. . . . . S. 168

Neunzehntes Kapitel.

Justiz-Verfassung und Rechtspflege. . . . S. 172

Zwanzigstes Kapitel.

Sitten und Gebräuche. Bemerkungen über die ursprünglichen im Lande lebenden Einwohner. . . . . S. 183

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Bemerkungen über die weißen Kreolen. . . . S. 198

Zwei und zwanzigstes Kapitel.

Bemerkungen über die weißen Ausländer. . . . S. 243

Drei und zwanzigstes Kapitel.

Bemerkungen über die Freigelassenen und Negersklaven. S. 248

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Besondere Bemerkungen über die Sitten und Gebräuche des Landes. . . . . S. 273

Zusätze zu der Schilderung von Louisiana. 315

Vorerinnerung. 317

§. 1. Zur Naturgeschichte von Louisiana. 321

§. 2. Ueber die animalische Baumwolle oder das Insekt Fliegenträger. 330

§. 3. Von den Ureinwohnern von Louisiana. 332

Nachschrift. 344

Schilderung

von

Louisiana.

Schilderung

von

Louisiana.

Einleitung.

Die Landschaft Louisiana im nördlichen Amerika, welche diese Benennung von den Franzosen, die zuerst sich daselbst ansiedelten, nach ihrem Könige (Louis, Ludwig) erhalten hat, ist schon zu Anfang und um die Mitte des vorigen Jahrhunderts und auch jetzt wieder in der Zeitgeschichte berühmt geworden, und jede dieser Louisianischen Epochen, worin die Aufmerksamkeit der Zuschauer im gro-

ßen Welttheater auf dieses Land neu aufgeregt wurde, erzeugte auch, wie gewöhnlich, mehrere Schriften und Pamphlets über dasselbe.

Die erste dieser Epochen machte der Spekulationsgeist französischer Financiers, welche die Louisianische Kolonie zu einer Prellerei zu benutzen wußten, welche noch jetzt bei manchem Franzosen in so werthem Andenken ist, daß man auch noch in unseren Zeiten hie und da Einen den Andern an den Mississipi verwünschen hört.

Die zweite ist die der Abtretung dieses Landes an Spanien, bei welcher Gelegenheit sich die Spanier sehr despotische Handlungen zu Schulden kommen ließen, die jeden Menschenfreund empören müssen. *)

Die dritte und glücklichste Epoche für Louisiana ist die heutige, in welcher diese schöne, weitausgedehnte Landschaft wieder zurück an Frankreich und von diesem an die Nordamerikanischen Freistaaten abgetreten worden ist. Eine Begebenheit, welche für dies Land von der größten Wichtigkeit ist, da sie ihm Freiheit,

*) M. s. hierüber die Mémoires de Vergennes.

Ruhe, Sicherheit und den Flor verspricht, den es unter glücklicheren Umständen, als die bisherigen waren, zu erreichen fähig ist.

Wir wollen die Geschichte dieses Landes bis auf diesen Zeitpunkt mit einigen Blicken überschauen.

Louisiana, wenigstens die Küste dieses Landes, ward zuerst von den Spaniern entdeckt, welche vor allen anderen Europäern den Mexikanischen Meerbusen beschifften, und die Länder an demselben, die ihnen dieser Mühe werth schienen, in Besitz nahmen. Dies war jedoch bei Louisiana nicht der Fall, da sie weder Gold, noch Silber, noch Edelsteine darin zu finden hoffen durften. Es war für sie ein Land von Nichts, ein nichtswürdiges Land, wie Kanada, dessen östlichster Spitze sie bei dem ersten Besuche den Namen Cabo de nada (das Nichts-Vorgebirg) gaben, woraus dann Kanada entstanden ist. Denn die damaligen Spanier hatten hierin sehr feine Geruchs- und Gesichts-Organe, und sahen es bei dem ersten Anblicke einem neuentdeckten Lande sogleich an, ob es ihren Golddurst befriedigen könnte oder nicht. — Louisiana war also damals noch von ihnen verschmäht.

Ferdinand von Soto, Spanischer Statthalter

von Florida in der ersten Hälfte des 16ten Jahrhunderts, durchstreifte zwar das Innere dieser Gegenden einige Jahre lang und kam bis an die Ufer des Missisipi, wo er auch starb; aber er gab sich nicht die Mühe, Besitz von diesem Lande zu nehmen, noch weniger feste Plätze oder Kolonien daselbst anzulegen.

Die Franzosen kamen um das Jahr 1535 zuerst von Kanada aus nach Louisiana, und Jakob Cartier war der erste derselben welcher es im Namen seines Königs in Besitz nahm; aber man legte damals noch keine Kolonie daselbst an, sondern begnügte sich, von Kanada aus von Zeit zu Zeit Reisen nach dem Missisipi und auf demselben zu thun, um das Land näher zu erforschen. Die Mündung des Missisipi war damals noch nicht bekannt. Unter den Franzosen, welche in diesen Zeiten auf diese Art den Missisipi besuchten, verdient vorzüglich auch der Pater Marquette, ein Jesuit, genannt zu werden, welcher im Jahre 1673 in Gesellschaft eines Bürges von Quebek diesem Fluß näher erforschte. In den Jahren 1679 und 1680 machte sich ein französischer Edelmann Robert de la Salle die Erforschung des Missisipi zu seiner wichtigsten Angelegenheit. Er bereiste diese Gegenden und schickte einen Namens Dacan und den Pater Hennepin, einen Franziskaner, aus, um den Missisipi hin-

aufwärts bis zu seiner Quelle zu beschiffen. Er selbst befuhr diesen Strom in den Jahren 1682 und 1683 hinabwärts bis ans Meer. In dem Jahre 1686 u. f. bemühete sich dieser in der Ausführung seiner Entwürfe unerschütterlich standhafte Mann, die Mündung des Missisipi zur See aufzusuchen, aber es gelang ihm nicht, und am Ende ward er von seinen eigenen Leuten ermordet. Die Auffindung der Mündung des Missisipi gelang erst im Jahr 1698 einem Herrn von Iberville aus Kanada, welcher glücklich in den Fluß einlief und denselben hinauffuhr; er nahm ebenfalls im Namen seines Königs feierlich Besitz von diesem Lande, welchem schon sein Vorgänger de la Salle den Namen Louisiana gegeben hatte.

Derselbe Herr von Iberville ward auch im Jahr 1699 zum Gouverneur dieses Landes ernannt, wohin er dann die ersten Französischen Kolonisten brachte. Da aber diese neuen Pflanzbürger, wie es gewöhnlich zu geschehen pflegt, größtentheils Leute waren, die nur darauf ausgiengen, in der neuen Welt ein Glück zu suchen, das sie in der alten durch schlechte Wirthschaft oder üble Aufführung verscherzt hatten, und überhaupt meist aus Abendtheuerern und Taugenichtsen bestanden, so war der erste Anfang dieser Kolonie sehr gering, die arbeitsamen unter den Kolonisten litten Mangel an gehöriger Unterstützung und konn-

ten nur mit Mühe den ersten Grund einer Niederlassung legen, welcher das übrige Gesindel sehr zur Last fiel.

Unter dem zweiten Gouverneur von Louisiana Herrn von Lamotte-Cadillac wurde ein besserer Transport von Kolonisten in das Land gebracht, zu welchen man nicht wie das erstemal jeden Landstreicher und jede lüderliche Dirne aufnahm, sondern rechtschaffene Ackersleute, Handwerker und andere Unglückliche, welche bloß die Armuth zwang, ihr Vaterland mit einem fremden Himmelsstriche zu vertauschen. Dazu kam dann auch noch eine beträchtliche Menge arbeitsamer Teutscher, die durch ihren Fleiß, ihre Geschicklichkeit, ihre Geduld und ihre Folgsamkeit den übrigen Kolonisten ein gutes Beispiel gaben, so daß die Kolonie sehr bald in vortheilhaftere Umstände kam und gute Sitten, Rechtschaffenheit, Fleiß und Wirthschaftlichkeit an die Stelle der Ausgelassenheit traten, die von den ersten Kolonisten dahin verpflanzt worden war.

Was aber den Fortschritten dieser Kolonie in ihrem Aufkeimen noch mehrere Hindernisse in den Weg legte, dies waren die Kriege, welche die Kolonisten mit den Wilden des Landes zu führen hatten, die diese fremden Gäste ungern in ihrer Nähe sahen, um so mehr, da die

frühern Besitznehmer und Ansiedler von Louisiana den eingebornen Wilden Ursachen genug zur Unzufriedenheit gegeben und den Krieg gegen dieselben größtentheils nur aus Bosheit und Raubsucht geführt hatten.

Jetzt hatte sich die Scene geändert, und die spätern Kolonisten führten nur Krieg mit den Horden der Wilden, um ihre Besitzungen und Plantagen gegen die Einfälle dieser Barbaren zu schützen. Auch erwarb ihnen die Art, wie sie Krieg führten, bald die Hochachtung der Wilden selbst; denn da sie weder auf Plünderung ausgiengen, noch ihre Gefangenen mißhandelten, und da sie jedes Mal ihr gegebenes Wort treulich hielten; so wurden diese Wilde, deren natürliche Grausamkeit von einem so edelmüthigen Betragen noch nichts wußte, bald die warmen Freunde der Franzosen, welche Louisiana bewohnten; doch nur die ihnen benachbarten Wilden nahmen so milde Gesinnungen an; die entferneren Urbewohner dieses Landes behielten noch lange ihren alten Haß gegen alle Europäer bei, die sie als Tyrannen betrachteten, die nur gekommen wären, um sie in die Fesseln der Knechtschaft zu schlagen. — Diese Kriege dauerten um so länger, da die eifersüchtigen Britten keine Gelegenheit versäumten, um die Wilden gegen die Franzosen aufzuhetzen.

Diese ungünstigen Umstände hielten das frühere Aufblühen der Kolonie von Louisiana zurück.

Auch die Spanier zeigten sich sehr neidisch gegen diese aufkeimende Kolonie und thaten Manches, was derselben nachtheilig seyn mußte; selbst die französische Regierung nahm sich dieses Landes nur sehr wenig an.

Erst im Jahre 1708 fieng diese Kolonie an, eine ordentliche Gestalt zu gewinnen. Ihre Fortschritte aber wurden wieder dadurch aufgehalten, daß dieselbe im Jahre 1712 an den Herrn Crozat auf 16 Jahre verpachtet wurde. Er selbst hatte so großen Verlust dabei, daß er schon im Jahre 1717 auf sein Privilegium wieder Verzicht that, und alle seine Rechte an den König abtrat, welcher hierauf diese Kolonie der sogenannten Occident-Compagnie oder Mississippi-Gesellschaft, deren Spekulationen unter Law's Direktion bekannt genug geworden sind, übergab.

Unter derselben ward im Jahre 1717 die Stadt Neu-Orleans erbaut.

Im Jahre 1730 ward Louisiana der genannten

Handelsgesellschaft wieder abgenommen, und als Neben-land mit der Krone vereinigt.

Im Jahre 1762 ward diese Kolonie, die nun schon ziemlich aufgeblüht war, an Spanien abgetreten, welches dieselbe aber erst im Jahre 1769 völlig in Besitz nahm; welcher Besitznehmung die Louisianer sich widersetzten, und dadurch Mißhelligkeiten erzeugten, welche sich mit der Unterdrückung der Kolonisten endigten.

Dies ist die Hauptsumme der Geschichte von Louisiana, das nun das Glück hat, einen Theil des so hochaufblühenden Nordamerikanischen Freistaats auszumachen. —

Sehr passend ist das, was Pater Charlevoix *) von Louisiana sagt:

„Es ist dieser Landschaft wiederfahren, was oft zweierlei Leuten geschieht. Die Einen können es bei allen ihren wirklichen Verdiensten nie dahin bringen, daß

*) In seiner Geschichte von Neu-Frankreich, welche auch bei dieser Einleitung benutzt worden ist.

man ihnen Gerechtigkeit erweiset; ohne daß sich die Ursache davon entdecken ließe, und die Anderen werden verfolgt, weil man, ohne ihre Schuld, Anfangs ihnen ein Verdienst, einen Werth zuschrieb, den man nachher nicht bei ihnen fand, und wofür man sie nun durch Verachtung bestrafen will." —

Wir finden dies neuerdings bestätigt; die Einen, wozu auch unser ungenannte Verfasser der Schilderung von Louisiana gehört, sind nicht sehr geneigt, diesem Lande die gebürende Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen; und Andere, wie z. B. Baudry des Lozieres, sind übertriebene Lobredner desselben, und erheben es zu einem irdischen Paradiese. Diese letztere Partei ist die stärkste. In der Mitte liegt die Wahrheit.

Wenn wir nun zum Schluſſe noch die Literatur der Kunde von Louiſiana überblicken, ſo finden wir wenig Tröſtliches; denn noch hat kein gelehrter Forſcher dieſes Land mit ſpähendem Auge bereiſet und uns ſeine tiefdringenden Beobachtungen darüber mitgetheilt; noch hat kein philoſophiſcher Reiſebeſchreiber, kein Naturforſcher, kein prüfender Oekonom, kein ſcharfblickender Staatsmann es beſchrieben. Zur nähern Kenntniß dieſes Landes hatten wir bisher keine andere Quellen, als die älteren hiſtoriſchen Nachrichten, die Berichte von den erſten Entdeckungsreiſen in dieſes Land, ein Paar nicht ſehr bedeutende Reiſebeſchreibungen aus neueren Zeiten, und einige hingeworfene, flüchtig ausgearbeitete Schilderungen; aber im Ganzen bis jetzt noch nichts Befriedigendes, noch nichts Durchdachtes, nichts Ausführliches und Vollſtändiges, weder in hiſtoriſch-politiſcher noch geographiſch-ſtatiſtiſcher Hinſicht; mit einem Worte keine hiſtoriſch-ſtatiſtiſche Topographie dieſes in mehr als einer Rückſicht ſehr merkwürdigen und intereſſanten Landes.

Eine noch jetzt brauchbare Geſchichte von Louiſiana hat Pater Charlevoix in ſeiner

Hiſtoire et déſcription générale de la Nouvelle France etc. Paris, 1744 in drei Quartbänden mit Kupfern und Charten

geliefert, wovon der 14te Band der Allg. Historie der Reisen einen ziemlich vollständigen Auszug enthält.

Gleichzeitige Berichte von den früheren Entdeckungsreisen nach Louisiana enthalten folgende Schriften:

Des Ritters Tonty, Dernière Découverte dans l'Amérique septentrionale de Mr. de la Salle. 12. Paris, 1696.

Des (obenerwähnten) Missionnars Hennepin, Voyage dans un pays plus grand que l'Europe, entre la mer glaciale et le Nouveau Mexique, depuis 1679 jusqu'en 1682. — 12. Amsterdam 1698.

Davon auch neuere Ausgaben und eine teutsche Uebersetzung erschienen sind.

Michel, Journal historique du dernier Voyage de feu Mr. de Sale. 8. Paris, 1713, avec Fig.

Neuere Reisen haben wir von folgenden Verfassern:

Laval, Voyage de la Louisiane, fait par ordre du Roi en 1720 etc. 4. Paris, 1726 und wieder 1728.

Ein in Teutschland beinahe ganz unbekannt gebliebenes Werk.

Boſſu, Nouveaux Voyages aux Indes occidentales, de 1751 à 1762. 12. Paris, 1758. II. Vol. avec Fig.

und

Boſſu, Nouveaux Voyages dans l'Amérique ſeptentrionale, en 1770 et 1771. etc. 8. Amſterdam 1777.

Zwei intereſſante Schriften, die zur Kunde von Louiſiana manche ſchätzbare Notiz beitragen, von welchen aber nur die erſtere ins Engliſche und auch ins Teutſche überſetzt worden iſt. Die letztere ſcheint in Teutſchland ſehr unbekannt geblieben zu ſeyn.

Von beſonderen Schilderungen von Louiſiana haben wir, in chronologiſcher Ordnung folgende:

Relation de la Louiſiane et du fleuve Miſſiſſipi. 8. Amſterdam 1720.

Ein wenig bedeutendes Werk, von welchem in demſelben Jahre zu Leipzig eine teutſche Ueberſetzung erſchienen iſt.

Malcrier, Mémoires hiſtoriques ſur la Louiſiane etc. 12. Paris, 1753. II. Vol. avec Fig.

Du Mont, Mémoires hiſtoriques ſur la Louiſiane etc. 12. Paris, 1753. II- Voll. avec. Fig.

Dieſe beiden Werke — die vielleicht nur ein unter verſchiedenen Titeln aufgeführtes Buch ſind — kennt die neuere geographiſche Literatur nicht mehr; ſie ſind in Teutſchland wenig bekannt geworden.

Le Page dit Praz, Hiſtoire de la Louiſiane, contenant la déſcription de ce pays, un voyage dans les terres etc. etc. 12. Paris, 1758. III. Voll.

Dies ziemlich brauchbare Werk iſt auch den teutſchen Geographen bekannt geworden, doch iſt es heut zu Tage ziemlich entbehrlich.

Pittman's (Phil.) preſent State of the european ſettlements on the Miſſiſſipi etc. etc. 4. London. 1770 mit Kupfern.

Champigny, Etat préſent de la Louiſiane etc. etc. 8. La Haye. 1776.

Von demselben Verf. ist auch die Schrift: La Louisiane ensanglantée, die im Jahre 1773 zu London erschienen ist, und eine Schilderung der blutigen Scenen enthält, die bei der Abtretung von Louisiana an Spanien vorgefallen sind.

Neuere, durch die Zurückgabe von Louisiana an Frankreich veranlaßte Schriften haben wir außer der von Duvallon herausgegebenen und hier in abgekürzter Uebersetzung mitgetheilten Vue de la Colonie espagnole du Mississipi etc. und der zu den Zusätzen zu derselben benützten Reisen von Baudry des Lozières (m. s. die Vorerinnerung zu diesen Zusätzen) nur noch folgende zwei von geringerer Bedeutung:

Mémoire sur la Louisiane, par Mr. de Vergennes etc. 8. Paris, 1802.

Gegen welche Baudry des Lozières sehr eifert. Die Schrift ist jedoch nicht so unwichtig, und enthält schäzbare Nachrichten zur Geschichte von Louisiana.

Das Itinérarire des Français dans la Louisiane, von Dubroca, Paris 1802,

ist eine bloße Compilation, welche durch die Zeitumstände veranlaßt worden ist.

Dies sind die Hülfsquellen alle, die dem Geographen zu Gebote stehen, der eine Schilderung von Louisiana entwerfen will; sie reichen zwar alle zu einer vollständigen Beschreibung noch nicht hin, doch geben die älteren Schriften befriedigende Nachrichten von der Geschichte des Landes und die beiden neuern, die zu dem gegenwärtigen Werke benutzt worden sind, enthalten doch wenigstens genugsamen Stoff zu einer lehrreichen Skizze desselben, und diese wird auch hier geliefert.

T. F. E.

Schilderung

der

Landschaft Louisiana

oder

der Kolonie am Missisipi.

Erstes Kapitel.

Vorbericht. Lage und Umfang der Kolonie.

Die Kolonie am Missisipi, welche gegenwärtig unter dem Namen der Provinzen Louisiana und West-Florida bekannt ist, steht unter der Regierung des Königs von Spanien.*) Der größere Theil von ihrem Gebiete besteht aus dem eigentlich sogenannten Louisiana

*) Spanien hat Louisiana bekanntlich wieder an Frankreich abgetreten und Frankreich hat dasselbe kürzlich den Nordamerikanischen Freistaaten wieder verkauft, für die es so äußerst vortheilhaft gelegen ist. D. H.

und der Insel Neu-Orleans, welche im Grunde zu West-Florida gehört, von dem sie nur abgerissen worden ist. Dieser größere Theil stand vor diesem in dem Besitze von Frankreich, welches gegen das Ende der Regierung Ludwig des Vierzehnten, oder vielmehr unter der Regentschaft des Herzogs von Orleans, des eigentlichen Stifters dieser Kolonie, die ersten Niederlassungs-Plätze darin gegründet hatte, und wurde nach dem siebenjährigen Kriege (1756) von der französischen Regierung an Spanien abgetreten. Die Besitznehmung dieses Landes, welche im Jahre 1769, im Namen ihres neuen Beherrschers erfolgte, ist für die Einwohner in allen Rücksichten ein sehr schmerzlicher Zeitpunkt — wegen der gewaltsamen Art, mit der bey diesem Ereigniß die Bande, wodurch dieses Land bis zu selbiger Zeit mit Frankreich verknüpfet gewesen war, zerrissen wurden, und mit der man noch außerdem die fremde Regierung, welche darin von Stund an, ohne Theilnehmung der Kolonisten und gegen deren förmlichen Wunsch und Willen, eingeführt wurde, befestigen zu müssen glaubte. Diese Gewaltsamkeit zeichnete sich theils durch den Justiz-Mord, die Verhaftung und langwierige Gefangenhaltung von einigen der Vornehmsten unter ihnen, theils durch die tyrannische Ausstoßung vieler andern, durch die Güter-Confiscationen, durch die inquisitionsmäßigen Untersuchungen und strengen Rechts-Mittel, die von der neuen Regierung bey jeder Gelegenheit angewandt wurden, und endlich durch das allgemeine Schrecken, womit diese Besitz-Ergreifung begleitet war, zur Genüge aus. Der Eindruck von Bekümmerniß und Entsetzen, der sich in

den damaligen unglücklichen Zeiten über die ganze Kolonie verbreitete, ist an und für sich selbst so gewaltig, daß ich damalige Kolonisten, welche Augenzeugen von jenen tragischen Scenen gewesen sind, gesehen habe und noch täglich sehe, die davon so voll sind, daß sie nach einem Zeitraume von dreyßig Jahren und darüber keine Beschreibung davon anders machen können, als mit auffallenden Bezeigungen der Bekümmerniß, des Entsetzens und des Abscheues, von denen sie sammt und sonders in jener für sie entsetzlichen, und mit unauslöschlichen Zügen in ihr Gedächtniß gegrabenen Zeit durchdrungen wurden. *)

Diese Kolonie befaßt, in ihrer ganzen Ausdehnung genommen, am rechten Ufer des Missisipi, und von dessen Quelle an bis zu seiner Mündung, den ganzen Landstrich, woraus Louisiana besteht. Dieser Landstrich ist im Süden vom mexikanischen Meerbusen, und im Norden vom Rothen See (lac rouge), (vom neun und zwanzigsten bis zum sechs und vierzigsten Grade nördlicher Breite) im Osten vom Missisipi-Strom, und im Westen von Neu-Mexiko und weitläufigen, bisher noch wenig bekannten Ländereyen begränzet. Am linken Ufer eben dieses Stromes liegt das zu derselben Kolonie gehörige Territorium, das wir unter dem Namen West-Florida kennen, und das im Süden gleichfalls vom mexikanischen Meerbusen, im Norden von der Demarka-

*) Wir finden weiter unten Gelegenheit, noch mehr davon zu sprechen. D. H.

tions-Linie zwischen den Besitzungen der Vereinigten Staaten und der Herrschaft Spaniens, welche im Osten auf den ein und dreyßigsten Grad der Breite festgesetzt ist, von Ost-Florida, und im Westen von Missisipi begränzet wird.

Aus diesem Ueberblick ersieht man, daß der gedachte Strom die Kolonie in zwey Theile von gar ungleichem Umfange zerschneidet; nämlich am rechten Ufer, und von seinem Ausfluß aus dem Rothen See bis zu seinem Einfluß in den mexicanischen Meerbusen, in dem weit verbreiteten Landstriche von Louisiana, und am linken Ufer in einen schmalen Streif, der sich längs des eben gedachten Meerbusens nach Osten hin bis zu der Bay und dem Flusse der Apalachen (la baye et rivière des Apalaches) ausdehnt, und der auf der einen Seite vom Ocean, und auf der andern von der Gränze der Vereinigten Staaten, ungefähr vom dreyßigsten bis zum ein und dreyßigsten Grade der Breite eingeschlossen ist.

Erwägt und ermißt man in Gedanken den ganzen, in den so eben angegebenen Gränzen enthaltenen Umfang; so stellt die Kolonie, von dieser Seite angesehen, eine ungeheure große Fläche dar. Setzt man aber die Dinge auf ihren wahren Werth herab, und betrachtet dieses Land in Rücksicht auf die Beschaffenheit seines Bodens und andre Local-Umstände so, wie es wirklich ist, ohne Ober-Louisiana mitzurechnen, welches im ein und dreyßigsten Grade der Breite anfängt, und sich von da nach Norden und Westen hin ausdehnt, (eine weite,

dermalen noch wüste und wilde Landschaft, mit Ausnahme einiger unbedeutenden Stücke dieses großen Landstrichs; so bin ich geneigt, zu glauben, daß der Theil der Kolonie, der aus Nieder-Louisiana und West-Florida besteht, (welches ungefähr vom dreißigsten bis zum ein und dreyßigsten Grade nördlicher Breite reicht, und sich vom acht und sechzigsten bis zum acht und siebzigsten Grade westlicher Länge des Mittagskreises von der Insel Ferro erstreckt, und in dem überdies fast alle Pflanzstätte dieser Kolonie liegen,) auf einer Fläche von vier tausend fr. Meil. nicht über fünfhundert fr. Quadr.-Meil. guten, zu den gewöhnlichen Kolonial-Kulturen tauglichen Bodens enthalten mag, wovon fünf und siebzig fr. Meil. an den Ufern des Missisipi, hundert fünf und zwanzig da und dort, und weit aus einander zerstreut, in verschiedenen inneren Gegenden dieser Landschaft, und drey hundert in dem Bezirke der vereinigten Kantone der Atacapas und Opelusses liegen. Hieraus ergiebt sich, daß, alle zusammen gerechnet, nicht mehr, als der achte Theil dieses großen Raumes den Arbeiten und dem Wohnsitze des Menschen zugeeignet sey, oder in der Folge zugeeignet werden könne, indem alles Uebrige durchgehends aus Landseen, Waldungen und Sumpf-Wiesen, oder aus dürren und sandigen Wüsteneyen besteht.

Fast die ganze Mitte von diesem Theile der Kolonie ist, von den Ufern des Stromes her angenommen, wenn man auf dieser und jener Seite ins Innere der benachbarten Ländereyen eindringt, mit Ausnahme einiger wenig isolirten Punkte eine äußerst flache Ebene, auf

der man nicht einen einzigen, natürlichen, nur zehn Fuß hohen Hügel finden dürfte, und die doch gleichwohl noch einen nicht viel bedeutenden Abhang von den Ufern des Stromes her, wo seine größte Höhe ist, bis zu den, in der Hohlung und Vertiefung des Landes liegenden Seen und Lagunen behält.

Ueberdies giebt es bis itzt noch keine einzige, richtig gezeichnete Karte von dieser Kolonie, ja nicht einmal eine Skizze, oder nur einen leidlich gemachten Umriß; ein wichtiger Mangel, den wir lediglich der Unbekümmertheit der Regierungen, die dieses Land beherrschet haben, und ihrer äußersten Gleichgültigkeit gegen alles, was über die enge beschränkten und filzigen Absichten ihrer Beamten hinaus reichte, beyzumessen haben. Daher rührt es denn, daß ein Land, das, wie dieses, seit fast einem Jahrhundert her bewohnet und angebauet worden, selbst bis auf den heutigen Tag (wissenschaftlich zu reden) im Ganzen, und besonders im Einzelnen beynahe eben so unbekannt ist, als die wildesten und noch am wenigsten besuchten Gegenden der neuen Welt; wie denn übrigens alles, was bisher darüber gesagt und berichtet worden ist, weiter keinen Grund hat, als schwankende Angaben, und unrichtige, oder übel verdaute Nachrichten.

Zweites Kapitel.

Der Missisipi-Strom und dessen Verhältnisse zu der Kolonie, die er durchschneidet.

Der Missisipi, der diese Kolonie durchschneidet, und dessen eigentlicher Name, in der Mutterspracbe der ursprünglichen Einwohner des Landes, Messaschipi heißt, (welches Vater der Gewässer bedeutet,) ist einer der ansehnlichsten Ströme in Amerika. Der Lauf desselben erstreckt sich auf neun hundert bis tausend fr. Meilen — vom Rothen-See an gerechnet, von dem er gegen den sechs und vierzigsten Grad nördlicher Breite ausgeht*) bis zum merikanischen Meerbusen, in den er sich, ungefähr im neun und zwanzigsten Grad, in einer herrschenden Richtung von Norden nach Süden, jedoch mit vielen Krümmungen und in Zickzack-Form, besonders in der untern Gegend des Landes, ergießt. Seine Mündung ist ungefähr eine fr. Meile breit, aber in mehrere Aeste zertheilt, dabey sehr eingeengt, und wird durch die Menge

*) Dies ist wohl nicht richtig; denn den neuesten Nachrichten und Charten zu Folge, die der Verf. nicht gekannt zu haben scheint, hat der Missisipi gar keine Gemeinschaft mit dem Rothen-See, steht zwar mit dem Bärensee durch einen Nebenfluß in Verbindung, entspringt aber viel weiter nordwärts. M. s. die diesem Werke beigelegte Charte, die beweisen wird, daß nicht alle Charten von diesem Lande so unrichtig sind, wie der Verf. oben klagt. D. H.

von Schlamm, Holz und andere Hinderungen, die er bey sich führt, und an seinen Ufern so wohl, als in seinem Bette absetzt, ehe er sich in den Meerbusen stürzt, immer mehr und mehr verstopfet. Diese Mündung bietet den Schiffen nur zwey Kanäle dar; und selbst der beste davon gewährt nur Fahrzeugen, die nicht über zwölf bis fünfzehn Fuß tief im Wasser gehen, eine sichere Durchfahrt. Dieses ist um so beschwerlicher, weil das Bette des Stromes oberhalb seiner Mündung in einem Laufe von ungefähr hundert fr. Meii., und mithin in der ganzen Höhe des untern Theiles der Kolonie, den er durchschneidet, eine so beträchtliche Tiefe hat, daß es die größten Schiffe trägt, die in aller möglichen Sicherheit den Strom hinsegeln können. Allein jene Verlegenheit ist so groß, daß gegenwärtig kein Fahrzeug, welches über dreyhundert Tonnen geladen hat, mit seiner vollen Ladung in den Strom hinein, oder aus demselben heraus fahren kann, ohne daß es Gefahr läuft, zu stranden; ausgenommen etwa im Frühjahre, so lange seine Gewässer hoch angeschwollen sind. Noch vor sechzig Jahren (so wie wenigstens im Lande selbst für gewiß behauptet wird) haben Fahrzeuge von sieben bis acht hundert Tonnen in allen Jahreszeiten frey in den Strom hinein, und eben so frey heraus fahren können.

Die Tiefe des Bettes von diesem Strome beträgt, in der Mitte der an seinen Ufern angelegten Pflanzstätten der Kolonie, ungefähr bis zu der Höhe des Gabel-Armes (bras de la Fourche) und etliche und fünfzig

fr. Meil. oberhalb seiner Mündung, so viel man urtheilen kann, dreyßig bis vierzig Klaftern, und seine Breite in eben derselben Gegend vier bis fünf hundert Toisen oder französische Ruthen, je nachdem die Gewässer desselben in den verschiedenen Jahreszeiten zu- oder abnehmen; denn im März, April und Mai schwellen sie beträchtlich an, und fallen eben so beträchtlich im September, October und November.

Der Missisipi wird in seinem obern Theile, vom ein und dreyßigsten Grad oder hundert und etlichen Leuken her, welche durch seinen gewundenen Lauf diesseits seiner Mündung verlängert werden, und nach seiner Quelle zu in vielen Gegenden durch kleine Eylande, Untiefen und Spitzen oder krumme Aeste von ganzen Bäumen gehemmt, die von seinem Strome während seines Anschwellens herbey geführt, dann von Sandbänken angehalten werden, und nun auf der Wasserfläche eine ziemlich gefährliche Art von Klippen bilden, welche die Leute an Ort und Stelle Stöcke (chicots) nennen. Eine Folge hiervon ist, daß die Schiffahrt in diesem obern Theile des Landes zur Nachtzeit fast gar nicht gebräuchlich ist — wegen der Unfälle, die wenigstens, so lange der Strom niedrig geht, daraus entstehen könnten. Uebrigens findet diese Schiffahrt noch immer nur mit langen, schmalen Fahrzeugen (chalans) oder einer Art großer schwimmender und bedeckter Noahs-Kasten, welche bloß zur Fahrt über den Strom abwärts gebrauchet werden, und mit Barken oder Booten von mäßiger Größe statt, welche eben so gut dienen, den Strom aufwärts, als

abwärts zu fahren; doch geschieht dies nur selten mit Hülfe der Segel, soudern gewöhnlich mittelst der Ruder, wobey man entweder an einem von den beiden Ufern hin steuert und das Boot hinauf zieht, oder es auch mit Hülfe der Stürstangen gegen den Strom fortbringt. Die Fahrt von etwa fünfhundert fr. Meilen, die man von dem Illineser-Posten, als der obersten Pflanzstätte der Kolonie im Norden, bis nach Neu-Orleans, dem Hauptorte dieser Kolonie, mit dergleichen Fahrzeugen zu machen hat, erfordert vierzehn Tage bis zu einem Monat; und die Rückfahrt von Neu-Orleans bis zu dem gedachten Illineser-Posten erfodert sechs Wochen bis an drey Monate, je nachdem die Jahreszeit ist, in der man schifft, oder besser zu sagen, je nachdem der Strom in seinen Ufern hoch oder niedrig geht.

Ob nun gleich der Lauf dieses Stromes, einen großen Theil des Jahres über, ziemlich ruhig ist, indem er durch die zahlreichen Buchten, welche seine Gewalt schwächen, häufig gebrochen wird, und er überdies eine ungeheure, und nach Maaßgabe ihrer Ausdehnung beynahe ganz flache Strecke Landes durchwandert, wo folglich der Trieb, der aus dem Abhange der Gewässer entsteht, nur wenig zu spüren ist; so kann man ihn doch nur mit Mühe und langsam aufwärts befahren. Der Grund hievon liegt darin, daß dieser Strom nicht viel von den Vortheilen der Ebbe und Flut zu genießen hat, deren Einfluß auf ihn so wenig bedeutet, daß sich gar kein Nutzen daraus schöpfen läßt; und daß außerdem noch die Beyhülfe der Winde, die der Schiffahrt sonst

so viele Dienste leisten, hier bey weitem nicht die kräftigen Wirkungen thun kann, die man anderwärts davon hat, indem hier ein und eben derselbe Wind in einer und eben derselben Stunde, wegen des plötzlich und veränderten Laufes dieses Stromes bald günstig, bald widrig wird. Diese Schiffahrt ist so langweilig und schleppend, daß ein Fahrzeug zuweilen mehr als vierzehn, und sehr oft über acht Tage zubringt, von der Backtonne (la Balise), als dem bey der Mündung des Stromes errichteten Recognitions- und Visitations-Posten, bis vor Neu-Orleans, als dem Hauptorte der Kolonie und der einzigen Niederlage ihres Handels, herauf zu kommen, und mit Benutzung jedes fahrbaren Weges diese Fahrt von höchstens fünf und dreyßig fr. Meilen zu vollenden.

Zufolge dieser obwaltenden Schwierigkeiten hat man also Ursache, zu glauben, daß es beynahe nicht möglich gewesen seyn würde, diesen großen Strom, da er sonach der Vortheile von Ebbe und Flut beraubet ist, herauf zu schiffen, wenn ihn nicht seine zahlreichen Krümmungen, so sehr sie auch seinen Lauf verlängern mögen, desto minder reißend und minder schwierig herauf zu befahren machten, zumal während seines Anwachsens und seiner Anfüllung, welche so ziemlich die ersten sechs Monate des Jahres hindurch Statt finden. In den sechs übrigen Monaten hingegen fällt er, und hält sich in einem gewissen Grade der Abnahme, so daß der Unterschied beider Extremitäten gemeiniglich senkrecht zwölf bis fünfzehn Fuß beträgt. Während seines stärksten Anwachses im April und Mai läßt sich die Stärke seines

Laufes auf etwa eine fr. Meile in der Stunde schätzen; und im niedrigsten Punkte seiner Abnahme gegen Ausgang des Jahres ist sie fast unmerklich.

Betrachtet man hiernächst diesen großen und herrlichen Kanal, der so weit her kömmt, so viele ansehnliche Flüsse in seinen Schoos aufnimmt, und sich noch durch andere mächtige Mittel mehr, dergleichen das Aufthauen des Schnees und Eises im Norden ist, verstärken kann, während dessen durch die übergroße Menge der Regengüsse die Masse und der Umfang der Gewässer, die sich in ihm verlieren, und die Gewalt ihres Stromes immermehr vergrößert wird; betrachtet man, sag' ich, diesen ehrwürdigen Strom, wie er in den Monaten Mai und Junius angewachsen und zu seiner Fülle gekommen ist, auf dem kriechenden und überschwemmten Boden von Nieder-Louisiana und einem Theile von West-Florida, den er selbst, wie man zu glauben, hier allen möglichen Anlaß bekömmt, vor Alters erschaffen hat, wie er alsdann in einem Bette von vier bis fünf hundert Toisen in der Breite, und in einer zwar unbestimmten, aber beträchtlichen Tiefe eine erstaunliche Menge Holz und ganze Bäume hinweg führt, und ziemlich rasch über diesen Boden hin fließt, dessen Fläche unter der Fläche seiner Gewässer liegt, und der ihm an beiden Ufern weiter nichts entgegen setzt, als einen schwachen Wall von leicht zerreiblicher, undichter Erde, der so gar an den Stellen, wo die Macht seiner Gewässer die mehreste Gefahr zu drohen scheint, nur ungefähr fünf bis sechs Fuß hoch ist; so kann ein Ausländer, der erst neu-

erlich in diesem Lande angekommen, und der dieses Schauspieles noch nicht gewohnt ist, (eines Schauspieles, das wegen der schröcklichen Folgen, deren Bild es ihm darbietet, in der That entsetzlich ist,) vor Erstaunen über die fühllose Gelassenheit und völlige Sorglosigkeit, welche er an den Kolonisten bemerkt, die an diesen Ufern wohnen, und die der beständige Anblick und die Bekanntschaft mit einem solchen Schauspiele ziemlich gleichgültig gegen dasselbe gemacht hat, nach den Begriffen des Beobachters gar nicht zu sich selbst kommen. Aber die Angst und Bestürzung eines solchen Ausländers fangen an, zu verschwinden, so bald er zu überlegen beginnt, daß eben diese Ufer von den Kolonisten und ihren Vätern seit achtzig Jahren und drüber bewohnet sind, ohne daß sich während dieses langen Zeitverlaufes eine einzige merkwürdige, von dem Austreten des Stromes über sein Bette herrührende Katastrophe ereignet hätte; indem die Ueberschwemmungen desselben nie anders als vorüber gehend und partiell gewesen sind, und glücklicher Weise immer bey weitem unschädlichere Wirkungen gethan haben, als diejenigen waren, von denen sich die Einbildungskraft des aufmerksamen und erfahrnen Reisenden hatte erschüttern lassen, wenn sie sich, mit Entsetzen, der zahlreichen und schröcklichen Unglücksfälle erinnerte, welche in andern Ländern das Austreten der Regenbäche, der Flüsse und der Ströme, die doch durch starke und mächtige Dämme beschränkt waren, so oft nach sich gezogen hat.

Lasset uns jetzt die Ursachen dieser Art von physischer Erscheinung erforschen, deren Folge die Erhaltung eines

Raumes von siebzig bis achtzig fr. Meil: Landes ist, welcher drey Monate des Jahres über in augenscheinlicher Gefahr zu schweben scheint, binnen weniger Zeit durch das Austreten des Stroms völlig ersäufet zu werden, ohne alle Aussicht auf Rettung für seine unglücklichen Bewohner.

Fürs Erste haben wir zu bemerken, daß dieser Strom, da er über eine weite, beynahe ganz ebene Landschaft hin fließt, bevor er sich in die Gegenden zieht, mit denen wir es zu thun haben, dadurch keine Stärke, keine Gewalt in seinem Laufe bekommen kann; daß er mithin, wenn er nun zu den Ländereyen von Nieder-Louisiana gekommen ist, die ihm noch weniger Fälle darbieten, als die obigen, letzteres Land mit desto weniger Ungestümm durchwandert, weil die Krümmungen, die er so häufig macht, und die vorspringenden und zurückweichenden Winkel seiner Ufer, die mit eben diesen Krümmungen zusammen hängen, seinen, in Hinsicht seines Umfanges und der Wasser-Masse, woraus er besteht, schon an sich selbst gemäßigten Lauf nicht anders als verzögern können; und daß außerdem noch eben diese Wasser-Masse beträchtlich dadurch geschwächt und verringert wird, daß ein Theil davon wegfällt, aus dem sich am linken Ufer des Stromes der Manschak-Arm, (sonst auch der Iberville-Fluß genannt,) der sich in den Ponchartrain-See ergießt, und am rechten Ufer die Arme Tschafalaya, Plaquemine und La-Fourche bilden, von denen sich die beiden erstern in die gegen Südwesten der Kolonie und nach den Gränzen von Neu-Mexico hin gelegenen Landseen, und der letztere diesseits dieser Landseen ins Meer verlieren.

Fürs Zweyte ist hauptsächlich zu bemerken, daß der Boden an den Ufern des Stromes, mit Ausnahme einiger isolirten Stellen, höher, als im Innern der Ländereyen ist, und von da aus nach eben dieser Vertiefung des Landes hin bis zu den Landseen und dem Meer, einen zwar nicht beträchtlichen, aber doch ununterbrochenen Abhang hat, der den Gewässern des Stromes bey seinen Ueberschwemmungen einen leichten Ausweg verschafft, die Gewalt derselben mäßigt, und die Ländereyen vor der Verheerung und den Verwüstungen, die sonst aus der Stokkung eben dieser Gewässer erfolgen würden, in Sicherheit setzt. Auf solche Weise kann in diesem Lande, welches sich in dieser Hinsicht von jedem andern unterscheidet, der Strom, der es bewässert, und ihm so viele Gefahr zu drohen scheint, dennoch dasselbe, ohne ein beynahe unmögliches Zusammentreffen ganz außerordentlicher Ursachen, keinesweges unter einer allgemeinen Versenkung vernichten — eben aus dem Grunde, weil die Fläche seiner Gewässer die Fläche der benachbarten Ländereyen gänzlich dominirt, und bey ihrem Austreten allemal ungehindert in dieselben überall eindringt, wohin sie der Abhang leitet, den sie antrifft und dem sie folgt; da hingegen in anderen Ländern die eingedämmten Ströme, wenn sie einmal über ihre Ufer steigen, weil sie sich, da sie eingeengt und verstopfet sind, nicht frey in die Ländereyen verbreiten können, alsdann nach Maaßgabe der Hindernisse, die ihnen begegnen, mehr Stärke und Gewalt bekommen, und ein ganzes Land umkehren.

Dies sind, wie mich dünkt, einige von den Ursachen,

welche dienen können, so wohl die Seltenheit der Ueberschwemmungen dieses großen Stromes, als die Geringfügigkeit der Schäden, die dadurch (nach Proportion dessen, was sie, dem Anscheine nach zu urtheilen, seyn könnten,) angerichtet werden, begreiflich zu machen. Und eben dieses kann auch das Seinige einiger Maaßen zur Rechtfertigung der Zuversicht der Kolonisten beytragen, die an den Ufern des Stromes wohnen — die denn freylich, ohne alle dergleichen Schlüsse zu machen, und ohne viele tiefsinnige Untersuchungen über die Gründe ihrer Zuversicht anzustellen, wenige Schritte weit von den Ufern dieses Stromes, den seine Gestade kaum fassen, dessen Fläche wirklich das ebene Feld der benachbarten Ländereyen um einige Fuß übersteigt, und der sich brausend über ihren Köpfen hinwälzt, heute eben so ruhig schlafen, wie sie gestern gethan haben und morgen thun werden.

Indessen gestehen doch Viele: wenn unglücklicher Weise während des vollen Wasser-Anlaufes im Strome zu einer Zeit, wo er am Rande der Erdwälle herstreift und eine Menge von Holz herbey führt, ein heftiger Orkan entstehen sollte, dergleichen man in diesem Lande schon erlebet hat, (nur aber zu einer Zeit, da der Strom bereits um ein Beträchtliches abgenommen hatte, und kein Holz mehr mitbrachte;) so dürfte es wohl sehr möglich seyn, daß diese vereinigten Umstände einen schröklichen Umsturz, dessen Wirkungen sich gar nicht berechnen ließen, und vielleicht so gar eine durchgängige Zerstörung veranlaßten. Wenn nämlich der Orkan die Gewässer des Stromes über alle Maaßen aufschwellte und sie zu einer außer-

ordentlichen Höhe triebe; so würde er sie samt dem mitgebrachten Holze mit äußerster Gewalt auf beide Ufer desselben schleudern, deren Erdwälle dann gar bald zertrümmert wären; würde das Land mit einer entsetzlichen Flut überdecken; würde alles vernichten, und am Ende einer solchen schröcklichen Krisis nichts als verworrene Trümmer und Ruinen hinterlassen. Zum guten Glück ist das Zusammentreffen solcher traurigen Umstände, wo nicht unmöglich, wenigstens doch unwahrscheinlich, indem der Orkan aufs zeitigste nicht eher, als im August-Monat, eintritt, und der Strom schon vom Junius an, und aufs späteste im Julius zu fallen beginnt.

Man benutzt die Gewässer dieses Stromes, während seines Anwachsens im März, April, Mai und Junius, mittelst kleiner Wasserleitungen, die man bey ihm anbringt, um die Reisfelder anzufeuchten und unter Wasser zu setzen, und durch Kanäle, die das Wasser aufnehmen und es auf vierzig französische Morgen weit, mehr oder weniger, über die Hinterseiten und in sumpfige Gründe ergießen, wo es einige Schneidemühlen treiben muß. Man würde sie auch wohl nutzen können, die Zuckerrohr-Pflanzungen zu wässern, wenn man nicht, bey der frischen und feuchten Beschaffenheit des hiesigen Bodens, einer solchen Aushülfe, die auf den Antillen so nützlich, und manchmal so gar unumgänglich nöthig ist, entübriget wäre. Während jenes Anwachsens dringt das Wasser des Stromes in das Innere des Bodens, und tritt so dicht an die Oberfläche desselben, daß man es an gewissen Stellen, wenn man da herum springen, oder sich, so zu sagen, auf

einem Fuß herum drehen wollte, zum Heraufspritzen, oder wenigstens zum Ausschwitzen bringen würde. Zu solcher Zeit vornehmlich sieht man hier aufs offenbarste den buchstäblichen Gegensinn von dem Sprichworte: daß das Wasser immer nach dem Flusse läuft. Hier findet sich davon gerade das Gegentheil: die Gewässer des Stromes seigen sich mit Macht in den Boden ein, und dringen im Ueberfluß in die Ergießungsgräben, die vor den Pflanzungen und an den Seiten derselben angebracht sind, wo sie wahre Strömungen, eigentliche, freylich aber nicht klare, Bäche bilden, welche sich dann in der Vertiefung der Ländereyen nach den hier so genannten Cypressen-Büschen (cyprières) hin, oder in die Vertiefungen, die man hier Gräben (Bayoux) nennt, verlieren. Wenn man alsdann mitten auf dem Strom in einer Piroge fährt, so scheint es nach dem Augenmaaße nicht anders, als stände die Oberfläche seiner Gewässer an vielen Stellen beynahe so hoch, wie die Giebel der Landhäuser, die der Reihe nach etwa funfzig Toisen weit von den Ufern desselben, und drey hundert Toisen, mehr oder weniger, aus einander liegen; ein Anblick, welchen derjenige, der ihn nicht schon gewohnt ist, mit kaltem Blute nicht betrachten kann.

Die Bewohner der Ufer trinken kein andres Wasser, als das aus dem Strom, indem es weiter kein trinkbares Wasser giebt, und man hier zu Lande nicht gewohnt ist, Cisternen zu halten. Man trinkt es filtrirt, oder nachdem man es den Schlamm, den es bey sich führt, hat zu Boden setzen lassen. Ohne diese Zurichtung ist es in seinem natürlichen Zustande, wegen der safrangelben Farbe,

die ihm der Schlamm giebt, und wegen eines gewissen, ekeln und härtlichen Geschmacks, widerlich zu trinken, wenigstens für Leute, die nicht daran gewöhnt sind. Uebrigens aber scheint es doch keine schädlichen Eigenschaften zu haben, obgleich der Strom ein Sammelplatz von tausenderley Unflat ist, und die Leute mit einer wahrhaftig tadelhaften Gleichgültigkeit viele, an Krankheiten gefallene, oder durch ein Ungefähr umgekommene Thiere hinein werfen. Sey aber auch dieses Wasser, wie es wolle, so gewöhnten sich doch die Menschen aus Noth so gut daran, daß es unter andern die Kreolen im Lande mit den größten Lobsprüchen überhäufen, und ihm die heilsamsten Eigenschaften, und namentlich den seltnen Vorzug nachrühmen, daß es auf der See nicht verderben soll. Es kommt auf die Erfahrung an, ihre Aussagen in diesem Punkte zu bestätigen und zu rechtfertigen; übrigens mag ich sie weder bejahen, noch dawider streiten, ob ich wohl, die Wahrheit zu sagen, an dem letzt genannten Vorzuge sehr zweifle.

Uebrigens giebt es gar keine bequeme Gemeinschaft des einen Stromufers mit dem andern, und zwar theils aus Mangel an Schiffbrücken, die hier, wie man behauptet, wegen der Menge von herbey schwimmendem Holze nicht bestehen können, weil sich dasselbe, heißt es, bey dem Anschwellen der Gewässer gewaltig häuft, und mithin eine solche Brücke in Kurzem zertrümmern und hinweg reißen würde, (welches ganz wahrscheinlich ist,) theils auch aus Mangel an Fähren, die man hier eben so wenig würde auf dem Strome halten können, oder wenigstens an einigen Barken zur Ueberfahrt, die man

von einer Distanz zur andern, zum Gebrauche des Publikums, gegen einen bestimmten Preis für das Uebersetzen, füglich hätte einführen können. Man sollte nicht anders meinen, als daß diese beiden Theile der Kolonie gar keine Gemeinschaft und nicht das geringste Verkehr mit einander haben, und ein Paar einander durchaus fremde Länder ausmachen müßten. Daher trägt denn auch dieser Mangel an offner Kommunikation, dem nur mittelst kleiner, langer und schmaler Fahrzeuge (chalans), Pirogen und Boote, die sich manche Einwohner zu ihrem Privat-Gebrauche halten, gar wenig abgeholfen ist, das Seinige bey, das Land am rechten Ufer des Stromes, oder das eigentlich so genannte Louisiana, in einem minder lebendigen, minder thätigen Zustande zu erhalten, als das Land am linken Ufer oder West-Florida, welches außer den Vortheilen, die ihm eigen sind, noch den Vorzug hat, daß es die einzige Handels-Niederlage, die es in der Kolonie giebt, den Mittelpunkt aller Geschäfte, die da getrieben werden, kurz, den Ort, zu dem alles hin, und von dem auch alles ausgeht, Neu-Orleans, besitzt.

Drittes Kapitel.

Pflanzstätte an den Ufern des Mississipi in dem untern Theile der Kolonie, nebst der Beschreibung von Neu-Orleans.

Der Landstrich von den ersten fünfzehn bis zwanzig fr. Meilen, der sich von der Mündung des Stromes herauf an beiden Ufern zeigt, bietet einen durchaus monotonischen, trübseligen, und dem Auge so gar lästigen Anblick dar. Ein niedriger und morastiger, an vielen Stellen vom Strom überschwemmter, unbewohnter und schlechterdings unbewohnbarer Strand, wo nichts zu sehen ist, als unförmliche und wild wachsende Stauden, feuchte Binsen, oder Bäume, deren Stämme im Moraste stecken, und der noch überdies von mancherley Gewürmen und verheerenden Insekten wimmelt, dergleichen die Maringouins *), und jene grausamen Fliegen sind, denen die Einwohner an Ort und Stelle den sehr bedeutenden Namen Schlagegleich-zu (Frappe-d'abord) gegeben haben, dies ist es, was sich in diesem weiten Raum und bey dem Eingang in die Kolonie darstellt; eine Probe, nach der man sicherlich nicht auf das Ganze schließen dürfte, um sich davon eine vortheilhafte Vorstellung zu machen.

Ungefähr funfzehn fr. Meilen weit unterhalb Neu-Or-

*) Eine Mücken-Art, die den amerikanischen Inseln vorzüglich eigen zu seyn scheint. (Man findet sie auch in Senegambien.)

leans fangen die Pflanzstätte der Kolonie an, sich zu zeigen. Sie bedeuten Anfangs gar wenig, und stellen nur eine des Anbaus fähige Erdzunge zwischen dem Strome und mehreren Sümpfen dar; einen so enge begränzten Raum, daß man da, wie die Leute an Ort und Stelle sagen, von den Ufern des Stromes in den Cypressenbusch speien kann. Der Ort, wo sich die Kolonial-Pflanzstätten anfangen, führt den Namen seines Eigenthümers Gentilly, eines reichen Mannes, der sein Vermögen rühmlich anwendet, und bey dem die Fremden von jeder Nation, die den Strom herauf kommen und an diesem Orte verweilen, wo sich ihnen eine wohl unterhaltene Wohnung darbietet, die erste, (mit Ausnahme der Posten La-Balise und Plaquemine) die ihnen von der Mündung des Missisipi her, zu Gesichte kömmt, eine sehr gastfreundliche Aufnahme finden. Darauf kommen, verworren und ohne Ordnung, jenseits der Krümmung, die der Strom da macht, der man die Benennung der Engländer-Krümmung (Détour des Anglais) gegeben hat, und die so schwer zu befahren ist, eine kleine Reihe von Säg-Mühlen, einige Zuckersiedereyen und Plätze, worauf Gartengewächse und Lebensmittel gebauet werden, alles in Reihen geordnet, und eins nach dem andern, längs der Ufer des Stromes hin. Von da aus, wenn man so weit herauf ist, kann man leicht, und ohne die Augen anzugreifen, die Gränzen und Enden der bereits angelegten und noch anzulegenden Pflanzstätten in dem ganzen langen und schmalen Striche Landes, der auf beiden Seiten an den Strom stößt, und der doch den beträchtlichsten und am besten gegründeten Theil der Kolonie ausmacht, übersehen; indem

sich diese Enden höchstens eine halbe fr. Meile weit von dem Central-Theil und Beobachtungs-Punkte, das heißt, von dem Fahrwasser eben dieses Stromes befinden — vorausgesetzt, daß man denselben herauf kömmt, und die Augen zur Rechten und zur Linken hin heftet.

Nach einer Fahrt von acht bis zehn, mehr oder weniger Tagen langt das Fahrzeug, das uns trägt, mit langsamen Fortschritten, bald unter Segel, bald herauf gezogen, endlich vor Neu-Orleans an, und geht vor Anker.

Diese Stadt liegt so ziemlich unter dem dreißigsten Grade nördlicher Breite, und im vier und siebzigsten Grade westlicher Länge von Ferro; fünf und dreißig fr. Meilen weit von der See, sofern man dem Laufe des Missisipi nachgeht, an dessen linken Ufer sie auf einer Insel erbauet ist, die zu West-Florida gehört, und die vom mexikanischen Meerbusen, vom Landsee Pontchartrain, vom Manschak- oder Iberville-Fluße, und vom Missisipi umgeben ist. Diese Insel hält ihrer größten Länge nach ungefähr sechzig fr. Meilen, hat aber eine veränderliche Breite von zwey bis zu funfzehn fr. Meilen. Allein in dem größten Theile dieses Raumes finden sich für den Anbau unüberwindliche Hindernisse; und es kann derselbe wegen der weitläufigen Sümpfe, von denen er durchschnitten ist, und wegen der physischen Unmöglichkeit, sie auszutrocknen und den Boden von ihnen zu befreyen, nicht einmal bewohnet werden; denn dieser Boden bietet, gerade wie fast aller Boden von Nieder-Louisiana, den stehenden Gewässern, mit denen er überladen ist, und die von der übermäßigen Menge des Regenwassers und von

dem Durchseigen oder Zurücktreten des Wassers aus dem Strom und den Landseen unterhalten werden, nur wenig Abfluß dar; daher denn auch nur der Strich von einer halben fr. Meile in der Breite, der an den Missisipi gränzt, bewohnt und angebaut ist.

Vor dieser Stadt bildet der Strom eine Bucht oder eine Art von halb cirkelrundem, weit geöffnetem Baßin, welches ihr zum Hafen dienet. An der Ostseite dieses Baßins legen sich die Fahrzeuge vor Anker, eines bey dem andern, und so dicht am Strande, daß man mittelst zwey starker, in Brücken-Form gedielter Traversen ungehindert und stehenden Fußes vom Lande mit jedem Fahrzeuge communiciren, und dasselbe auf gleiche Weise mit der größten Leichtigkeit ausladen kann.

Die Tiefe des Stromes, mitten in seinem Bette vor dem Angesichte der Stadt gemessen, beträgt, wie man sagt, etwa vierzig Klaftern. Vor ungefähr fünfzig Jahren gab eben dasselbe Maaß, an eben der Stelle genommen, ein Facit von siebzig Klaftern. Hieraus folgt, (wenn diese Maaße nicht äußerst fehlerhaft genommen worden sind,) daß das Strom-Bette während dieses Zeitraumes breiter geworden ist, (wie denn auch einstimmige Berichte und Zeugnisse in diesem Punkte das Faktum zur Genüge bestätigen,) daß es aber auch dagegen an Tiefe abgenommen, und auf einer Seite verloren, was es auf einer andern gewonnen hat. Seine Breite beträgt, an eben der Stelle aufgenommen, ungefähr fünf hundert Toisen, bald mehr und bald weniger, und dies nach Proportion der Höhe oder Niedrigkeit seiner Gewässer.

Hinter der Stadt findet sich eine Verbindung zu Wasser mit dem Pontchartrain-See, der nicht mehr als zwey fr. Meilen in gerader Linie nach Nord-Westen von derselben entfernt ist, und aus diesem können kleine Fahrzeuge über den Weg des Sanct Johannis-Grabens (bayou St. Jean) herauf segeln, der sich darein ergießt, und an dessen Ende ein Kanal stößt, der vor einigen Jahren durch die sorgfältigen Anstalten des Hrn. von Carondelet, damaligen Statthalters der Kolonie, eröffnet worden ist, und auf dem in den ersten Zeiten seiner Entstehung eben die Goeletten schifften, die sich dicht an der Stadt vor Anker legten; ein in allen Betrachtungen wahrhaftig nützliches Werk, welches dieser Stadt nicht allein die Vortheile eines doppelten Hafens verschaffte, sondern auch zugleich die umliegenden morastigen Gegenden reinigte und trocken legte, und der großen Menge von stehenden Gewässern zum Sammelplatz und Abzugs-Behälter diente. Weil aber dieser Kanal nach dem Abgange dieses Statthalters nicht weiter unterhalten worden ist, so hat er seine Nutzbarkeit zum Theile wieder verloren, und verliert sie von Tage zu Tage immer mehr, indem er täglich mehr Schlamm ansetzt, und schon jetzt nur noch mittelmäßige Barken tragen kann.

Die Stadt hält sechs hundert Toisen in der Länge, und drey hundert Toisen in der Breite. Noch läßt sich zu derselben eine Vorstadt rechnen und mit einbegreifen, die an die Stadt stößt, die sich so gut, wie diese, längs des Stromes hin ausdehnt, und die beynahe drey hundert Toisen lang, und etwa halb so breit ist. Allein

die Wahrheit zu sagen, sind die Stadt, und besonders die Vorstadt nur erst angelegt, indem die Häuser größten Theils bloß von Holze, von einem einzigen Stockwerk, auf einer Art von Wasserpfählen mit Fundamenten von Ziegelsteinen erbauet, und mit Schindeln gedeckt sind; und dies alles mit einem sehr leicht feuerfangenden Holze von Cypressen. Daher ist auch diese Stadt binnen einer Zeit von wenigen Jahren zweymal, im März 1788 und im December 1794, zufälliger Weise abgebrannt; und dessen ungeachtet, werden immer noch täglich mitten in der Stadt, und auf den Brandstellen der ehemaligen, abgebrannten Häuser, dergleichen große Buden erbauet, an denen, das Fundament abgerechnet, alles aus Cypressenholze (bois de Cypre) besteht, und die, nach meinen Gedanken, bloß Zunder zu Feuersbrünsten sind.

Dauerhaftere und der Gefahr weniger ausgesetzte Gebäude giebt es da weiter nicht, als die, die nur seit einigen Jahren her an dem Strom-Ufer und in den ersten Straßen, welche sich an der Vorderseite der Stadt zeigen, gebauet worden sind. Diese neuen Gebäude sind von gebrannten Mauerziegeln, haben nur ein, und sehr selten zwey Stockwerke, mit kleinen, engen, offnen Erkern an der Fassade des ersten Stocks. Tiefer in die Stadt und Vorstadt hinein sieht man nichts, als Feldhütten.

Die Straßen sind nach der Schnur angelegt, und ziemlich breit; das ist aber auch alles. Sie werden von einem kleinen, höchstens vier bis fünf Fuß breiten Trottoir begränzet, der sich mit einer Traverse von Cypressen-

holz endet, und der gemeiniglich so schlecht unterhalten wird, und durch die auswendig hervorragenden kleinen Treppen, welche sich vor den Hausthüren befinden, so unbequem ist, daß ein Fußgänger nicht besser thun kann, als wenn er, ohne zur Rechten oder zur Linken auszubeugen, gerade der Traverse folget. Die Straßen sind auch nicht gepflastert, und da sie nun durch die Trottoirs beenget werden, und wenig oder keinen Fall haben; so sind sie, einen ziemlichen Theil des Jahres über, eine wahre, gräuliche Kloak. Die Strassen, die von den Strom-Ufern her laufen und in gerader Linie die Stadt durchschneiden, sehen nach einem derben Regenschauer nicht besser aus, als wie Sümpfe, haben aber doch einigen Abfluß, nicht nach dem Strome zu, sondern nach der Gegenseite hin in die hinteren Theile der Stadt, weil der Boden immer niedriger wird, je weiter er sich vom Strome entfernt, dessen Oberfläche der höchste Punkt des Kolonial-Horizontes ist.

Was öffentliche Gebäude anlangt, so giebt es da weiter keine, als die Kabilde oder das Rathhaus, welches von Ziegeln erbauet und nur ein Stockwerk hoch ist, und die Pfarrkirche, ebenfalls von Ziegeln. Beide liegen nahe bey einander auf einem freyen Platze, der an das Strom-Ufer stößt und der einzige ist, den die Stadt hat, die, wie bereits gemeldet worden, zweymal abgebrannt ist, und die bey dergleichen schröcklichen und traurigen Zufällen ihren unglücklichen, von den Flammen verfolgten Einwohnern weiter keine Freystatt gewährt, als eben diesen Platz, und den leeren Raum, der sich am Hafen längs des Stromes hin befindet.

Das Gebäude, worin der General = Statthalter seinen Wohnsitz hat, ist ein einfaches Haus von einem Stockwerke, und liegt mit der Fronte gegen den Strom. An der einen Seite stößt ein kleiner, nichts bedeutender Garten daran, der die Form eines Lustplatzes hat; und die entgegen gesetzte Seite, welche die Aussicht auf eine Straße hat, ist am Ende fast gänzlich mit einer niedrigen Galerie, die mit einer Gatterthüre verschlossen wird, nnd im Uebrigen mit verpalissadirten Höfen eingefaßt, in denen die Küchen und die Stallungen sind; daher denn das Ganze mehr wie ein Gasthof aussieht, als daß es den ehrwürdigen Anblick einer Regierung geben sollte.

Springbrunnen sind in dieser Stadt gar nicht; und es ist auch keine Möglichkeit, daß es dergleichen da geben könnte, weil es dem Lande gänzlich an fließenden Wassern fehlt, das Wasser im Strom ausgenommen, das einzige trinkbare Wasser, das es da giebt, und dessen schon oben gedacht ist. Aber wenn auch gleich keine Springbrunnen hier sind, so ist doch dagegen keinesweges Mangel an Schöpfbrunnen; wie es denn hier sehr wenig Häuser giebt, die nicht einen oder ein Paar hätten. In der That erfordern diese Brunnen auch keine großen Kosten; man braucht nur ein wenig in die Erde zu graben, um Wasser zu finden. Indessen ist dieses Brunnenwasser, das zwar vom Strom herrührt, das aber wegen seines Durchsickerns durch ein modriges Erdreich unfehlbar verdorben ist, weder gut zu trinken, noch taugt es zum Waschen und Bleichen der Wäsche, und kann höchstens zum gemeinsten Gebrauche genutzt werden. Um es einzuschöpfen, hat man weiter

nichts zu thun, als daß man mit dem Arm ein Gefäß hinein steckt; deswegen werden auch dergleichen Brunnen zugedeckt, damit kein Unglück geschehe.

Von der Halle, wo das Fleisch zur Konsumtion verkaufet, und von dem Markte, der hier täglich bey den Fleischbänken, in der Nähe des Stromes, gehalten wird, läßt sich weiter nichts sagen, als daß man von dergleichen Anstalten ganz und gar nichts Schickliches gesehen haben muß, wenn man es der Mühe werth achten kann, davon zu reden, man müßte denn bloß sagen wollen, daß es eine wahre Lumperey sey.

Die Stadt ist so wenig, als die umliegenden Gegenden, mit irgend einer anmuthigen Promenade geschmückt. Das einzige, was hier die Stelle davon vertreten muß, ist der öffentliche Weg, sonst der Damm (la Levée) genannt, welcher längs des Stromes hin, der Stadt gegen über, und im Auswendigen derselben herrscht; imgleichen eine kothige oder staubige Straße, nachdem die Jahreszeit und die Witterung ist, sonst auch die Graben-Straße genannt, welche hinter der Stadt zu verschiedenen kleinen Pflanzstätten, die den Kanton Gentilly ausmachen, und zu andern von ähnlicher Art, aus denen der Meyerey-Kanton besteht, so wie zu dem eigentlich so genannten großen Graben führt, wo sich Karondelets-Kanal anfängt, der bis in die unmittelbare Nachbarschaft der Stadt reicht, und mittelst dessen die Stadt auf mittelmäßigen Fahrzeugen (embarcations) ihr Verkehr auf dem Pontchartrain-See treiben kann und treibt. Hierin besteht alles,

was zu Promenaden zu brauchen ist; und es gehört hier zum guten Tone, dahin zu gehen, und sich, wenn schönes Wetter ist, gegen Abend eine oder ein Paar Stunden lang entweder zu Pferde, oder auch in mehr oder minder eleganten Wagen da sehen zu lassen; nicht etwa, um da der Vortheile und Annehmlichkeiten, die sonst mit einer solchen Motion verbunden zu seyn pflegen, als zum Beyspiele frischer und gut unterhaltener Alleen, einer malerischen Aussicht, einer reinen und gesunden Luft, u. s. w zu genießen, (denn von alle dem ist da nichts zu finden) sondern um nur da, wie ich bereits gesagt habe, mit einem Außenscheine von Luxus zu prunken, welcher seit acht bis zehn Jahren trotz des Krieges, oder auch vielleicht so gar wegen des Krieges und der Umstände, die damit zusammen hängen, in diesem Lande beträchtliche Fortschritte gemacht hatte.

Ungefähr mitten in der Stadt steht ein kleines Schauspielhaus, das von inländischem Holz erbauet, und mithin ebenfalls ein Werk der Unachtsamkeit in Rücksicht der Feuersgefahren ist. In diesem habe ich, gleich bey meiner Ankunft in der Stadt, Komödien, und einige Dramen, wie auch gewisse komische Stücke der zweyten Art ganz leidlich spielen gesehen. Die Truppe, die diese Schauspiele aufführte, wurde damals von einem halben Dutzend Schauspielern und Schauspielerinnen unterstützet, denen es nicht an Talenten fehlte, die vorher bey dem Theater zu Kap Français auf der Insel St. Domingo gestanden hatten, und seit den schröcklichen Unruhen auf dieser Insel nach Louisiana geflüchtet waren, welches in diesem, wie in vie-

len andern Stücken von wichtigerm Belange, Nutzen aus den Unglücksfällen, mit denen diese bedauernswürdige Kolonie heimgesucht worden ist, geschöpft hat, ohne daß es jedoch, nach dem Beyspiele mancher anderen Länder, welche hier näher zu bezeichnen unnöthig und am unrechten Ort angebracht seyn würde, selbst etwas dazu beygetragen hätte.

Allein durch die Uneinigkeit zwischen den Oberen vom Civil- und Militair-Stande, und durch die Sorglosigkeit der Bürgerschaft und der Kolonisten ist das Schauspiel eingegangen; die meisten Komödianten und Musikanten haben sich zerstreuet, und das Haus ist seitdem geschlossen geblieben. Indessen ist doch jene Ursache zur Mißhelligkeit dermalen offenbar nicht mehr vorhanden; nach einem Interims-Zustande von zwey Jahren ist die Regierung eingesetzt, und zeigt, daß sie sich die Sorge für dienliche Mittel zu Wiederherstellung dieses Schauspieles angelegen seyn läßt. Man bemüht sich auch seit kurzem, dasselbe durch Vereinigung der kleinen Anzahl von Schauspielern und Musikanten, die noch übrig sind, mit einigen Liebhabern, so gut es seyn kann, wieder in Aufnahme zu bringen. In der That sind bereits einige Stücke aufgeführt worden; und selbst die letzteren, (die Liebhaber,) haben nur neulich, von edlem Feuer begeistert, den Cothurn anzuziehen, und dem Publikum eine Probe, wo nicht eben von ihren Talenten in diesem Stücke, wenigstens doch einen Beweis von ihrem guten Willen in der Vorstellung von Cäsars Tode *) zu geben beliebt. Allein

*) La Mort de César, Trauerspiel von Voltaire.

die erhabne Melpomene ist hier eben nicht mit übermäßigem Beyfall aufgenommen worden, und die Bühne ist seitdem der Waltung der flatterhaften Thalia und der liebenswürdigen Erato überlassen geblieben.

Im Winter ist hier, während des Carnevals, ein öffentlicher Ball, der wöchentlich zweymal geöffnet wird, den einen Tag für große Personen, und einen andern für die Kinder; und dies in einem nichts weniger als glänzenden Lokal, welches nichts besser ist, als eine Art von Halle, die man mitten in einer großen Baracke angelegt hat, und die in einer Queerstraße der Stadt liegt; ein Schauort, auf den man sich hin und wieder nicht anders verfügen kann, als auf die Gefahr, reichlich mit Gassenkothe besudelt zu werden; und zwar, trotz aller möglichen Vorsicht, noch in dem Augenblicke, wenn man eben zur Stelle kömmt. Dieser Tanzsaal ist ein langes, schmales Gemach von etwa achtzig Fuß in der Länge gegen einige und dreyßig Fuß in der Breite. An den beiden Seiten dieses Gemachs hat man eine stufenweise Erhöhung oder eine Art von Logen angebracht, in die sich die lieben Mütter und diejenigen setzen, die nicht tanzen, die also eine bunte Tapete vorstellen, und, (wie man hier ironisch sagt,) Bredouillen *) abgeben, bis sie endlich zum Tanzen aufgerufen werden, von den Stufen herunter steigen, und

*) Bredouille nennen die Franzosen ein Zeichen, womit im Bretspiele das gewonnene doppelte Spiel bemerkt wird. Sortir bredouille d'un bal heißt aber auch von einem Balle nach Hause gehen, ohne zum Tanz aufgefordert worden zu seyn.

sich dann aus kalten Zuschauerinnen mit niedergeschlagenen Blicken und verlängerten Gesichtszügen gar bald in hitzige Mitspielerinnen von lebhafter Farbe und funkelnden Augen verwandeln, und von dem Augenblick an in der That völlig entbredouilliret werden. Unterhalb der gedachten Stufen = Erhöhung steht eine Reihe Bänke und Stühle für die Tänzerinnen, die sich vom Tanz erholen wollen, und zwischen jenen Logen und diesen Bänken ist ein Raum von zwey bis drey Fuß breit, wo so wohl die Reserve-Tänzer, als die bloßen Anwesenden, dicht bey einander aufgestapelt, und einer von dem andern gedrängt stehen. Die Musikanten bestehen aus fünf oder sechs Mulatten oder farbigen Leuten, die aus allen Kräften die Geige kratzen, und auf einer Art von Estrade mitten an der einen Seite des Saales in einer Reihe beisammen sind.

Dieser Saal ist für einen solchen Ort, wo der Schimmer und Wiederschein der Lichter eigentlich verschwendet seyn sollte, nur dürftig erleuchtet, ohne krystallene Wandleuchter, ohne Pfeiler-Spiegel, ohne alle Verzierungen, mögen sie auch Namen haben, wie sie wollen. Uebrigens würde aber auch die durchaus kärgliche Einrichtung des Lokals, wo alles, bis auf den simpeln Fußboden, jämmerlich schlecht ist, jede Verschönerung doch nur lächerlich machen.

Dahin gehen also in den Monaten Januar und Februar, und nur selten vorher oder nachher, Mannspersonen und Frauenzimmer, wöchentlich ein oder zwey Mal, um sich von sieben Uhr des Abends bis zu dem Morgen des

folgenden Tages herum zu drehen, und sich an Kontretänzen grosso modo müde zu figuriren. Und was nun weiter? Nichts, als Kontretänze, und diese bey dem kreischenden Schall einiger Geigen von Bierfiedlern, die den Tänzern für ihr Geld die Ohren vollkratzen. Der Einlaß = Preiß zu diesem reizenden Versammlungsorte, diesem Tempel der Terpsichore, ist für die Person, ohne Unterschied des Geschlechts, gleichförmig auf vier Escalins oder einen halben Piaster gesetzt. Für diesen Preiß hat jeder anständig gekleidete Mensch (versteht sich, daß da die Rede von weißen Menschen ist,) Zutritt, aber ohne Maske, (denn die Masken werden seit einem ärgerlichen Auftritte, der sich hier bey Gelegenheit einer Maskerade ereignet hat, nicht weiter zugelassen,) und kann da nach Herzenslust als Zuschauer oder Tänzer figuriren, so fern er mitten in diesem Schwarme nur Platz zum Tanze finden kann, denn von Ordnung herrscht da nicht viel; und das Vergnügen, welches man am Tanze finden kann, ist nur für eine gewisse Anzahl Personen vorbehalten, und schränkt sich fast lediglich auf den Zirkel einiger Gesellschaften ein, welche die Geschicklichkeit besitzen, sich unter einander der Plätze zu bemeistern, und unaufhörlich vor der Nase der andern, die nicht zu ihnen gehören, zu tanzen, bis sie vor Müdigkeit oder aus sonst einem Grunde die Güte haben, auch andere an die Reihe kommen zu lassen, daß sie Kapriolen schneiden können. Diese Art von Monopolien, die hier absichtlich und anmaßlich mit dem Genuß einer Lustbarkeit getrieben wird, welche ihrem Wesen nach unter der ganzen Gesellschaft gemeinschaftlich seyn sollte, diese Aristokratie von Kreuz=Kapriolen, Luftsprün=

gen und Schleifern hat hier einigemal so heftige Zänkereien, und so gar bedeutende Thätlichkeiten veranlasset, daß eine gewisse ehrwürdige Matrone in diesem Lande den Verlust, den sie an ihrem einzigen Sohn erlitten hat, (einem Jünglinge von achtzehn bis zwanzig Jahren, der die schönsten Hoffnungen von sich gab, und der gleich nach seiner Ankunft aus Europa auf einem solchen Balle, bey dem er sich eingefunden hatte, von einem Mitgliede der gedachten Gesellschaften geradezu herausgefodert wurde, sich des Tages darauf mit ihm schlug, und durch einen Degenstich ums Leben kam,) keiner andern als eben dieser Ursache zuschreiben kann.

Von den Streitigkeiten, die an diesem, der Freude und den Lustbarkeiten gewidmeten Ort aus mancherley eben so lächerlichen, als ungegründeten Anmaßungen entstehen, hat sich nur noch neulich eine zugetragen, von der die Folgen in allem Betracht hätten überaus traurig werden können, wenn nicht zwey oder drey junge Franzosen, die nur eben erst im Lande angekommen waren, die Geistesgegenwart gehabt hätten, sich sogleich zwischen dem Militär und den Bürgern ins Mittel zu schlagen, da man so eben im Begriffe stand, einander mitten im Saal und unter einem Haufen erschrockener und verstörter Weiber und Mädchen in die Haare zu gerathen, von denen einige sogar, da die Schlägerey eben ausbrechen wollte, ohnmächtig wurden oder sich doch so gebärdeten, und andere zu den Fenstern hinaus sprangen. Der Vorfall ist charakteristisch, und die Sache diese: der ältere Sohn des General-Statthalters konnte die französischen Contre-Tänze nicht recht tanzen, oder hatte auch

wohl keinen Gefallen daran, und weil er doch gar zu gern tanzen wollte, so hatte er es schon einige Male dahin gebracht, daß an deren Statt Englische Contre-Tänze, die er besser tanzen kann, getanzt worden waren, welches sich denn die Versammlung, aus Nachsicht gegen den Geschmack und die Neigung des jungen Herrn, hatte gefallen lassen. Vermuthlich wurde diese Gefälligkeit der Gesellschaft von unserm jungen Spanier unrecht verstanden, so daß er sich nunmehr ein Recht anmaßte, sie zu mißbrauchen. Nun hatten sich eines Abends sieben französische Contre-Tänzer zusammen gestellt, und die Tänzer und Tänzerinnen fiengen schon an, nach dem Schalle der Instrumente in Bewegung zu kommen, als unser Männchen mit einmal wiederholt zu schreyen begann, „Englische Contre-Tänze!" Unsere Figuranten, die bereits im Kreise begriffen waren, und die diese Unbescheidenheit verdroß, schrieen dagegen desto lauter, „Französische Contre-Tänze!" Das geschah zu vielen wiederholten Malen hinter einander; und hierüber entstand ein Zank und Geschrey, welches kein Ende nahm. Da der Anfänger des Lärmens sah, daß er mit seinen Absichten nicht durchdringen konnte, verbot er den Spielleuten, fortzuspielen, die denn augenblicklich gehorchten. Der spanische Officier, der so eben den Dienst hatte, über Ordnung bey dem Feste zu wachen, und der an weiter nichts dachte, als dem Sohne des Statthalters einen Gefallen zu thun, ließ seine, aus zwölf Mann Grenadieren bestehende Wache anrücken, welche mit dem Säbel an der Seite und mit aufgepflanztem Bajonette in den Saal traten. Bey dem Anblicke dieser Wache wurde der Tumult noch einmal so arg, als vorher. Das Frauenzim-

mer erschrack und schrie überlaut; und die Mannsleute, deren Zahl so gleich dadurch verstärket wurde, daß diejenigen, die sich in den Spielstuben befanden, auch in den Tanzsaal herbey gelaufen kamen, geriethen in Wut. Eben waren auf der einen Seite die Grenadiere, und auf der andern die Spieler und Tänzer auf dem Wege, zum Handgemenge zu kommen; dort Flinten, Bajonette und Säbel, und hier Degen, Bänke und Stühle, samt all dem, was man eben zur Hand hatte. Unter all diesem Getümmel, was thaten einige Amerikaner, friedliche Leute, die der vortheilhaften und klugen Rolle der Neutralität gewohnt waren, und die sich weder für die französischen, noch für die englischen Contre-Tänze erklärt hatten? Sie trugen Damen vom Schlachtfeld hinaus, machten sich, mit dieser kostbaren Bürde beladen, mitten unter den Bajonetten und Degen Platz, und gewannen die freye Luft. Ein französischer, in der Stadt wohnhafter Kaufmann, der aus einer Spielstube seiner Frau zu Hülfe herbey gelaufen war, fand sie bereits draußen vor dem Saal ohnmächtig unter den Händen von vier Amerikanern, die nun mit den beiden Eheleuten fort giengen.

Mitten unter dem ärgsten Lärmen, da der Auftritt eben blutig werden wollte, stiegen drey junge, kurz zuvor hier angekommene Franzosen in die Logen an der Seite des Saales, sprachen da beredt und herzhaft für Ruhe, Frieden und Einigkeit, und für das Interesse des schönen Geschlechts, dessen sie sich annahmen, und stillten glücklich die gemeinschaftliche Angst, beruhigten die Gemüther, und stellten an diesem Orte der Zwietracht und des Geschreyes,

Ordnung und Harmonie wieder her. So gar der Ball gieng wieder an, und dauerte die übrige Nacht hindurch fort, in Beyseyn des alten Statthalters; der bald hernach dahin kam, das gute und glückliche Werk der Friedensstiftung, welches die Gesellschaft den jungen französischen Rednern zu danken hatte, zu bestätigen. Die französischen Contre-Tänze behielten das Schlachtfeld, und der wachhabende Offizier kam damit davon, daß er des Morgens darauf in Arrest geschickt ward. Und so nach hatte nicht viel daran gefehlt, daß über einer hochmüthigen Prätension, über einem ganz unzeitigen Tone der Superiorität, und ungebürlichem Mißbrauche der Gewalt an einem zum Spielen und Scherzen bestimmten Orte hätten bittere Thränen vergossen werden können.

Dies ist es denn, was ich von dem öffentlichen Balle zu Neu-Orleans zu sagen hatte, der einzigen Lustbarkeit, die es in dieser Stadt giebt, wo überhaupt nur sehr wenig öffentliche oder Privat-Lustbarkeiten, wenigstens solche, die des Namens werth wären, gegeben werden. Noch will ich, bevor ich weiter gehe, nur das anmerken, daß der Kinderball viel lustiger und erfreulicher ist, als der Ball der Großen, bey dem ein steifer, gezwungener Ton voll wechselseitiger Bissigkeit herrscht, den ein Fremder bald inne wird, und über den er die Achseln zuckt. Dagegen bieten die offene Fröhlichkeit, die spaßhaften Unbedachtsamkeiten, und die liebenswürdige Freymüthigkeit der zahlreichen Jugend, die mit desto größerer Lust herumspringt und sich tummelt, weil sie weiter nichts zur Absicht hat, als sich lustig zu machen, ein Schauspiel dar,

welches in allen Rücksichten reizender, origineller und angenehmer ist, als das erstere; und im Uebrigen sind, Marionetten gegen Marionetten gerechnet, die kleinen immer interessanter, als die großen.

Außer dem, was ich in Absicht auf öffentliche Anstalten in Neu-Orleans bisher gesagt habe, finde ich weiter nichts mehr anzumerken, als die Kasernen für die Soldaten, und was damit zusammenhängt; das Militär- oder Königliche Spital, welches nicht viel bedeutet; das öffentliche Spital der Charité, welches viel besser ist; das Fort St. Charles, welches nur eine kleine Schanze ist; die angeblichen Wälle, die vor sechs bis sieben Jahren dem König und den Privatleuten so viel Kosten gemacht haben, und die schon allenthalben wieder in Trümmer fallen und einstürzen; die elenden Laternen, die in den Winternächten, da bloß an jedem Kreuzweg eine mit drey Lämpchen steht, nur auf zehn Schritte weit leuchten, und allen übrigen Raum in tiefer Dunkelheit lassen; und endlich ein Nonnenkloster, das so gut, wie die Kasernen und die königlichen Packhäuser, ein Denkmal von der französischen Regierung ist. Das alles hat kein großes Ansehen, und kann bloß in Beziehung auf die Orte, wo sich dergleichen Anstalten finden, und anders nicht in Betracht gezogen werden. Uebrigens darf man hier sonst keine solche öffentliche Anstalt suchen, wie eine Börse oder ein Ort zur Zusammenkunft in Handels-Angelegenheiten, ein Postamt für die Kolonie, ein Gymnasium, eine Bibliothek seyn würde, mit einem Worte nichts, was sich auf das gemeine Beste bezöge.

In der Vorstadt sind neuerdings ein Paar wichtige Manufakturen aufgekommen; nämlich zwey Baumwollen-Mühlen, die sich beide nebst allem Zugehör in einerley Werkstätte befinden, wo Tag für Tag wenigstens tausend Pfund Baumwolle zum Verkaufe gereinigt, gepackt, gewogen und abgeliefert werden können; und eine Zucker-Rafinerie, die man braucht, den geringern Zucker der Kolonie durch eine neue Bearbeitung nutzbar zu machen, und die daraus durch Anwendung der gewöhnlichen Kunst-Proceduren glücklich einen weißen Zucker bereitet, der ein ziemlich schönes Ansehen hat; eine sehr nützliche Anstalt, welche dieses Land so gut, wie die Anlegung seiner Zucker-Siedereyen, einigen Franzosen zu danken hat, die von St. Domingo ihre Zuflucht hieher genommen haben.

Die einheimische Bevölkerung dieser Stadt und der dazu gehörigen Vorstadt beträgt ungefähr zehn tausend Seelen von beyderley Geschlecht und jedem Alter. Davon sind vier tausend Weiße, zwey bis drey tausend Freygelassene, und die übrigen Sklaven. In dieser Anzahl sind jedoch sieben bis acht hundert Mann, aus denen die Besatzung der Stadt besteht, eben so wenig, als die Leute, die zum Dienste der königlichen und der kaufmännischen Marine gehören, oder die nicht seßhaften Fremden nicht mitbegriffen.

Alle Bedürfnisse des menschlichen Lebens, die das Land erzeugt, gelten seit einigen Jahren in Neu-Orleans beynahe noch einmal so viel, als vorher, und werden von Tage zu Tage immer theurer. Dieses ist eine Folge theils von dem beständigen Anwachse der Lokal-Bevölkerung,

und insonderheit von dem Zuflusse der Fremden, theils davon, daß viele gemeine Einwohner statt des Reißbaues und der Vermehrung andrer, vegetabilischer oder animalischer Nahrungsmittel, welche vorhin den Gegenstand ihrer Arbeiten ausmachten, lieber zu der Baumwollenzucht gegriffen haben. Daher gilt dann dermalen auf dem Markte zu Neu-Orleans ein Tönnchen Reiß im laufenden Preiß acht bis neun Piaster, ein Viertel (quart) Mais oder türkisches Korn in der Hülse einen Piaster, ein welsches Huhn anderthalb bis zwey Piaster, ein Kapaun sechs Escalins bis einen Piaster, eine Henne vier bis fünf Escalins, ein junges Huhn (poulet de grain) fünf und zwanzig Sols oder einen Viertels-Piaster, ein Paar junge Tauben drey Escalins, ein Dutzend Eyer fünf und zwanzig Sols, und so alles andere nach Proportion. Das Orhoft (barrique) Wein von Bordeaux kostet gegenwärtig vierzig Piaster, und dies bloß des Umstandes wegen, daß wieder Friede ist; denn vorher galt es sechzig bis siebzig Piaster, und es hat so gar bis an hundert Piaster gegolten. Die Tonne Mehl gilt jetzt sieben bis acht Piaster, und manchmal auch weniger. Die Hausmiethen sind in dem ganzen Striche der Stadt, der mit der Rhede benachbart ist, des Handels wegen überaus theuer, und sind es anderwärts viel weniger. Mit einem Wort, ich glaube nicht, daß eine Familie, die aus Vater, Mutter, einigen Kindern und drey bis vier Domestiken besteht, am Ende des Jahres nach Bestreitung sämmtlicher Ausgaben, bloß zu Unterhaltung eines nothdürftigen, anständigen Aufwandes, und ohne das mindeste Entbehrliche, mit weniger, als zwey tausend Piastern, ausreichen können.

Die gangbaren Münzen sind in dieser Stadt, wie in der ganzen Kolonie, an Golde der Quadrupel, der sechzehn Piaster gilt; der halbe Quadrupel acht Piaster; und einige andere Stücke von geringerem Werth, aber alle ziemlich selten: an Silber, der grobe oder ganze Piaster (la piastre gourde), der acht Escalins oder hundert Sous gilt; der halbe Piaster, der vier Escalins oder fünfzig Sous gilt; der Viertels-Piaster oder Gourdin, der zwey Escalins oder fünf und zwanzig Sous gilt; der Escalins, der dreyzehnthalb Sous gilt; und der Picaillon oder halbe Escalin, der sechs und ein Viertel Sous gilt. Uebrigens ist hier die Sous-Valuta bloß idealisch, weil keine solche repräsentative Münze, so wie überhaupt keine Kupfer-Münze vorhanden ist. Der ganze Piaster wird auf fünf franz. Livres und sechs bis sieben Sous geschätzt.

So steht es mit Neu-Orleans in seinem gegenwärtigen Zustande; das, die Wahrheit zu sagen, eher den Namen eines großen, schlechtbewohnten Ortes als einer Stadt verdiente, wenn es mehr Umfang hätte, und von dem ich nächst dem, was ich bereits davon gesagt habe, in der Kürze keine bestimmtere Vorstellung machen kann, als daß ich ihn einen der traurigsten und unangenehmsten Orte nenne, die es in der Welt giebt, so wohl seinem Ganzen und den einzelnen Theilen nach, als wegen des rohen und wilden Anblicks der umliegenden Gegenden. Gleichwohl ist es die einzige Stadt, die es in dieser Kolonie giebt, die Hauptstadt, die Stadt vorzugsweise, wie sie von den mehresten Kolonisten genannt und gepriesen wird.

Indessen kann man nicht in Abrede seyn, daß Neu-Orleans bestimmt ist, in künftigen Zeiten eine der vornehmsten Städte von Nord-Amerika, und wohl gar der wichtigste Handelsplatz der Neuen Welt zu werden, so fern es sich nur bey dem unschätzbaren Vorzuge behaupten kann, die einzige Handels-Niederlage und der Mittelpunkt eines beynahe ganz ebnen Landes zu seyn, welches ungefähr vier hundert französische Meilen geradeliniger Tiefe von Norden nach Süden hat, und dessen gewöhnlichste Breite ziemlich ungefähr zwey hundert franz. Meilen beträgt, dessen einziger Handels- und Vertriebs-Weg der Missisipi ist, und dem sein großer Umfang, sein fruchtbarer Boden, und sein überhaupt gesundes Klima zuverläßige Ansprüche auf eine unermeßliche Bevölkerung geben, so fern nur nicht durch moralische Ursachen der natürliche Einfluß der physischen in diesem weitläufigen Lande gehemmt und erstickt wird.

Es giebt in dem ganzen Umfange von Louisiana und West-Florida nicht nur keine andere Stadt, sondern auch nicht einmal einen einzigen Flecken, nicht ein Dorf, nicht einen Weiler, weder an den Stromufern, noch in den verschiedenen, ferne von seinen Ufern zerstreuten Kantonen; man müßte denn die Pflanzstätte Pensacola mit dem Namen Stadt oder Marktflecken beehren wollen, einen Platz, der zu der Zeit, da er den Engländern gehörte, einem Städtchen glich, der aber, seitdem er wieder unter spanische Herrschaft gerathen, gänzlich in Verfall gekommen, und jetzt, die Wahrheit zu sagen, weiter nichts mehr ist, als ein Militair-Posten. —

Nachdem ich den Hauptort der Kolonie geschildert habe, muß ich nunmehr die ländlichen Niederlassungen und Pflanzstätte derselben beschreiben, wozu ich den Anfang mit denen mache, die sich an den Ufern des Stromes gebildet haben.

Ich habe oben bereits gesagt, dieses interessante Stück des Landes möge wohl einen Umfang von fünf und siebzig französischen Quadrat-Meilen einer bewohnten oder bewohnbaren Fläche betragen, die ihrer ganzen Länge nach vom Strome durchschnitten wird, wenn man sie von fünfzehn französischen Meilen an unterhalb der Stadt mißt, bis sechzig franz. Meilen oberhalb derselben herauf geht, und hiebey den Krümmungen des Stromes und seiner Ufer folgt, einem Raume, der in gerader Linie von Süd-Osten nach Nord-Westen nicht viel mehr, als die Hälfte von dieser Distanz enthält.

Es giebt an jedem der beiden Ufer des Stromes nur Eine Reihe von Pflanzungen, welche die ganze Vertiefung des bewohnbaren Landes in sich faßt, und kann deren so gar nicht mehrere geben. Eine jede von diesen Pflanzungen besteht aus vierzig Morgen (arpens) oder einer halben franz. Meile Tiefe, gegen fünf, zehn, funfzehn, bis zwanzig Morgen in der Fronte, so daß einige dieses gewöhnliche Maaß in etwas überschreiten, und andere nicht ganz daran reichen. Ueberhaupt also zu reden, giebt es an beiden Ufern nicht mehr des Anbaus fähige Ländereyen, als einen Rand von etwa einer halben franz. Meile in der Breite, wovon ein Theil abgeholzt da liegt und der andere noch mit Holze bewachsen ist. Ueber diesen Raum hinaus findet man wei-

ter nichts mehr, als Cypressen-Büsche, das heißt, sumpfige Gründe, die mit Cypressen bedeckt sind, einer Art von Bäumen, die sich in solchem wässerigen Boden gefällt und üppig darin wächst*) — und Wiesen-Gründe, die im Wasser liegen; Ländereyen, die an vielen Orten unter den Füßen des Wanderers zittern, und die beynahe gar keine Konsistenz haben, weitläufige Gegenden, unbewohnbar, wenigstens für den Menschen, durchschnitten mit natürlichen Gräben, welche mit einem beynahe stehenden Wasser angefüllt sind, das großen Theils aus dem Abfluß und dem Durchsickern des Erdreichs herkömmt; und diese Gräben ziehen sich fast alle nach Seen oder Sümpfen hin, die jenseits der Cypressen-Sträuche und Wiesen-Gründe liegen, und von denen der Pontchartrain-See zur Linken des Stromes, und der Barataria- oder Uaschas-See zur Rechten desselben die ansehnlichsten sind, welche auch beide mit dem Meere zusammen hängen.

Solche rohe und wilde Gegenden sind nur zum Theil nützlich; die Cypressen-Gebüsche nämlich nützen bloß durch das Bauholz, das sich daraus ziehen läßt; die Wiesengründe bloß durch die Weide, welche sie, einen Theil vom Jahr über, dem Rindviehe gewähren; die Seen, durch die ungemein große Menge von Muscheln, die man in verschiedenen Gegenden an den Ufern derselben haufenweise findet, und die man hier zur Bereitung eines ziemlich guten Kalkes zu gebrauchen weiß, des einzigen, den man sich in diesem Lande möglicher Weise verschaffen kann, da

*) Cupressus disticha. D. H.

es darin an Kalk-Gestein und allen Arten von Felsen gänzlich fehlt; und die Wassergräben endlich dadurch, daß sie mittelst ihrer friedlichen Gewässer mittelmäßigen Pirogen eine Binnen-Schiffahrt darbieten, und ihnen den Weg zum Verkehr mit der Mitte dieser überschwemmten Ländereyen bahnen und erleichtern. Ueberdies verschaffen jene sumpfigen Ländereyen und diese Seen das Vergnügen der Enten-, Kaninchen- und Rehe-Jagd einem Jeden, der die Strapazen und Ungelegenheiten, die dabey nicht geringe sind, aushalten kann. Eben dergleichen Jagd-Lustbarkeiten, welche ordentlicher Weise nur im Spätjahr und zu Anfange des Winters Statt finden, (als der einzigen Zeit, die der Jagd günstig, und in der sie so gar überaus ergiebig ist,) werden bloß von den Negern, von den Mulatten, den Wilden oder Landes-Eingebornen, und von einigen weißen Kreolen getrieben, welche von Kindesbeinen an eine solche starke und beschwerliche Leibesbewegung gewohnt werden.

Wir wollen nun zu den Ufern des Stromes zurückekehren, von denen wir uns einen Augenblick entfernten, um eine Vorstellung von den umliegenden Gegenden zu machen, wie man sie findet, wenn man von eben diesen Ufern ausgeht, und ins Innere des Landes hinein kommt; und die Beobachtung dessen fortsetzen, was sich vom Ausgang aus der Stadt an zeigt.

Hiebey müssen wir vor allen Dingen anmerken, daß es in dem ganzen langen Striche der Kolonie, über den sich der Missisipi hin zieht, und der sich an den Ufern des-

selben in einem Raume von fünf und siebenzig franz. Meil. ausdehnt, nur zwey Hauptstraßen giebt, die längs des Stromes, und auf beiden Ufern desselben, von einem Ende des Landes nach dem andern angelegt sind, wo sie einen Raum von zwanzig bis dreyßig Toisen, bald mehr, bald weniger einnehmen, der sich zwischen den eingefriedigten Wohnungen und dem Strome befindet; — Straßen, die in manchen Gegenden abscheulich, und an anderen nur erträglich sind.

Die ersten drey bis vier franz. Meilen an beiden Ufern werden mit der Benennung des Chapitoules-Strandes bezeichnet. Weiter hinauf kömmt der, etwas weniger lange, gebrannte Rohr-Strand (la côte des Cannes-Brûlées). Nächstdem trifft man, der Reihe nach, auf den ersten Strand oder das Kirchspiel der Teutschen, welches die am besten angebaute und blühendste Stelle der ganzen Kolonie ist; dann auf den zweyten Strand oder das andere Kirchspiel der Teutschen, mit welchem die hauptsächlichsten Zuckerpflanzungen und Zuckersiedereyen, etwa zwanzig franz. Meilen weit von der Stadt, ein Ende nehmen. Höher hinauf zeigt sich der lange und dürftige Strand, der nach den Akadiern genannt wird. Darauf gelangt man zu dem hochliegenden Rothen-Stock-Strande (la côte du Bâton-Rouge), der ungefähr vierzig franz. Meilen weit von Neu-Orleans, und an eben demselben Ufer liegt. Daselbst ist ein Militärposten angestellt. Zehn fr. Meilen weiter hin kommt man zu dem Strand oder Kirchspiele der Abgehauenen-Spitze (la côte ou Paroisse de la Pointe-Coupée) am rechten Ufer, welches sechs bis

sieben franz. Meilen lang, und in dessen Hintergrunde noch eine andere, dazu gehörige Pflanzstätte befindlich ist, die bey dem ehemaligen Bette des Stromes liegt, welches dermalen weiter in keinem Zusammenhange mit demselben steht, als während des hohen Anlaufens seiner Gewässer, wovon auch diese Pflanzstätte den Namen des Falschen-Flusses (Fausse-Rivière) bekommen hat.

Das Quartier der Abgehauenen-Spitze ist eines der beträchtlichsten in der Kolonie, sowohl wegen seiner Bevölkerung, als wegen seines reichen Ertrags an Indigo, und besonders an Baumwolle, welche da sehr gut fortkommt. Alles erwogen, ist es sogar, wenigstens dermalen, die Pflanzstätte, die, nach Proportion ihres Umfanges, dem Handel das Mehreste liefert.

Der Abgehauenen-Spitze gegen über, am linken Ufer, ist der Ecores- oder Sara-Graben-Kanton (le canton des Ecores ou du Bayou-Sara), den man neuerlich im Innern der Ländereyen, an den Ufern des gleichnamigen Wasser-Grabens, angelegt hat.

Hier ungefähr endigen sich die Pflanzstätten in Nieder-Louisiana und West-Florida an den Strom-Ufern.

Viertes Kapitel.

Pflanzstätte, die, von den Ufern des Missisipi abgesondert, in dem untern Theile der Kolonie liegen.

Wir wollen von den Ufern dieses Stromes zu den Kantonen oder Posten, (wie man sie hier zu nennen pflegt,) die sich, von dem Strom entfernt, im untern Theile der Kolonie befinden, fortgehen.

Hier kommen wir gleich Anfangs zu dem Gabel-Kanton (le canton de la Fourche), der ungefähr zwanzig franz. Meilen weit oberhalb Neu-Orleans am rechten Ufer des Missisipi, oder vielmehr zu beiden Seiten eines Armes desselben liegt, welcher sich einige und dreißig franz. Meilen weit vom Strom in die See ergießt. Dieser Kanton ist sowohl, als die Küste, unter- und oberhalb der Gabel von Akadiern, die nach dem Frieden von 1763 in dieses Land verpflanzet wurden, von deren Kindern, von einigen Spaniern, von Leuten aus Nieder-Bretagne, und mehr andern bewohnt. In diesem Quartiere der Kolonie ist die Bevölkerung der Weißen, nach Maaßgabe der Ausdehnung des Kantons am zahlreichsten.

Die Akadier, die mit ihren Kindern den größten Theil dieser Bevölkerung ausmachen, sind simple und gutartige, obwohl plumpe Menschen, wie Leute ohne Erziehung und ohne Hülfsmittel seyn müssen, die in einen solchen

Winkel der Welt geworfen sind, in dem sie, einen guten Theil des Jahres über, isolirt, und zum wenigsten, so viel das Verkehr zu Wasser mit den Ufern des Stromes und dem Hauptort anlangt, (welches der einzige Handelsweg ist, den es in dieser Kolonie giebt, und der ihnen alsdann verwehrt ist,) eingeschlossen bleiben. Man kann aber auch nicht in Abrede seyn, daß diese Leute durchgehends unthätig, und, wie es ihre Trägheit mit sich bringt, ziemlich dürftig sind. Der größte Theil von ihnen geht gewöhnlicher Weise barfuß, wohnt in armseligen Hütten, in denen man kaum einen Tisch und einige Bänke findet, und lebt von Pökelfleisch und Kuchen von türkischem Waizen, ob das Land gleich einen fruchtbaren Boden hat, in dem alles gut fort kommt, und namentlich die Baumwolle geräth, durch deren Anbau sich die Leute um so mehr zu einigem Wohlstande verhelfen könnten; wie denn nichts leichter ist, als die Kultur dieser Pflanze, zu deren Anbau und Bearbeitung sie überdies bey ihren zahlreichen Familien eine hinlängliche Menge von Armen haben würden. Unterdessen bauen sie davon nicht mehr, als sie selbst zu der Fabrikatur einiger Stücke groben, jedoch ziemlich gut gewebten baumwollenen Zeuches (cotonnade) unumgänglich nöthig haben; diesen Zeuch machen sie auch selbst, und färben ihn mit Indig und einigen anderen Ingredienzien. Einen Theil davon verbrauchen sie zu ihrer Kleidung, und das Uebrige verkaufen sie, wie den türkischen Waizen, das Federvieh und die Schweine, welches alles sie nach der Stadt bringen, sobald das Anlaufen der Gewässer im Strome die Sandbank, die zwischen dem Strom und dem Gabel-Arme liegt, überdeckt, und ihnen dadurch verstattet, in

Pirogen aus ihren Nestern heraus zu gehen. Mit dem Verkaufe dieser Dinge erwerben sie etwas Geld, und schaffen sich einige ausländische Handels-Artikel an, deren sie nicht entbehren können.

Uebrigens trägt dieser Kanton, so wie er ist, nichts zur Bilanz des Handels dieses Landes bey; und was den Nutzen betrifft, den die Kolonie überhaupt nach Maaßgabe ihrer Produkte, ihrem Vaterland oder irgend einer andern handelnden Nation schaffen kann, möchte sie wohl eben so gut in den Gebirgen von Asturien oder in Nieder-Bretagne angelegt worden seyn, als in Louisiana. Die Einwohner dieses Kantons befinden sich guten Theils, wegen ihrer Sorglosigkeit und fühllosen Unthätigkeit, ganze sieben bis acht Monate des Jahres über in ihrem Loch eingesperrt, weil sie sich den Zugang zu ihrem Strom-Arm immer mehr und mehr haben durch allmälige Anhäufung von zugeschwemmtem Holz und Schlamm verstopfen lassen, und der Strom nun nicht anders mehr hinein dringen kann, als beim Anlaufen seiner Gewässer von der Mitte des Februars an bis zur Mitte des Junius oder zum Anfange des Augusts.

Von dieser Pflanzstätte wollen wir uns zu den vereinigten Quartieren der Atakapas und Opelussas begeben, mit denen sie zusammen hängt. Wenn man den Gabel-Kanton beynahe seiner ganzen Länge nach durchwandert hat, muß man sich auf einer Art von Landsee oder Lagune einschiffen, auf der man nach einer Fahrt von einigen Stunden, die man in kleinen Barken oder Pirogen thut, auf das Gebiete der Atakapas gelangt.

Der Atakapas-Kanton ist eine Ebene von zwanzig bis fünfundzwanzig franz. Meilen in der Länge, gegen sieben bis acht in der Breite, und wird in seinem niedern Theile von dem Meer, in seinem höhern hingegen von dem Quartiere der Opelussas auf der Seite, die mit dem Missisipi durch Lagunen und Sumpf-Gegenden benachbart ist, und auf der andern von Erdhügeln, oder kleinen, dürren Bergen begränzt, die man an Ort und Stelle, weil sie mit Fichten bewachsen sind, Fichten-Büsche nennt. Sonst ist dieser Kanton überall von Holz entblößt, von Morästen durchschnitten, aber reich an weitläufigen Wiesengründen, die der Vermehrung und Mästung großer Viehheerden zu Statten kommen, und wird von dem Tesche-Graben (Bayou-Têche) bewässert, der sich ins Meer ergießt, und der an sich selbst so beträchtlich ist, daß man auf ihm beynahe das ganze Jahr über mit großen Fahrzeugen und Goeletten von hundert und mehr Tonnen Ladung bis mitten in den Kanton schiffen kann; eine Bequemlichkeit, von welcher derselbe bisher fast gar keinen Nutzen gehabt hat; welches eine Folge von der sorglosen Unachtsamkeit sowohl der Einwohner, als der spanischen Beamten ist, und vielleicht auch gar aus politischen Gründen von eben dieser Regierung herrühren mag, die es allem Anscheine nach nicht gern sehen würde, wenn Schiffe von einer gewissen Größe aus dem Meere bis ins Innere dieses Landes drängen, da es ihren Besitzungen in Neu-Mexiko so gar nah ist.

Auf das vorige Quartier folgt, weiter und tiefer in die Ländereyen hinauf, das höhergelegene Quartier der

Opelussas. Dieses zeichnet sich durch Eigenthümlichkeiten aus, die in der Kolonie von Nieder-Louisiana einzig in ihrer Art sind. Es ist nämlich von Hügeln und Thälern untermischt, und enthält eine Abwechslung von hoch gelegenen und ebenen Landschafts-Partien, die für das, von der Monotonie der übrigen Lagen des ganzen Landes ermüdete Auge um so anmuthiger ist, weil man hier sonst nirgends weiter etwas zu Gesichte bekömmt, als einen flachen, und von einer Reihe düsterer Wälder eingeschlossenen Horizont, dessen traurige und dunkle Aussicht immer eine und eben dieselbe, und in diesem Stücke durchaus anders ist, als die, deren man in diesem Quartiere genießt, die alle Augenblicke und bey der geringsten Veränderung der Lage und des Standortes die malerischen Gesichtspunkte, von denen sie verschönert wird, mannichfaltig macht. Noch ein anderer, diesem Kanton eigner Vorzug oder wenigstens ein besonderer Reiz desselben besteht in den Springbrunnen und hellen, fließenden Gewässern, von denen er bewässert wird. Sonst erblickt man hier überall nur das matte und langsam hinschleichende Wasser des Stroms und der Gräben, oder das stillstehende, salzige Wasser der Landseen. — Dieser Kanton ist ungefähr so lang, als der vorige, hat aber mehr Breite; jedoch ist der mit kleinen Hügeln übersäete Boden desselben überhaupt minder fruchtbar. In seinem niedern Theile wird er durch die Atakapas; in dem, der ihn von dem Missisipi trennt, durch niedrige und überschwemmte Ländereyen, und an den übrigen Seiten von Anhöhen oder Fichten-Wäldern begränzet, die sich weit ins Innere des festen Landes hinein erstrecken, durch weit ausgedehnte Thäler von einander ab-

gesondert, und überall mit großen Holzungen bewachsen sind.

Noch gewinnt man hier gegenwärtig in beiderley Theilen etwas Indigo; was aber hauptsächlich hier getrieben wird, ist die Baumwollen-Kultur, welche trefflich gedeiht. Man hat mich versichert, daß nach einigen Versuchen, die hier in verschiedenen Gegenden gemacht worden sind, auch der Weinstock und der Weizen sehr gut fortkämen, und einen guten Ertrag an Wein und Mehl gäben, deren Güte nichts weniger als unbeträchtlich ist, und die vermuthlich beliebt und gesucht werden würden, wenn eine, diesen schätzbaren Pflanzen recht angemessene Kultur und gute Behandlung dazu käme, und die Fehler und Mängel, die dabey noch vorkommen, verbessert würden. Auch wird hier eine große Menge Schlacht- und besonders Horn-Vieh gezogen, welches man mit vieler Mühe nach den Ufern des Stromes, zu den Bedürfnissen der Kolonie, hinunter bringt.

Ich glaube hierbey erinnern zu müssen, daß diese zwey Quartiere, die nach ihrer Lage und ihrem natürlichen Zusammenhange mit einander, zusammen, eigentlich zu reden, nur ein einziges von vierzig bis funfzig franz. Meilen in der Länge gegen sieben bis acht franz. Meilen in der Breite, da und dort bald mehr, und bald etwas weniger ausmachen, sowohl wegen des Umfanges ihres Bodens, als wegen der Güte desselben, (einige Landes-Portionen der Opelussas abgerechnet,) wegen der gesunden Beschaffenheit der Luft, die man darin ath-

met, (der gesundesten, die es in der ganzen Kolonie giebt,) und endlich auch wegen der zahlreichen Bevölkerung von Weißen, die darin seßhaft ist, ganz vorzüglich in Betrachtung gezogen zu werden verdienen. Es ist kein Zweifel, daß diese beiden Kantone mit einander, wenn sie eine Verstärkung an schwarzen Ackerleuten bekämen, die man darin verbreitete, ziemlich starke Produkte an Baumwolle, und sogar an Indigo, der hier viel besser, als sonst irgendwo fortkömmt, liefern könnten, ohne noch eine beträchtliche Vermehrung ihres Viehstands zu rechnen — wenn die Kolonisten in diesen Quartieren nur das Glück hätten, eine Handels-Niederlage in ihrem Bezirke zu haben, wozu die Möglichkeit mittelst des Flusses, sonst auch der Tesche-Graben genannt, vorhanden ist; ein natürlicher Kanal, mit dem es durch nicht gar beträchtliche Arbeiten dahin zu bringen wäre, daß er das ganze Jahr hindurch Schiffe von mittlerer Größe aufnehmen, und bis mitten in die Pflanzstätte hinein bringen könnte. Aus diesen Pflanzstätten würden die Kolonisten alsdann die verschiedenen Produkte ihres Bodens und die Früchte ihrer Arbeiten geradeS Weges und über die See versenden können, statt daß sie sich jetzt gezwungen sehen, dieselben nach Neu-Orleans, (welches ungefähr sechzig franz. Meilen weit von ihrem Quartier abgelegen ist,) auf dem peinlichlangsamen Stromwege hinunter gehen zu lassen, den sie noch obendrein nur vier Monate lang im Jahre, (März, April, Mai und Junius,) nützen können, wenn der anwachsende Strom seine Gewässer wieder in den Gabel- und Plaquemine-Arm abfließen läßt, und bloß diesen einzi-

gen Zeitraum über eine, doch immer mühselige Verbindung zwischen diesen Kantonen und dem Hauptorte stiftet. Diese wichtigen Ungemächlichkeiten sind bis auf den heutigen Tag für die Bewohner der Atakapas und Opelussas das größte Hinderniß gewesen, warum sie sich zu der Stufe von Kultur und Wohlstand, auf die sie sonst wohl würden haben Anspruch machen können, nicht empor arbeiten konnten, weil sie keine Handels-Niederlage in ihrem Innern, keinen Vertriebs-Weg zur See hatten; ein Mangel, der sie von jeher im Zwange gehalten, und dadurch in der Mittelmäßigkeit gelassen hat.

Wenn man bis ans Ende des Opelussas-Quartieres gelanget ist, kann man sich von da gerades Weges und in weniger Zeit, über ein von Holzungen und Wiesengründen gemischtes Land in die äussersten oberen Pflanzstätte von Nieder-Louisiana begeben, die an den Ufern des Rothen Flusses, welcher ungefähr fünfzehn franz. Meilen oberhalb der Gränzen der Abgehauenen Spitze (la Pointe Coupée) in den Missisipi, und an den Ufern des Uaschita angelegt sind, welcher sich in den Rothen Fluß ergießt.

Verläßt man da den Missisipi, und geht den Rothen Fluß hinauf; so kommt man zuvörderst in den Kanton der Avoyellen, der eben nicht von großer Bedeutung ist, und dessen Produkte in einer kleinen Quantität Tabak und Baumwolle bestehen; nächstdem in den Kanton der Natschitophen, der wegen seines Tabaks von seltner Güte berühmt ist, und in dem auch eine mittelmäßige

Quantität Baumwolle gezogen wird; und endlich in den Kanton Uaschita, der erst seit etlichen Jahren an den Ufern des gleichnamigen Flusses angelegt ist, welcher in den Rothen Fluß, ungefähr vierzig franz. Meilen weit von dessen Mündung, und am rechten Ufer desselben fällt, wo ein wenig Weizen wächst, und wo auch Baumwolle und Tabak, nur in geringer Quantität, gebaut wird. Noch wollen wir im Vorbeygehen anmerken, daß man ziemlich durchgehends die Vermuthung hegt, die Anhöhen im Kanton Uaschita enthielten verschiedene Erzadern, deren Beschaffenheit aber, ja sogar ihrer Existenz nach, noch nicht ausgemacht ist.

Diese drey, in einem weiten Raume zerstreuten Pflanzstätte bieten dem Handel wenig Mittel dar, theils wegen ihrer mittelmäßigen Bevölkerung, theils wegen ihrer Entlegenheit vom Hauptorte, wohin die Bewohner dieser Kantone nur ein einziges Mal im Jahr auf kleinen Fahrzeugen kommen, die den Rothen Fluß und den Strom hinab gehen, und die von da auf eben diesem Wege nicht eher wieder nach Hause kommen, als nach einer wahrhaftig beschwerlichen Reise von vierzehn Tagen bis drey Wochen, nachdem die Entfernung der Oerter größer oder kleiner ist. Eben diese drey, zu dem Bezirke von Nieder-Louisiana mitgerechneten Pflanzstätte scheinen mir übrigens sowohl ihrer Lage, als der Beschaffenheit ihres Bodens nach, eher zu Ober-Louisiana zu gehören.

Von den oberen Posten von Nieder-Louisiana führt

uns unser Weg hiernächst, wenn wir auf dem Missisipi, an den diese verschiedenen Pflanzstätte gebunden sind, immer weiter hinauf zu gehen fortfahren, zu den Pflanzstätten in Ober-Louisiana.

Fünftes Kapitel.

Pflanzstätte in Ober-Louisiana, oder dem oberen Theile der Kolonie an den Ufern des Missisipi.

Wenn man die Mündung des Rothen Flusses an dessen rechten Strande verlassen hat und über dieselbe hinauf gelanget ist, so kommt man nach und nach, indem man den Strom herauf immer weiter geht, in beträchtlichen Entfernungen von einander, und an eben dem rechten Ufer des Stromes, zu den drey Posten, welche die Spanier in Ober-Louisiana inne haben, worin alle Pflanzstätte dieses obern Theiles der Kolonie begriffen sind, von denen ich in der Kürze folgende Nachricht geben will.

Die erste ist die Pflanzstätte der Arks oder Arkanas, die ungefähr zweyhundert franz. Meilen weit von Neu-Orleans, wenn man dem Laufe des Stromes entgegen geht, und ein wenig über dem vier und dreißigsten Breiten-Grade hinauf liegt; ein fast lediglich militärischer Posten, der von Jägern und sogenannten Trai-

teurs, (d. i. Leuten, die mit den Wilden handeln,) häufig besuchet wird, und aus dem im Frühjahr einige, mit Pelzwerk und Bärenfette befrachtete Fahrzeuge abgehen, von welchem letztern das beste in dieser Kolonie, wie Schweineschmalz, zu Küchenbedürfnissen verbrauchet wird, und fast so gut ist, wie dieses; das gemeine hingegen zu Lampen-Licht und allerley andern Diensten genutzt wird.

Die zweyte Pflanzstätte führt den Namen Neu-Madrid oder die Schmeer-Bucht (Anse-à-la-graisse). Sie liegt drey hundert franz. Meilen von Neu-Orleans, nach dem Laufe des Stromes gerechnet, und so ziemlich unter dem sieben und dreißigsten Breiten-Grade; ein Militär-Posten, in dessen Bezirk einige unbemittelte Kolonisten in einer Gegend wohnen, die recht gut zum Weizen- und Tabaksbau zu gebrauchen ist, und die sich an einigen Stellen sogar zur Baumwollen-Zucht nutzen läßt.

Die dritte und letzte Pflanzstätte in Ober-Louisiana ist die Illinesische. Diese liegt im neun und dreißigsten Breiten-Grad, etwa fünf hundert franz. Meilen weit von Neu-Orleans, nach dem Laufe des Stromes gerechnet, als dem einzigen Wege zum Verkehr, den es zwischen diesen verschiedenen Pflanzstätten und dem Hauptorte giebt. Zum Handel der Kolonie liefert die Illineser-Pflanzstätte so gut, wie die beiden andern, weiter nichts, als eine kleine Anzahl von Fahrzeugen, mit Pelzwerk und Bärenfette befrachtet. Gleichwohl taugen

die Ländereyen darin, wie man sagt, sehr gut zum Getraidebau. Allein der herrschende Hang zur Jagd und zum Handel mit den Wilden (la traite), ein Hang, wegen dessen hier so gut, wie beinahe in allen anderen Gegenden von Nord-Amerika, die französischen Niederlassungs-Plätze von jeher gekränkelt, und die Hauptsache, den Feldbau, verabsäumet haben; der leidenschaftliche Hang, in Büschen und Wäldern herum zu streifen, so wie die Unbekümmertheit der jetzigen Regierung, und die Schwierigkeit der Handels-Verhältnisse sind Schuld, daß diese Illineser-Pflanzstätte bis jetzt im Schatten der Trägheit und Mittelmäßigkeit sitzen geblieben ist; warlich ein kläglicher Zustand, wenn man zuvörderst das vorzügliche Alter dieser Pflanzstätte bedenkt, die seit mehr als fünfzig Jahren von einer Zahl Franzosen aus Kanada, zuerst an den Ufern des Illineser-Flusses, auf dem linken Strande des Missisipi angelegt ward, und die hernach, da dieses Territorium im J. 1763 an die Engländer abgetreten worden war, über den Strom hinüber gieng, und sich an dem jenseitigen Ufer niederließ; und wenn man nächstdem die Kränklichkeit und Unbedeutsamkeit eben dieser Pflanzstätte mit dem blühenden Zustande der Kolonie Kentuky und des nordwestlichen Territoriums vergleicht, welche von einer amerikanischen Partey, wenigstens dreißig Jahre später, an den Ufern des Ohio oder Schönen-Flusses (Belle Rivière), der ebenfalls in den Missisipi fällt, angelegt worden ist, und von der mittelst dieses Stromes, der allen diesen inneren Pflanzstätten gemeinschaftlich zu Diensten ist, in dem abgelaufenen

Jahre 1801 über vierzig tausend Tonnen Mehl, eine beträchtliche Quantität Pökelfleisch und andere Eßwaaren, (zum Beispiele Butter und Schmalz,) viel Stangen- und verarbeitetes Eisen, Tischlerholz, u. s. w. ausgeführt worden sind, und deren Bevölkerung sich gegenwärtig ungefähr auf vier mal hundert tausend Seelen, fast lauter Weiße, beläuft; da sich hingegen die spanische Bevölkerung in Ober- und Nieder-Louisiana und West-Florida, die auf einer ungeheuren Landes-Ausdehnung zerstreut lebt, kein rechtes Volk ausmacht, und sich Weiße, Mulatten und Schwarze, Freye und Sklaven, alles zusammen gerechnet, nicht über siebzig tausend erstreckt, und gewiß nicht über die Hälfte von dieser Anzahl aus Weißen besteht. Welch ein Unterschied im Erfolg! Und woran liegt dieser Unterschied anders, als an der Verschiedenheit der Grundsätze, von denen sich die Regierungen dieser beiderseitigen Kolonien leiten lassen, wovon die einen zur Thätigkeit aufmuntern, und die andern sie ersticken; so wie an der Verschiedenheit des Geschmacks und der Beschäftigungen bey den beiderley Völkern, da das französische der Jagd, und das amerikanische dem Bau seines Bodens ergeben ist?

Nachdem wir bis zu dieser letzten spanischen Pflanzstätte gelanget sind, müssen wir uns nunmehr von der äussersten Nordwest-Seite der Kolonie zu der äussersten Südost-Seite derselben, von dem Illineser-Posten bis zu dem Apalachischen wenden, die Ufer des Mississipi verlassen, und den Meerbusen von Mexiko besuchen.

Sechstes Kapitel.

Pflanzstätte im niederen Theile der Kolonie an den Küsten des mexikanischen Meerbusens und in den daran gränzenden Ländereyen.

Der Apalachen-Posten liegt so ziemlich im dreißigsten Grade nördlicher Breite und im acht und sechzigsten westlicher Länge an dem Flusse gleiches Namens, der die Gränze dieses Landes gegen Morgen macht, und dasselbe von Ost-Florida scheidet. Die Wichtigkeit dieses Postens beruht auf seinem Verkehre mit den ursprünglichen Einwohnern, die das Innere des Landes bewohnen, fleißiger und thätiger sind, als die andern noch existirenden Ueberreste von diesen Landeskindern; auf einem Verkehre, das übrigens bloß auf den Handel von einigem Pelzwerk beschränkt ist, und von dem die Quantität bey weitem beträchtlicher seyn könnte, wenn dieser Handelszweig da nicht unter dem Drucke des Monopolismus läge, welchen man einem einzigen, zu Pensakola wohnhaften Mann eingeräumt hat.

Etwa fünfzehn fr. Meilen westlich von diesem Posten liegt Pensakola. Dieser Posten stellt eine Art von Marktflecken vor, in dessen Nachbarschaft einige hie und da zerstreute Landleute leben, die aber mit ihren Geschäften keinen Ertrag liefern, der so bemerkenswerth wäre, daß es sich der Mühe verlohnte, desselben hier zu erwähnen.

Fünfzehn bis achtzehn franz. Meilen weiter westlich ist die Bay La-Mobile, an der sich eine kleine Pflanzstätte von weniger Bedeutung befindet, welche mehr ein Fischer-Quartier, als sonst etwas ist.

Von Pensakola bis zu der Mündung des Stromes ist die Küste unbewohnt, durchgängig dürr und unfruchtbar, und man sieht da bloß einen sandigen Strand, auf dem weiter nichts wächst, als hie und da zerstreute Fichten, verbuttete, knorrige Cedern, und andere mittelmäßige Bäume und Gesträuche. Geht man aber von eben dem Posten Pensakola östlich nach den Apalachen zu, so bietet die Küste schon einen minder wilden Anblick dar, und im Lande drinnen finden sich viele Stellen, die sich mit Nutzen anbauen ließen. Eben diese letztgedachte Küste gab unter Englischer Regierung sogar einen ziemlich belebten Anblick; aber seit den zwanzig Jahren, nachdem sie wieder unter Spaniens Herrschaft gerathen ist, hat sie immermehr abgenommen und ist nun so verwildert, daß die mehresten Pflanzungen, die zu selbiger Zeit vorhanden waren, nunmehr gänzlich verlassen sind, und verschiedene Häuser in Pensakola und anderwärts, die zu eben der Zeit erbauet wurden, wieder in Trümmern zerfallen, weil Niemand mehr darin wohnt; kurz, daß diese Oerter den Schatten von Existenz, der ihnen noch übrig geblieben ist, bloß der Unterhaltung der wenigen, zu Pensakola und bey den Apalachen kantonirenden Truppen, und den nothwendigen Ausgaben derselben, die von der Regierung bezahlt werden, zu danken haben. Mithin sind sie bloß militärische Posten, und nicht viel mehr.

Ist man zwischen La-Mobile und der Mündung des Missisipi vor der Küste des abscheulichen Bilori vorbey gesegelt, eines Kantons, welcher wegen des beträchtlichen Verlustes an Menschen, den man dort in den ersten Stiftungs-Jahren der Kolonie nach dem Utrechter Friedensschluß erlitten hat, die als Schlachtopfer der ungesunden Beschaffenheit der Luft, des Mangels und Kummers umkamen, auf eine traurige Art berühmt geworden ist; so kommt man zu der Mündung des, vierzehn bis fünfzehn franz. Meilen langen, und vier bis fünf franz. Meilen breiten Pontchartrain-Sees, der bis ungefähr zwey franz. Meilen weit von Neu-Orleans reicht, und der mit dieser Stadt gegenwärtig (seit einigen Jahren) durch einen offnen Kanal, wie oben schon gedacht worden, verbunden ist, der auch zu der Zeit, da er vollendet war, mittelst eines Grabens, der in den See fällt, und an den dieser Kanal stößt, Goeletten oder eine Art von kleinen Fahrzeugen von sechzig und mehr Tonnen Ladung zu tragen, und solche bis zu der Stadt an ihrer Hinterseite zu bringen fähig war, der sich aber, weil er nicht gehörig unterhalten wird, nunmehr verstopft, so daß nur noch mittelmäßige Barken darauf gehen können.

Gegen die Mündung des Stromes hin hat man jenseits, und am rechten Ufer desselben, eine Erdzunge, die ein wenig höher ist, als der um sie her liegende kothige Boden, angewandt, den Recognitions- und Visitations-Posten La-Balise (die Baake) längs des Grabens, der sich da endet, anzulegen. Diese Anlage

ist sehr unbedeutend; es wohnen da die Lootsen, deren sich die ankommenden und abgehenden Fahrzeuge zur Ein- und Ausfahrt bedienen, und eine Hand voll Soldaten unter dem Kommando eines Lieutenants, welcher selbst unter dem Befehl des Officiers steht, der als Ober-Befehlshaber den Militär-Posten zu Plaquemine, welches zehn franz. Meilen weiter hinauf am linken Ufer des Stroms liegt, kommandirt. Unstreitig hat dieser Posten (La-Balise) den Zweck, feindliche, aus der See kommende Schiffe, die vielleicht die Hindernisse, welche die Einfahrt in den Strom bey seiner Mündung erschweren, übersteigen könnten, zurückzuweisen. Ein halbes Dutzend kleiner Kanonen, die auf ihren Lavetten wackeln, und fünfzig Mann Besatzung, die gerade so aussehen, als ob sie aus dem Grabe kämen, dies macht, mit *einem* Worte, die ganze Vormauer des Nieder-Mississipi aus. —

Ausser den bisher erwähnten Pflanzstätten und Niederlassungs-Oerter giebt es noch, hie und da zerstreut, einige von geringerer Wichtigkeit; z. E. diejenigen, die jenseits des Pontchartrain-Sees und an dessen Ufern angelegt sind, und die den Hauptort mit Theer und Kalk versorgen; die im Ochsen-Guts-Canton (canton de la Terre-aux-Boeufs), vier franz. Meilen weit unterhalb der Stadt an eben dem Ufer und längs eines Grabens, der seit einigen Jahren von Spaniern bewohnet wird, die aus den Kanarischen Inseln und andern Gegenden dahin gebracht, und von der Regierung dort angesetzt worden sind, und deren Produkte in Gartenge-

wächsen, Getraide, Federvieh, u. s. w. bestehen, womit sie den Markt des Hauptortes versehen; die an dem andern Ufer des Missisipi, diesseits und jenseits des Uaschas- oder Barataria-Sees liegen, (der bey weitem unbeträchtlicher, als der Pontchartrain-See, und ungefähr zwey franz. Meilen vom Strom entfernt ist,) wo gute Rindvieh- und Schweine-Zucht getrieben wird; desgleichen diejenigen, die sich nach der Mündung eben dieses Sees am Strande des Meeres befinden, wo sich einige Jäger und Fischer angesiedelt haben.

Dies wäre denn in der Kürze der richtige Abriß von dieser Kolonie, die in einem unermeßlich weiten Striche Landes dem Anblicke des Reisenden nichts, als isolirte Punkte von geringem Ertrage darbietet, ausgenommen an den Ufern des Stromes, wie wir es bereits angegeben haben, fünfzehn franz. Meilen weit unterhalb der Stadt bis sechzig franz. Meilen oberhalb derselben; so wie den weitläufigen Kanton der Atakapas und Opelusas, dem es, meines Erachtens, durchaus an weiter nichts fehlt, als an einer Niederlage in seiner Mitte, und an einem unmittelbaren Vertriebs-Wege nach der See, wozu die Möglichkeit da ist, um künftighin vielleicht ein eben so interessanter Theil der Kolonie zu werden, als der an den Ufern des Missisipi.

Siebentes Kapitel.

Natur und Eigenschaften des Bodens an den Ufern des Mississipi, und in den übrigen Pflanzstätten der Kolonie.

Der Boden an den Ufern des Stromes und aller seiner Arme ist eine graulichte, theils schlammige und thonige, theils sandige Erde, die augenscheinlich durch die Berührung des Wassers eine braune Farbe erhält; eine Erde, die leicht feucht und eben so leicht wieder trocken wird, und die, allem Anscheine nach, durch allmähliche Anschwemmungen des Stromes entstanden ist, der in gewisser Rücksicht auf diese Art ganz Nieder-Lonisiana hervorgebracht hat. Man findet keinen Stein, keinen Kiesel von irgend einer Art, weder auf der Oberfläche, noch im Innern dieser Erde. Man grabe noch so wenig in die Oberfläche derselben hinein, so trifft man schon auf Wasser, von dem diese, neuerdings geschaffene Erde allenthalben umgeben, durchdrungen, und gleichsam eingeweicht ist. Tiefer hinunter trifft man auf ganze Bäume, die darin begraben liegen, und die der Strom ohne Zweifel zur Zeit der Entstehung dieser Erde, zu verschiedenen Malen, herbey geführt und darin abgesetzt hat. Sie läßt sich leicht behandeln und zu Ziegeln verarbeiten; ein sehr schätzbarer Vortheil für die Kolonisten! Wenn man sie ackert, mit tüchtigen Abzugs-Gräben versieht, und dadurch von ihren wässerigen und kalten Theilen frey macht und trocken legt; so ist sie durchgängig fruchtbar. Auch behagt augenschein-

lich dieser Boden allen den Vegetabilien, die ein frisches und feuchtes Erdreich erfordern, wie, zum Beyspiele, den Garten-Gewächsen, dem Reiß, dem Zuckerrohr, u. d. m. und sie gedeihen darin.

Andre Pflanzen hingegen, denen dieses niedrige und wässerige Erdreich nicht behagt, wie, unter andern, die süße Erdbirne (Batatte, patate douce), der Baumwollen-Strauch, und verschiedene Obstbäume, kommen nur zum Theil darin fort, und geben auch keinen beträchtlichen und zuverläßigen Ertrag. Die Erdbirne insonderheit, dieses Lebensmittel, dessen ergiebiger Zuwachs den zahlreichsten Arbeitshäusern und Werkstätten in einigen von den Antillischen Inseln, besonders in St. Domingo, hinlänglichen Unterhalt gewährt, und das in zehnerley verschiedenen Arten, welche alle gut und gesund sind, mannichfaltig wechselt, diese so nahrhafte Wurzel, dieses irdische Manna in jenen andern Gegenden, giebt, wenn man sie hier, wie anderwärts, in großen Acker-Breiten und auf freiem Felde baut, wegen der Feuchtigkeit des Erdreiches gar keinen Ertrag. Hier ist sie auf eine einzige Art von mittelmäßiger Güte beschränkt, und kann nirgend anders mit einigem Nutzen gepflanzt werden, als auf reichlich gepflügten, und zu dieser Absicht zugerichteten Erdhügeln. Dies sind denn aber auch Schwierigkeiten und Hindernisse, wodurch der Anbau auf gar kleine, und zum Unterhalte der Arbeitsleute in allem Betracht unzulängliche Pflanzungen um so mehr beschränkt wird, weil dergleichen Anpflanzungen nicht mehr als einmal im Jahre Statt finden.

Der Boden der Atakapas und eines Theiles der Opelussas hat, ausser den guten Eigenschaften des Bodens an den Strom-Ufern, noch große Vorzüge, die ihm eigen sind. Er ist weit weniger feucht, und taugt überhaupt besser zu jeder Pflanzen-Art, ausgenommen zum Reißbau. Er bequemt sich, mit gleich gutem Erfolge, sowohl zu dem Anbau europäischer, als amerikanischer Gewächse. Das Getraide von allen Arten, der Weinstock, der Oelbaum, der Maulbeerbaum, der Flachs, der Hanf, der Waid und der Krapp kommen darin eben so gut fort, wie das Zuckerrohr, der Baumwollenstrauch, das Indigo, der indianische Feigenbaum, und der Tabak. Ich will hiemit eben nicht gesagt haben, daß alle diese mannichfaltigen Produkte darin gleich starken Ertrag gäben; aber genug, die Versuche, die mit dem Anbau und der Unterhaltung derjenigen von den genannten Produkten, welche sich noch nicht darin verbreitet haben, angestellt worden sind, haben alle ein so vielversprechendes Resultat gegeben, daß man daraus mit Recht den Schluß folgern kann, der Boden dieses Landes tauge zu den einen so gut, wie zu den andern.

Was den Boden der jenseits der Gränzen von Nieder-Louisiana gelegenen Ländereien anlangt, so scheint er in verschiedenen Gegenden, sandig und kiesig; in vielen andern mager, trocken, fest, von geringer Tiefe, über einer Schicht von Tuffstein (lit de tuf), und überhaupt nicht gar fruchtbar zu seyn, ausgenommen in den engen Thälern, die zwischen den kleinen Bergen liegen, mit denen diese Gegenden, so zu sagen, wellenförmig übersäet

sind, so wie an den Ufern der Flüsse und des Stromes, welche auch übrigens die einzigen, dort mit Holze bekränzten Stellen, (ein gewöhnliches Merkmal der Fruchtbarkeit,) sind.

Achtes Kapitel.

Klima und Temperatur des Landes in dem niedern Theile der Kolonie.

Bey Untersuchung des Klima's und der Temperatur des Landes machen wir den Anfang mit Nieder-Louisiana und West-Florida, die das wesentliche Stück der Kolonie bilden.

Letzteres Land ist, dem größten Theile nach, zwischen dem dreißigsten und ein und dreißigsten Parallelen-Grade gelegen, und hat mit dem ganzen festen Lande von Amerika, und mit allem, was dazu gehört, den Umstand gemein, daß die Temperatur darin bey weitem weniger warm, und bey weitem feuchter ist, als in dem gleichen Striche der alten Welt, von der die neue durch das atlantische Meer geschieden ist. Dieser Unterschied beträgt in Ansehung der Wärme ungefähr zwölf Grade, so daß sich ein Land in Amerika, welches, wie das, von dem hier die Rede ist, vom dreißigsten bis zum ein und dreißigsten Grade nördlicher Breite liegt, in diesem Stücke so wenig

mit einem in Afrika auf der nämlichen Parallele gelegenen, wie zum Beispiele dem Königreich Marokko, in Vergleichung stellen läßt, daß es vielmehr im Gegentheile mit dem überein trifft, welches sich in Europa zwischen dem vierzigsten und zwey und vierzigsten Grade befindet, wie Kastilien und Katalonien in Spanien, und einige Stücke von Roussillon und der Provence in Frankreich. Ich rede hier bloß von dem Wärme-Verhältnisse zwischen einem Land und dem andern. Was die, dem Boden und der Luft anklebende Feuchtigkeit betrifft, so weiß ich in diesem Stücke keinen Maaßstab zu einer Vergleichung zwischen diesem Land insonderheit und irgend einem andern in der alten Welt anzugeben.

Diese Feuchtigkeit, die hier, wie es scheint, endemisch und beträchtlicher ist, als sonst irgendwo, geht zu gewissen Zeiten im Jahre so weit, daß alsdann alles in der Geschwindigkeit verdirbt und schimmlich wird; und man hat sogar bemerket, daß die inwendige Seite der Mauern von ganz neu mit Ziegeln gebauten Häusern zu Neu-Orleans, während solcher Zeit so stark mit dieser Nässe geschwängert wird, daß das Wasser daran ausschlägt. Uebrigens darf man sich hierüber nicht wundern, wenn man zu den ursprünglichen Ursachen dieser, dem ganzen festen Lande von Amerika gemeinschaftlichen Feuchtigkeit noch die Neben-Ursachen rechnet, die diesem Land eigen sind, und durch die hier die Masse und die Wirkungen derselben merklich vermehret werden; wenn man bedenkt, daß dieses Land durch das Wasser gebildet worden zu seyn scheint, und sein Inneres sowohl, als seine Oberfläche fast

allenthalben den Augen die Gegenwart dieses Elements darlegen. Deswegen sagte auch eines Tages ein guter, ehrlicher Krevle zu mir: „wenn einmal das Wasser in Louisiana fällt, wird es sonst überall gar keines mehr geben."

Uebrigens erfreut sich dieses Land keiner angenehmen und nützlichen Abwechslung von trocknem und Regen-Wetter. In dieser Hinsicht ist es von einer Monotonie, die eben so verdrüßlich, als dem physischen Zustande der Körper, zumal nach Proportion des Uebermaaßes und der Kontinuität der Regengüsse, nachtheilig ist; eine Ungelegenheit, welche in diesem feuchten und sumpfigen Lande bey weitem mehr schadet, als die entgegen gesetzte Temperatur.

Dabey haben die Jahreszeiten hier zwar den einer jeden eignen Karakter, sind aber doch ziemlich gemischt. Der Frühling, der sich gleich zu Anfange des März-Monats mit frischem Grün und Blumen zu zeigen beginnt, kündigt sich durch eine sanfte Luft an, wird jedoch bey alle dem durch häufige, obwohl gemäßigte Regenschauer und ziemlich starke Südwinde seiner Reize beraubt; auf diese stellt sich hernach eine heitere, stille, schöne Witterung ein, welche von den ersten April-Tagen an Platz greift, und bis zur Mitte des Junius fortwährt, indeß der Sommer heran kömmt, der sich durch einen höhern Grad von Wärme durch einige Ungewitter und viel Regengüsse auszeichnet. Der Herbst-Anfang ist schön, und die angenehme Temperatur dieser Jahreszeit währt bis zur Mitte des Novembers, wo das Wetter in Unordnung zu gerathen beginnt, wo es bald kalt,

bald regenhaft wird, und wo einige kleine Reife, die sich von Zeit zu Zeit einmal zeigen, den heran nahenden Winter verkündigen. In dieser letzten Jahreszeit herrschen zwey Winde, welche, einer um den andern, schnell mit einander abwechseln; der Süd oder Süd-Ost, der eine regenhafte und gemeiniglich naßkalte Witterung mit sich bringt; und der Nord oder Nord-West, der jenen ablöst, und kaltes, jedoch fast immer trocknes, reines und heiteres Wetter herbey führt. Diese beiderley Lüfte und Winde theilen sich in diese Jahreszeit, und theilen derselben ihre einander entgegen gesetzten Eigenschaften mit, so daß man während der kalten Jahreszeit, welche gegen die Mitte des Novembers eintritt und sich um die Mitte des März wieder verliert, heute vor Frost mit den Zähnen klappert und sich sorgfältig wärmt, und morgen, je nachdem es der oben herrschende Wind erfordert, das Feuer in den Kaminen wieder ausgehen, und die Zimmer offen stehen läßt. Diese Verschiedenheit der Temperatur, diese plötzliche Verwandlung in der Atmosphäre, (wieder eine Eigenheit, die man in Amerika durchgehends inne wird,) zieht jedoch hier keine so beschwerliche Folgen nach sich, als man zu vermuthen Anfangs geneigt seyn möchte. Ueberhaupt sind vom Ausgange des Novembers an bis zum Eintritte des Aprils, die Regengüsse in dieser Gegend eben so häufig, wie die Nebel, die gemeiniglich des Morgens, bald von der Reihe Holzungen, die den Horizont auf allen Seiten umgürtet, und bald über den Strom her, der die Mitte dieses Horizontes ausmacht, aufsteigen, und bey hohem Tage sich wieder verlieren.

Man genießt also in diesem Lande, einen Theil vom Frühling und Herbst über, einer angenehmen und milden Temperatur. Die Hitze des Sommers ist ganz erträglich, manche Tage ausgenommen, wo die Luft schwül ist und kein Wind geht; und der Winter ist sehr leidlich. Nach einem ziemlich guten Reaumürschen Thermometer, welches im Schatten und in einem Zimmer hängt, wo es dem Einflusse der äußern Luft ausgesetzt ist, hat die gewöhnliche mittlere Wärme von drey Sommern, die ich in diesem Lande zugebracht habe, vier bis sechs und zwanzig Grade, manchmal drüber und manchmal drunter betragen, und die stärkste Hitze ist acht und zwanzig und ein Drittel-Grade gewesen. An eben demselben Thermometer, das den ersten Winter über, den ich in diesem Lande zugebracht habe, und der einer der härtesten und anhaltendsten gewesen ist, welchen man seit langer Zeit erlebt hatte, (den Winter von 1799 zu 1800.) auf gedachte Art dem Einflusse der Luft ausgesetzt war, hat die gewöhnliche Kälte zwischen dem Gefrier-Punkte bey anbrechendem Tage und sieben bis acht Graden drüber um zwey Uhr Nachmittage gestanden; und der stärkste Frost, der sich hier ereignete, gieng nicht weiter, als daß das Queckfilber ungefähr zwey Grad unter den Eispunkt fiel.

Der folgende Winter ist schon viel gelinder, und noch obendrein gar nicht so anhaltend gewesen; und der, in dem wir jetzt leben, ist noch gemäßigter, als der vorige, wie er denn bis zu Februars-Anfange nicht mehr als vier oder fünf mal einen unbedeutenden Reif mit sich gebracht hat. Noch bis jetzt ist das Thermometer nur zwey mal, und

kaum auf ein Paar Minuten bis auf den Gefrierpunkt gefallen, und hat sich fast immer zwischen dem zehnten und zwanzigsten Grad über Eis gehalten; eine Temperatur, die mehr zum Frühling, als zum Winter gehöret.

In dem ersten Winter, dessen ich gedacht habe, wo der Frost schärfer war und länger anhielt, habe ich acht bis neun Linien dickes Eis gesehen, welches hier zu Lande nicht oft vorkömmt; und was hier in Wahrheit eine noch größere Seltenheit, und beynahe einer Wunder-Erscheinung gleich ist, war der Schnee, den man da am 2ten Februar 1800 den ganzen Vormittag über in Flocken fallen sah; ein ganz neues Schauspiel für viele Kreolen im Lande, die ein Alter von zwanzig Jahren erreichet hatten, und sich wenigstens nicht erinnern konnten, es noch jemals gesehen zu haben. Was mich aber an jenem Morgen auf eine ganz eigne Art interessirte, und sowohl meiner Einbildungskraft, als meinen Augen vollauf zu thun gab, (da ich einige Zuckersiedereyen im Gesichte hatte, deren Sud damals noch nicht ganz vollendet war,) war der Anblick, den damals der Giebel dieser Manufakturen bis zu dem auswendigen Umkreise der Luftlöcher ihrer Rauchfänge gab. Diese Luftlöcher befanden sich mit einer Schnee-Lage umgeben, da sich indeß die dicken Rauch- und Dunst-Wirbel, die aus diesen Gebäuden aufstiegen, in der Luft mit dem noch fallenden Schnee-Wirbel vermischten; ein Bild, das in seiner Art einzig war, und das eben so gut zu dem Verstand, als zu dem Gesichte sprach, indem es das erstaunenswürdige Schauspiel der Behandlung einer Fabrikatur gab, die vor diesem dem Klima und Boden

des heißen Erdgürtels ausschließlich eigen gewesen war, und die nunmehr durch die ämsige Thätigkeit des Menschen mitten unter Nebel und Schnee naturalisiret wurde. Dieser Anblick von einer ganz besondern Art, und die Betrachtungen, die er bey mir veranlaßte, waren allerdings so beschaffen, daß ich darüber die Strenge der Witterung gänzlich vergaß.

Als einen der seltensten Vorfälle, der sich so gar seit Menschengedenken hier zu Lande nur ein einziges mal zugetragen hat, beschreibt man noch bis jetzt die großen Haufen Eisschollen, die von dem Ganzen ihrer Masse abgesondert, aus einer hohen Breite von wenigstens fünf bis sechs hundert franz. Meilen her, auf dem Strome herab schwimmend, im Februar 1784 in so großer Menge nach Nieder-Louisiana kamen, und auf dem Strom eine so weit verbreitete Kette machen, daß es drey bis vier Tage lang nicht möglich war, quer über den Strom von einem Ufer zum andern zu setzen, weil diese ungeheueren Schollen an einander hiengen, und hin und wieder mit betäubendem Prasseln an einander prallten. Der Strom führte sie nach der See hinaus; und Schiffe, die in einer großen Entfernung von der Küste segelten, begegneten noch beträchtlichen Blöcken davon. Der Meerbusen von Mexiko gab also damals den Anblick von den mit den Polen benachbarten Meeren; und es wäre so gar nicht unmöglich gewesen, daß ein heftiger Windstoß aus Nord-Westen, (dergleichen man zu dieser Jahreszeit ziemlich oft erlebt,) einen Theil von eben diesen Eisschollen bis nach den Küsten von Cuba, und folglich über den Wendecirkel hinaus getrieben hätte.

Wieder auf den Faden unsers Gegenstandes zu kommen, will ich zu dem, was ich in Rücksicht auf die Temperatur dieses Landes bereits gesagt habe, noch hinzusetzen, daß der Monat, in dem die Hitze hier am fühlbarsten und drückendsten gespürt wird, der Julius ist, weil alsdann die Winde aus keinem Punkte des Horizontes her wehen, und diese tiefe Stille der Luft der Hitze der Atmosphäre ein neues Gewicht um so mehr zusetzt, da die Atmosphäre alsdann noch überdies nicht, wie im folgenden Monate, durch häufige Strich-Regen abgekühlt wird; und daß dagegen die Zeit, in der die Kälte den stärksten Eindruck macht, keine andere ist, als der December — und dies wegen der Winde aus Norden und Nord-Westen, die dann eine Schnee- oder Eis-Luft mit sich bringen; besonders letzterer, der mit ununterbrochener Heftigkeit weht, Reif herbey führt, und kleine Eisrinden von höchstens einem halben Zoll in der Dicke ansetzt, die sich in der Nacht bilden, die aber bey den ersten Sonnenstrahlen wieder abthauen.

Eben dieser Wind, der die aufgethürmten Wolken vor sich her jagt, fegt und säubert den Himmel, (weswegen er hier auch der Besen genannt wird,) und ist zwar sehr rauh und kalt, führt aber doch dafür auch Prinzipien der Gesundheit, des Lebens und des Frohsinnes herbey und verbreitet sie. Er stärkt und erleichtert den Leib, und vertreibt die Eindrücke von Trübsinn und Unmuth, die der Nebel-Schleyer und Regen-Hauch der Süd- und Ost-Winde in dieser Jahreszeit erzeugen. Ich habe schon oftmals die Schönheit und Reinheit des von einer strahlen-

den Sonne verschönerten Firmamentes, und den ganz eignen Schimmer, den dasselbe während der Nacht von den tausend und aber tausend funkelnden Gestirnen bekömmt, mit denen es zu der Zeit, wann dieser Wind weht, und sobald er einzutreten beginnt, übersäet ist, mit Bewunderung angeschaut.

Wie aber in der Welt nichts ist, was nicht seine Vortheile sowohl, als seine Nachtheile hätte, so verhält es sich auch mit eben diesem Nordwest-Winde. So viel Nutzen er im Spätjahre dadurch schafft, daß er die Zeitigung der Pflanzen und des Obstes befördert und zur Vollkommenheit bringt, daß er ein zu spätes und überflüssiges Wachsthum hemmt und erstickt, um es nach Ablaufe des Winters wieder desto thätiger und kräftiger zu machen; daß er einen guten Theil von den Insekten, die der Kultur schaden, tödtet; daß er endlich auch die faulen und giftigen Theilchen der Atmosphäre zerstreut, indem er die ganze Masse derselben reinigt; so ist er doch dagegen auch bey herannahendem Frühlinge und in den ersten Tagen desselben überaus nachtheilig, sobald er mit einiger Heftigkeit zu wehen beginnt, weil er dann die ausbrechenden, und zum Theile sogar schon aufgegangenen Keime aller Vegetabilien gefrieren macht und ertödtet, das Erdreich kältet, austrocknet und verhärtet, dessen zu solcher Zeit so nothwendige Vegetation er hemmt und verspätigt; überdies auch die Gesundheit durch Husten, Schnupfen und Flüsse auf der Brust zerrüttet, indem er eine plötzliche Kälte erzeugt, wodurch die Transspiration unterdrücket, und die natürliche Absonderung der Säfte gestört wird.

Neuntes Kapitel.

Einfluß des Klima's und der natürlichen Beschaffenheit des Landes auf den menschlichen Leib.

In Rückficht der Lage und der Bestandtheile dieses Landes, sollte man denken, daß es sehr ungesund seyn müßte; gleichwohl ist dies der Fall bey weitem nicht so sehr, als der Anschein es glauben macht; dies ist ohne Zweifel besonderen Ursachen zuzuschreiben, welche der ursprünglich schädlichen Naturbeschaffenheit des Lokals entgegen wirken, und die Nachtheiligkeit ihrer Folgen mindern. Ehe wir weiter gehen, wollen wir wenigstens zum Theil die Ursachen hiervon zu erforschen suchen — die nicht in den Arbeiten und Anstalten der Menschen, wovon hier zu Lande hierin beinahe noch gar nichts zu bemerken ist, wohl aber in der natürlichen Beschaffenheit und dem Zustande des Landes selbst, zu finden sind.

Sollten nicht einige von diesen Ursachen, erstens, in dem Winter liegen, der die Wirksamkeit jener vorgedachten schädlichen Eigenschaften, die hauptsächlich in der Gährung und Fäulniß bestehen, welche die Mischung und Verbindung der Wärme und Feuchtigkeit auf einem flachen, und überall mit stillestehenden Gewässern und faulenden Materien angefüllten Erdreiche, natürlicher Weise erzeugen muß, hemmt und zurückhält, und dadurch die Wir-

kungen derselben wenigstens verringert, wo nicht gar vernichtet? Zweytens, in den Winden, die diese niedrige und flache Ebene fast unabläßig, und von allen Seiten her fegen, und dadurch nothwendiger Weise die Wirkung eben dieser Verbindung schwächen? Drittens, in den Holzungen, mit denen ein großer Theil von den sumpfigen Gegenden, welche dieses Land durchschneiden, bewachsen und umgeben ist, die diese stillstehenden und schlammigen Gewässer dem Einflusse der Sonne und ihrer Hitze entziehen, folglich auch der Verderbniß derselben entgegen wirken, und dadurch verhindern, daß kein gefährlicher Dunst, kein schädliches Miasma daraus aufsteigt? Eine vierte Ursache dürfte wohl auch noch von der Lage und Beschaffenheit des Bodens selbst herrühren, der, in unbeholzten Gegenden und da wo der Ueberfluß der Feuchtigkeit ihn nicht beläftigt, so wie an schattigen Orten, nachdem er durch den geringen Abhang des Erdreichs gegen die Wälder und Gärten eines Theils des Regen- und andern Wassers, das auf diese Weise abläuft, entledigt worden, einen andern Theil desselben in kurzer Zeit wie ein Schwamm einschluckt; wo dann die Sonne den Ueberrest leicht auftrocknet.

Dies sind, wie mich dünkt, mehrere von den Ursachen, die hier zusammen treffen, um die Luft dieses Landes gesund zu erhalten, oder wenigstens den entgegengesetzten Wirkungen zu widerstehen. Wenn nun der Mensch auch diesen heilsamen Wirkungen keine größere Ausdehnung giebt, sondern sie nur nicht hindert; so bin ich, wenn ich die solchergestalt in diesem Lande vereinigten

Krankheits- und Gesundheits-Ursachen überlege, sehr geneigt zu glauben, es müsse aus dieser Verbindung ein gemischter Zustand entstehen, der dem menschlichen Geschlecht in vielen Rücksichten eher nützlich, als schädlich ist. Hiervon kann ich mich übrigens ziemlich überzeugen, wenn ich die Augen auf das platte Land von Louisiana werfe, wo man überhaupt keine schweren Krankheiten herrschen sieht; wo lebensgefährliche Seuchen ungemein selten sind; wo man eine ziemlich große Menge bejahrter Menschen von beiderley Geschlecht antrifft; wo sechzigjährige Männer gemeiniglich frisch und gesund, und noch bey vollen Kräften sind, (wie es eben so wohl an den Schwarzen, als an den Weißen beobachtet wird) wo man, um mit einem Wort alles zu sagen, weder Aerzte, noch Wundärzte in Thätigkeit sieht, und wo man sich zwanzig und mehr fr. Meilen weit nach der Stadt bringen lassen muß, um welche zu finden, wenn es, in einem überaus seltnen, unglücklichen Falle, nicht möglich ist, ihrer Hülfe zu entbehren. Diese Darstellung beruht auf der Wahrheit, und gründet sich auf Thatsachen, welche man, vernünftiger Weise nicht Lügen strafen kann. Kurz, alles erwogen, kann man eben nicht bestimmt versichern, daß das Innere dieses Landes zu den aller gesundesten Gegenden der Welt gehöre; aber es läßt sich auch durchaus nicht sagen, daß es, eigentlich zu reden, ein ungesunder Aufenthalt wäre.

Nicht so glücklich in dieser Hinsicht, wie das platte Land in der Nachbarschaft von Neu-Orleans, ist dieser Hauptort der Kolonie selbst. Dieser wird seit einigen Jahren während der Monate Julius, August, Septem-

ber, und eines Theiles vom Oktober mit einem bösarti-gen Fieber vom schlimmsten Charakter geängstigt, dessen Symptomen uud Zufälle so ungemein verschieden und mannichfach sind, daß die Meister der Kunst, wenigstens diejenigen, die in dieser Stadt die edle und nützliche Profession des Arztes treiben, die aus acht bis zehn Wundärzten, ohne Studien und ohne Gelehrsamkeit, mit Ausnahme einiger Wenigen, bestehen, sich dabey gar nicht zu helfen wissen, und im Grunde kein einziges kräftiges Mittel kennen, welches sie dieser pestilenzialischen Plage entgegen setzen sollten.

Diese schnelle und in ihren Fortschritten schröckliche, obgleich in ihren ersten Spuren oft nichts weniger als gefährlich scheinende Krankheit fängt gemeiniglich mit einer lebhaften Röthe, von der die Hautfarbe glüht, mit ziemlich heftigem Kopfweh, und einem unerklärbaren Schmerz in verschiedenen Theilen des Leibes an. Das Fieber ist ein anhaltendes; vom zweyten Tag an bis zum dritten nimmt das Uebel noch mehr überhand, und zeichnet sich durch außerordentliche Hitze, gänzlichen Mangel an Transpiration, und beträchtliches Nasenbluten oder Blutspeyen aus, auf welches insgemein noch ein Erbrechen von brauner Materie folgt, die wie Schifftheer aussieht. Die unmittelbaren Folgen hiervon sind schnelle Abnahme aller Kräfte, völlige Gelbsucht, zuweilen Anfälle von Wahnsinn und der Tod, der zwischen dem fünften und neunten Tag einschließlich, dem Uebel ein Ende macht. Was dieser gefährlichen Krankheit eigen zu seyn scheint, ist der auffallende Kontrast, der sich dabey an der Hautfarbe

des Patienten zeigt, und den man gar leicht im Anfange des Uebels und bey dem traurigen Ausgange desselben wahrnehmen kann. In der ersten Periode ist das Gesicht des Kranken über alle Maaßen hochroth gefärbt; hernach bekömmt es, ohne Aderlaß, manchmal sogar ohne irgend eine beträchtliche Ausleerung, durch plötzlichen, raschen Uebergang ein schwarzgelbes Ansehen, welches nach dem Tode des Patienten zunimmt, und sich mit schwärzlichen und dunkelrothen Flecken, die an verschiedenen Stellen den Quetschungen mit unterlaufenem Blute gleichen, über alle Theile des Leibes verbreitet. Ohne Zweifel hat diese Krankheit davon den Namen des gelben Fiebers bekommen, weil man ihr keine bestimmtere Benennung zu geben wußte. Noch hat man übrigens zu verschiedenen Malen folgenden merkwürdigen Umstand wahrgenommen; die braunen Materien, die ein solcher Patient den letzten und vorletzten Tag seines Elendes ausleert, sind so scharf und ätzend, daß die kleinsten Theilchen davon, die ihm unter'm Erbrechen auf die Spitze der Lippen fallen und da hängen bleiben, wenn sie nicht sogleich rein abgewischt werden, die Haut, wie ein Feuerbrand, verbrennen und zerfressen.

Es giebt also bey dieser Krankheit dreyerley Umstände zu beobachten, die ihr eigen sind oder wenigstens vorzüglich zukommen; nämlich in ihrem Antritte die glühende Röthe des Patienten, in der Krisis das Erbrechen mit Blut und schwärzlichen Materien, und die durchgängige, über den ganzen Leib sich verbreitende Gelbsucht. Wollte man die Ursache des Uebels durch Untersuchung seiner haupt-

sächlichsten Wirkungen erforschen, so ließe sich dasselbe, meines Erachtens, eher der äußersten Gährung der Blutmasse, der Zersetzung und Fäulung derselben beymessen, als einer Verderbniß der Galle und der Säfte. Es ist möglich, daß ich mich in diesem Stücke, wie in so manchem andern, irre, aber das ist meine Meinung.

Seit sechs bis sieben Jahren her *) richtet diese Krankheit, fast alle Sommer über, in der Stadt viele Verwüstungen an, thut aber fast gar keinen Schaden auf dem Lande, wo die Leute sie bloß aus dem zwischen einem Orte und dem andern bestehenden Verkehr, und aus den Folgen von diesem Verkehre kennen. Indessen behaupten doch die Aerzte, sie sey nicht epidemisch. Ich mag hierüber so zuversichtlich nicht urtheilen, wie sie, und lasse es dabey bewenden, daß ich denke, sie sey nicht ansteckend und im eigentlichen Sinne nicht pestilenzialisch. Dagegen aber bin ich sehr geneigt, zu glauben, daß sich zu den Zeiten, wo sie herrscht, der Urstoff davon in der Luft befinde; und daß man in dem Falle, wo man nicht ganz nahe Gefahr läuft, diese Krankheit dadurch zu bekommen, daß man Jemanden, der schon damit behaftet ist, besucht oder gar wartet und pflegt, doch dieser Gefahr mehr oder weniger unterworfen sey, wenn man häufig an Orte kömmt, an denen sie ihre Verheerungen treibt; daß dem zu Folge

*) Das gelbe Fieber soll erst im J. 1792. durch ein Sklavenschiff von der Küste von Guinea nach Westindien, und im Julius 1793 durch einen französischen Schooner nach Philadelphia gebracht worden seyn. D. H.

dieses Uebel nicht sowohl durch Annäherung zu dem Patienten, und besonders durch Berührung desselben, als vielmehr durch den Einfluß der mit den ungesunden Eigenschaften geschwängerten Luft, und durch den Eindruck, den diese Luft auf den Zustand und die physische Empfänglichkeit des Körpers macht, mitgetheilt und entwickelt werde.

Zu Begründung dessen, was ich so eben vorgetragen habe, muß ich folgendes sagen. Man hat die Bemerkung gemacht, daß Leute, die immer in der Stadt wohnen, und die ihrer Geschäfte wegen auch diese bedenkliche Jahreszeit über da zu bleiben genöthigt sind, bey weitem nicht so leicht mit dieser Krankheit befallen worden, als andere, die zu eben der Zeit vom Land oder sonst woher dahin kommen; und daß ein vorübergehender Aufenthalt darinnen in dieser Epoche viel gefährlicher in allen Rücksichten sey, als ein bleibender Wohnsitz; gleichsam als identificirte sich der menschliche Leib mit der Luft, in der er dann lebt, und als wäre der Eindruck, den sie plötzlich auf ihn macht, viel schädlicher, als ihr beständiger Einfluß. Was für eine Bewandniß es auch mit dieser Sache haben, und was für eine Vermuthung man darüber hegen mag, so hat die Erfahrung sehr oft so wohl an neuerdings angekommenen Fremden, als an Leuten aus dem Lande selbst, die vom Land in die Stadt gekommen, und nur von früh Morgens bis auf den Abend da geblieben sind, bewiesen, daß sie den Keim, oder vielmehr das Gift dieser unseligen Krankheit mit heraus gebracht haben, deren Opfer sie in wenig Tagen darauf wurden. Diese einzelnen Fälle abge-

rechnet, ist das platte Land bis jetzt noch nicht mit dieser Plage heimgesucht worden; und noch ist es, wie es scheint, bloß auf die Stadt und die zunächst umliegenden Gegenden beschränket, wo es ein tief eindringendes Schrecken in allen Gemüthern verbreitet, und während der gewaltsamen Herrschaft des Uebels alles Verkehr zwischen den Handelsleuten und den Einwohnern stört und unterbricht.

Man hat ferner behauptet, daß unter den Einwohnern dieser Stadt der Amerikaner, den der Handel dahin lockt, am häufigsten ein Opfer dieses Uebels wird; daß dieses dem Franzosen bey weitem weniger wiederfährt; und daß der Spanier nur sehr selten davon befallen wird. Was für einer Ursache sollen wir eine solche Verschiedenheit des Eindrucks auf diese dreyerley Nationen, die doch an einem und eben dem Orte wohnen und einerley Luft einathmen, beymessen, wenn es nicht gewisse physische und moralische Ursachen sind, die mit dem eigenthümlichen Temperament und der Lebens-Ordnung derselben zusammenhängen, ohne noch die Gewalt zu rechnen, die wir oben dem Einflusse der verdorbenen Luft zugeschrieben haben, und die mit mehr Kraft auf die kürzlich angelangten Fremden wirkt, (wie die mehresten Amerikaner in dieser Stadt sind,) als auf die Leute im Orte, die gewöhnlich da wohnen; einem Einflusse, der ohne Zweifel das Seinige beytragen mag, der Krankheit mehr Gewalt und Heftigkeit bey ersteren, als bey letzteren zu geben? Wollen wir diese Sache in ihren beiden Extremen betrachten; so werden wir zuvörderst bemerken, daß der Spanier, der an den Einfluß eines heißen Klimas von Haus aus gewöhnet ist,

und dessen Blut alle mit dieser Temperatur übereinkommenden Eigenschaften hat, die schlimmen Wirkungen desselben bey weitem weniger empfinden müsse, als der Amerikaner, der aus einem kalten Klima kömmt, und dessen Adern von einem kopiösern, dickern Blute strotzen, welches auf alle Weise desto mehr geneigt ist, sich zu entzünden, und durch die Einwirkung einer solchen warmen, ihm ganz ungewöhnlichen Temperatur in Fäulniß zu gehen. Nächstdem müssen wir auch bedenken, daß der Spanier, nüchtern und mäßig, von einfachen Nahrungsmitteln lebt, deren Geschmack er bloß mit Knoblauch, welchen er der Gesundheit für zuträglich hält, zu würzen pflegt, und bey denen er wenig starke Getränke zu sich nimmt; da hingegen der Amerikaner häufig nahrhafte, reichlich gewürzte Speisen, und starke Getränke im Uebermaaße genießt. Diese Umstände können, glaub' ich, uns begreiflich machen, warum diese, für die Amerikaner so mörderische Krankheit, für Spanier nicht einmal Gegenstand der Unruh und Besorgniß ist, und dabey doch immer furchtbar für Franzosen bleibt, deren Temperament und Lebensart nicht so gut, wie die Leibesbeschaffenheit und Lebensordnung der letzteren; aber doch noch besser, als das Temperament und die Lebensart der ersteren, zu dem Klima passen.

Allein was für einer Ursache haben wir nun die Existenz einer solchen Krankheit im Innern dieser Stadt und nicht in dem ringsum benachbarten platten Lande beyzumessen? Ich will über diesen Punkt unverhohlen sagen, was mich meine eignen Beobachtungen, verbunden mit

den Bemerkungen einiger aufgeklärten, an dem Orte selbst wohnenden Männer gelehret haben.

Zu dem Ende will ich vor allen Dingen einige von den Ursachen aufzählen, die gewiß nicht anders als das Ihrige beytragen können, die Luft, die man in Neu-Orleans einathmet, zu verderben, und die sie während der Sommerhitze gar wohl fähig machen mögen, sie mit unreinen und schädlichen Miasmen zu schwängern. Fürs Erste, der ganz übermäßige Unflat, der in dieser Stadt, am Hafen, in den Gassen, an den leeren Plätzen, sogar in den Höfen vieler Häuser überall herrscht, wohin man ohne Unterschied ganze Haufen von Unreinigkeiten wirft, welche nur zum Theil und gar langsam forgeschafft werden. Fürs Zweyte, der Mangel an Abzug der stillstehenden und faulenden Gewässer, die, mit so vielem Unrathe vermischt, in der Mitte der Stadt, mitten auf den flach und tief liegenden, ungepflasterten Straßen, und an vielen andern Stellen mehr, weitläufige Moder-Lachen und stinkende Kloaken bilden. Fürs Dritte, die hohen Häuser von Ziegelsteinen, die seit einigen Jahren hier empor wachsen, die dann mehr Feuchtigkeit, als die andern, bey sich behalten, und sie an einem Orte, der schon an sich selbst so feucht ist, aufhalten, und die überdies durch ihre Masse und Höhe den Luftzug hemmen und auffangen, dessen beständig mehr oder weniger, und in verschiedenen Richtungen wirkende Kraft, wenn ihm dieses Hinderniß nicht entgegen stände, die schädlichen Theilchen, die dann in der untern Atmosphäre circuliren, vertreiben, oder doch wenigstens verringern, eben diese Luft erfrischen, und sie so

mit reiner und gesunder machen würde. Fürs Vierte endlich, die vor einigen Jahren rings um die Stadt her unter dem Vorwande nöthiger Befestigung geöffneten Gräben, und die Verhaue, die man von außen rings herum gemacht hat, woraus hernach während der heißen Jahreszeit stinkende Dünste aufgestiegen sind, die vor Eröffnung dieser Gräben und Verhaue nicht waren.

Diesen vornehmsten Ursachen der Ungesundheit, welche Niemand, meines Erachtens, nach einiger Untersuchung läugnen wird, können wir noch eine andere beyfügen, der viele verständige und wohl unterrichtete Leute im Lande einen großen Einfluß, und, um es rein heraus zu sagen, sogar den Ursprung dieser Krankheit in der Kolonie beymessen. Da in einer zu Erhaltung der Menschheit so wichtigen Sache durchaus nichts aus der Acht zu lassen ist; so wollen wir also diese hier so benannte Original-Ursache des Uebels, mit dem wir es zu thun haben, angeben, ohne sie eben durchaus anzunehmen oder zu verwerfen, und wollen unsere Meinung im Zweifel lassen, bis die Erfahrung so sehr zu neuen Beobachtungen gekommen seyn wird, daß sie aller Ungewißheit ein Ende machen, und uns in Stand setzen kann, ein sicheres Urtheil in dieser Hinsicht zu fällen.

Man behauptet, diese Krankheit wäre in Neu-Orleans nur erst seit sechs bis sieben Jahren bekannt; welches gerade die Epoche ist, seit welcher der amerikanische Handel eine gewisse Ausdehnung in dieser Stadt bekommen hat; und man zieht hieraus, und aus dem Umstande, daß

eben dieses gelbe Fieber schon vor gedachter Epoche im Norden von Amerika geherrscht hat, (wie aus der Verheerung erhellt, welche sie im Sommer 1798 zu Philadelphia und anderwärts anrichtete): den Schluß, daß sie von den Amerikanern dahin gebracht worden sey, die denn freylich auch die hauptsächlichsten Opfer derselben sind.

Ohne über das, wovon die Rede ist, ein übereiltes Urtheil im voraus zu fällen, will ich nur so viel sagen: es ist wirklich eine öffentlich und überall bekannte und zuverläßige Thatsache, daß dieses tödtliche Fieber seit ungefähr zehn Jahren in einigen großen Städten von Nord-Amerika, namentlich besonders in Philadelphia und New-York herrscht, wo es auch zuerst entstanden zu seyn scheint, und wo es so gar den Namen, unter dem wir es kennen, bekommen hat; und daß es daselbst, seit dieser unglücklichen Epoche, fast alljährlich, während der gedachten Monate Julius, August, September, und eines Theiles vom October, beträchtliche Verheerungen anrichtet, so daß gedachte Städte während der Herrschaft dieser Krankheit einsam und fast menschenleer werden, indem sie Anlaß giebt, daß theils ein großer Theil von der vor der Härte dieser Plage erschrockenen Einwohnern aufs Land flüchten, theils diejenigen, die der Handel oder andere Angelegenheiten zu jeder andern Zeit dahin zu gehen bewegen, sich von denselben entfernt halten. Und was in Wahrheit ganz eigen, und sehr anmerkenswerth ist, so läßt das Uebel in eben diesen Städten, (wie anderwärts,) seine Wut weit mehr an den Amerikanern aus, als an den Fremden, die doch in großer Menge da sind.

Da nun aber erwiesen ist, daß gewisse Krankheiten oder Gebrechen, als z. B. Flechten, Kröpfe, Aussatz, Scharbock, Kinderblattern, Lustseuche, und endlich so gar die Pest, von je her gewissen Ländern, und den darinnen wohnenden Menschen vorzüglich eigen gewesen sind; sollte man nicht berechtiget seyn, aus dieser Wahrnehmung und dem Vorhergesagten die Folgerung zu ziehen, daß das gelbe Fieber ebenfalls eine endemische Krankheit in den Vereinigten Staaten wäre? Das glaube ich aber nicht; erstlich, weil es erst zwölf bis funfzehn Jahre her sind, daß man sie auch da noch nicht gekannt hat; zweytens, weil die Leute außerhalb des Umkreises einiger Handelsstädte und der unmittelbar daran gränzenden Gegenden vor dieser schröcklichen Plage sicher sind, die in einem sehr großen Theile der Vereinigten Staaten so gar noch dermalen unbekannt ist.

Also ist das gelbe Fieber wahrscheinlicher Weise dieser Welt-Gegend keinesweges eigen: *) und wenn es nicht durch irgend eine auswärtige Verbindung dahin gebracht worden ist; so hat es da wenigstens nicht entstehen können, und kann sich auch da nicht anders fortpflanzen, als durch zufällige Ursachen, welche nur an solchen Orten, wo das Uebel herrscht, obwalten. Werden nun diese, dem Klima und Boden fremden Ursachen endlich entdecket und bekannt; so können sie alsdann leicht ausgerottet und ver-

*) M. s. oben. Dr. Rush behauptet, das gelbe Fieber stamme aus Afrika her. D. H.

nichtet werden; und sind einmal diese Ursachen vernichtet; so ist es das Uebel, das davon herrührt, ebenfalls.

Was sind denn das aber für zufällige Ursachen? wird man fragen. — Ganz genau kenne ich sie nicht; aber einige darunter kann ich vermuthen, als, unter anderen, die Menge der Begräbnißplätze innerhalb des Bezirkes der amerikanischen Städte, die man von Tage zu Tage immer weiter ausdehnt, wovon die schädlichen Wirkungen von Jahr zu Jahre nicht anders als immer fühlbarer werden können; der geschwinde, und beynahe plötzliche Uebergang von einem sehr langen und überaus rauhen Winter in einen kurzen und glühenden heißen Sommer, und die schlimmen Folgen, die hieraus auf alle Weise in volkreichen Städten entstehen müssen, wo dieser Kontrast, verbunden mit den übrigen Umständen, schädlicher werden kann, als anderwärts; das Brunnen- oder Pumpen-Wasser, dessen sich die Einwohner theils zu ihrem Getränke, theils bey ihren Speisen bedienen, statt des Quellwassers, womit sie sich versehen könnten, (indem jenes Brunnenwasser, zumal in ihren Städten, nichts weniger als gesund ist,) die Menge von den Baßins oder Kanälen, die sie Wharfs nennen, mit denen ihre Häfen durchschnitten und maskirt sind — eine Art von Gossen und wahre Kloaken, in denen sich alle Arten von Unflat häufen und verfaulen, und aus denen zur Zeit der Hitze stinkende Dünste aufsteigen; die Gewohnheit, welche die Amerikaner haben, während der größten Sommerhitze in Tuch gekleidet zu gehen, statt daß sie baumwollene, seidene und leinene Zeuche tragen sollten, wie es alsdann die Jahreszeit und

die Umstände erfordern; daß sie sich zu solcher Zeit so gar wenig der Bäder und anderer Präservativ-Mittel wider hitzige und andere dergleichen Krankheiten bedienen, zu denen sich der Keim in ihnen zu entwickeln im Begriffe steht; und am Ende ihre Kost, die fast immer aus eingesalzenem und gewürztem Fleisch, und aus geistigen Getränken besteht, welches alles sie mit weniger Mäßigung genießen, ꝛc.

Doch ich merke, daß ich über einer solchen Untersuchung zu weit von dem Gegenstand abkomme, der hier mein Zweck ist, und wende mich von einer Abschweifung, zu der mich die Wichtigkeit der Materie, (Erhaltung der Menschheit,) und der Antheil, den man an einer so wichtigen Angelegenheit zu nehmen sich nicht wohl enthalten kann, wieder zur Sache.

Ich sagte also, und sag' es abermals, das Klima in Nieder-Louisiana ist viel gesunder, als es auf den ersten Anblick des Landes zu seyn scheinen sollte, obgleich Neu-Orleans, der Hauptort darin, drey Monate vom Jahr über ganz ausnehmend mit der entsetzlichen Krankheit befallen wird, von der ich bisher geredet habe, und vor der sich, wie man füglich annehmen darf, die Franzosen und die Kreolen an dem Orte so gut, wie die Spanier, durch klug angewandte Mittel der Vorsicht und durch eine, nach der Jahreszeit eingerichtete Lebens-Ordnung glücklich verwahren können.

Vom Ausgange des Oktobers an bis zum Anfange

des Julius sind Krankheiten in der Stadt so wenig, als auf dem Lande, gewöhnlich, und das Wegsterben vieler Menschen ist da eine Seltenheit. Die Störungen der Gesundheit, die am öftersten da vorkommen, uud die da dann und wann einmal Anlaß zu widerwärtigen Zufällen oder schweren und gefährlichen Krankheiten geben, sind Ruhren, Gallen-Fieber, Augen-Beschwerden, Schnupfen und Husten, Lungensucht, Nerven-Zufälle oder krampfhafte Anfälle, Epilepsie, Lähmung, Folgen von Wochenbetten, (welche hier schlimmer, als anderwärts, zu seyn scheinen,) und Würmer, denen die Kinder sehr unterworfen sind, und an denen mehrere ums Leben kommen. Nächstdem muß ich auch erinnern, daß man da vorzüglich in Gefahr ist, seine Zähne in Zeiten zu verlieren, welches besonders den Kreolen im Lande begegnet, und eine Folge theils von der in der Luft und im Boden herrschenden Feuchtigkeit, theils von der Beschaffenheit des Wassers ist. Meiner Meinung nach sind im Grunde eben diese, im Lande endemische Feuchtigkeit der Luft und des Bodens, und die Veränderungen der Atmosphäre, welche so plötzlich aus Hitze in Kälte, und aus Kälte in Hitze übergeht, die Haupt-Ursachen von den Krankheits-Anfällen, die man da gewöhnlicher Weise zu erleiden hat.

Im Uebrigen weiß man da nichts von epidemischen Krankheiten. Die Kinderblattern, die sich nur selten ein Mal zeigen, richten hier auch keine großen Verwüstungen an, weil man den Kindern die Pocken einimpft; und die heilsamen Wirkungen der Inokulation durchgängig anerkannt sind. Dessen ungeachtet setzen sich die Regierung

und die Klerisey dawider, so viel sie können, weil sie beiderseits, ihren Gedanken nach, aus Religions-Gründen zum Widerspruche dagegen verpflichtet zu seyn glauben, oder vielmehr, weil sie sich, wie die große Gegen-Partey sagt, aus abergläubischen Gründen zu solchem Widerspruche verleiten lassen. Seit vierzehn Jahren war diese Krankheit hier nicht zum Vorschein gekommen. Dermalen ist sie wieder einmal aus den amerikanischen, oberhalb der Kolonie gelegenen Ländern eingebracht worden, jedoch mit den vortheilhaftesten Symptomen; und hieraus ist sogleich, wie man schon bey der vorigen Epidemie gesehen hatte, ein Meinungs-Streit und eine Verhaltungs-Opposition zwischen dem Publikum auf einer, und der Regierung und Kirche auf der andern Seite über den Punkt der Blatter-Einimpfung entstanden, die das erstere, als Präservativ vor den entsetzlichen Uebeln, welche diese Krankheit in ihrem natürlichen Laufe mit sich bringt, durchaus fordert, und die letztere schlechterdings verbannet wissen wollen — als eine Operation, die den Rathschlägen der göttlichen Vorsehung entgegen stände, und die auf nichts besseres hinaus liefe, als Gesunden eine unstreitige Krankheit beyzubringen, um eine noch zweifelhafte zu verhüten, und sie noch obendrein immer weiter fortzupflanzen. Hierauf gab es Versammlungen und Protokolle der Gesundheits-Beamten, Berufung und langwierige Sitzung der hohen Kabilde oder des Municipal-Raths; förmliche Gegen-Erklärung der Klerisey wider alle weitere Fortschritte zur Blatter-Einimpfung; Verbietung derselben vom Statthalter zur Unterstützung jener Gegen-Erklärung, Niemanden zu inokuliren; großer Aufstand zu Neu-Or-

leans und überall auf dem Lande. So steht es mit der Sache gegenwärtig in der Mitte des Februars. Uebrigens ist die Krankheit noch sehr enge begränzt; allein nach der Gährung, die dieser Sache wegen im Publikum herrscht, und nach der völligen Ueberzeugung, in der man steht, daß die Einimpfung hier zu Lande, wie anderwärts, die glücklichsten Wirkungen thue, hat es allen möglichen Anschein dazu, daß die Leute, (wenn sich die Krankheit nur ein wenig weiter ausbreitet, und die Regierung das Verbot der Inokulation, welches sie, im Namen der Kirche, hat ergehen lassen, nicht wieder aufhebt,) wie schon ehedem geschehen ist, weiter gehen, und im Guten oder im Bösen die Kinder der Kreolen und der Negern, die noch nicht die Blattern gehabt haben, vor der Nase des Statthalters, des Bischofs und der Kapuziner-Geistlichkeit inokuliren, und diesen in solchem Falle überlassen werden, wenn sie es so für gut befinden, die Inokulation, die Inokulirer und die Inokulirten in den Bann zu thun.

Was die Temperatur von Ober-Louisiana betrifft, könnte es wohl scheinen, daß sie nach der Lage der Orte gesünder seyn müßte, als im Niederlande, dies ist aber doch der Fall überhaupt nicht, ausgenommen im Illineser-Kanton, als der letzten Pflanzstätte jenes obern Theiles im neun und dreißigsten Parallelen-Grade, wo die Luft überhaupt fein und gesund ist, und wo die Einwohner folglich auch nicht so schlaffe Nerven, und überhaupt durchgehends eine lebendigere Farbe haben, als man sie in Nieder-Louisiana findet.

Zehntes Kapitel.

Natürliche Producte des Landes in den drey Reichen der Natur.

1. Producte des Thierreichs.

Fast alle Hausthiere, vierfüßiges- und Feder-Vieh, von ausländischer Art, finden sich hier in ziemlich großer Menge, und kommen ganz gut fort, ausgenommen der Esel, die Ziege, und das Perlhuhn, die man hier beynahe nirgends sieht.

Der Ochse wird hier so gut, wie in Europa, zu Acker-Arbeiten gebrauchet. Sein Fleisch ist zwar selten fett, aber doch im Spätjahre ziemlich gut; in den Frühlings-Monaten, März, April und Mai hingegen ist es so mager und saftlos, daß man es beynahe nicht genießen kann.

Schöpsenfleisch ist nicht gar schmackhaft, besonders in der Stadt, wo man es gemeiniglich nicht so gut zu essen bekömmt, als auf dem Lande.

Federvieh ist im Sommer mager, und nicht schmackhaft, aber dafür im Winter fett und wohlschmeckend.

Die Pferde im Lande sind weder schön, noch gut. Sie werden hier auf feuchten Weideplätzen gezogen, die

nicht Kern und Festigkeit genug haben. Ihre Nahrung und der Boden, auf dem sie gewöhnlicher Weise sich aufhalten, sind von so übler Beschaffenheit, daß sie dabey nie zu den großen, dieser Thierart sonst gewöhnlichen Kräften kommen; und sind auch noch außerdem an den Fehlern Schuld, daß der untere Theil des Beines und Fußes keine Festigkeit hat, und der Bauch breit und dick ist; ein Paar Mängel, zu denen noch ein dicker Kopf und ein kurzer Hals kommen. Mit einem Worte, das Land erzeugt keine feinen Paradepferde, sondern nur etwa Klepper zum Traben und Galopiren, und Zugpferde von ziemlich schlechtem Ansehen und mittelmäßigem Werthe.

Die vierfüßigen wilden Thiere sind der amerikanische Tiger oder Kongar, der Bär, (keiner von beiden ist jedoch hier gemein, und beide kommen aus dem Innern des festen Landes,) der Pichou, (eine große Fuchsart,) der Chaoui, (eine andere, kleinere Art von Füchsen,) die Wald-Katze und die Wald-Ratte, (denen man diese Benennungen beygelegt hat, und die doch eben so wenig Katzen, als Ratzen sind) das Eichhörnchen, das Reh, das Kaninchen, und einige andere, nicht so häufig vorkommende Thiere.

Unter dem Federvieh-Geschlechte, das eben so wild und unabhängig vom Menschen lebt, giebt es Rebhühner und einiges kleines Federwild, beide aber nicht zahlreich; andere Vögel von artigem Gefieder, als die Kardinal-Spechte (mit rothem Kopf) und die Papen (papes); einen einzigen Singe-Vogel, der bey den Leuten im Lande den

uneigentlichen Namen des Spötters führt, weil er, wie es heißt, gleich dem Spottvogel in Virginien die Gabe hat, welche letzterm zugeschrieben wird, nicht nur die mancherley Stimmen beseelter Wesen, sondern auch die mannichfaltigen, abwechselnden Töne der Instrumente aufs genaueste nachzumachen. Man legt diesem Vogel auch den Namen Nachtigall bey, ob er wohl mit der europäischen Nachtigall so wenig der Gestalt, als dem Gesange nach mehr als unbedeutende Aehnlichkeiten hat. Zum Ersatze für die hiesige Seltenheit des Waldgesanges von zwitschernden Vögeln giebt es hier, statt dessen, Schreyer in großer Menge, dergleichen Staare und Krähen sind, von denen man hier ganze Wolken-Züge sieht, welche die besäeten oder zur Aerndte heran reifenden Getraidefelder plündern, und die vom frühen Morgen an bis an den Abend das Ohr theils mit ihrem durchdringenden Pfeifen, und theils mit ihrem heisern und traurigen Krächzen belästigen und ermüden.

Noch ein Vogel, der hier zu Lande ziemlich gemein ist, und den man in kleinen schweigenden Rotten bey den Plantagen, längs den Straßen, wie auch im Innern der Ringmauern findet, ein Vogel von der Größe eines mittelmäßigen welschen Huhns, von schwärzlichem oder dunkelgrauen Gefieder, von einem schwerfälligen Fluge, wenn er sich eben von der Erde erhebt, der aber im Aufsteigen fest und sicher wird, von unangenehmem Anblicke, der bloß von Insekten, Gewürmen und Aase lebt, und eben dadurch diesem Lande sehr nützlich wird, ist der hier so genannte Karankro, meiner Meinung nach der Galli-

nazo der Mexikaner, mit dem er wenigstens viel Aehnlichkeit hat.

Außerdem sieht man hier auch gewisse Zugvögel, die sich zu manchen Zeiten im Jahr und besonders im Winter einfinden; als, unter andern, wilde Enten von unterschiedlichen Sorten, und besonders Krückenten, die der Jagd-Lust der Kolonisten, (welche besonders im November, December und Januar befriedigt zu werden pflegt,) während dieser Zeit reiche Beute, und dadurch eine angenehme und gesunde Speise gewähren.

Die hiesigen Süßwasser-Fische sind keine andern, als die der Strom und einige natürliche Wassergräben hergeben, und die allesamt unschmackhaft und von keiner Güte sind. Was darunter noch am meisten geschätzt wird, und was denn auch, mit mühsamer und kostbarer Zurichtung, auf die Tafeln der Kolonisten kömmt, rein heraus zu sagen, was am wenigsten schlecht ist, das ist der hier so genannte Kasse-Burgau, dessen Fleisch nicht durchaus unangenehm, aber doch bey alle dem saftlos und zäh ist. Ich darf jedoch dieses Produkt des Stromes hier um so weniger übergehen, weil die reichliche Menge desselben fünf Monate vom Jahre über, (vom Mai bis zum September,) eine große Wohlthat, eine Art von Manna für die Bewohner der Strom-Ufer ist. Die Chevrette ist eine Art kleiner Krebse, welche mit Fischreusen gefangen, und auf mancherley Weise zugerichtet wird.

Was die Seefische anlangt, so hat man hier die Fische

aus den Pontchartrain- und Barataria-Seen, die aus dem Meere da hinein kommen, mit welchem diese beiden Landseen zusammen hängen; mit dem Unterschiede, daß der Barataria-See, der viel süßes Wasser empfängt, welches sich aus dem Innern in ihn ergießt, und der selbst, eigentlich zu reden, kein salziger, sondern bloß ein salzhaltiger Landsee ist, den Seefischen, die darinnen gefangen werden, keinen gar vortheilhaften Geschmack beybringt; wogegen der Pontchartrain-See, der in Vergleichung gegen jenen, und wegen seines Umfanges und seiner freyen Kommunikation mit dem Meere nur wenig süßes Wasser enthält, in der That ein Salzwasser-See ist, der also den Seefischen ein Element, welches ihnen behagt, darbietet, und daher auch sehr gute Seefische nährt, vorunter insonderheit der so genannte See-Kasse-Burgau gehört, der von ganz anderer Art, als der Strom-Kasse-Burgau, und von trefflichem Fleisch ist.

Noch hat man in diesem Land, einen Theil des Jahres über, ziemlich schöne und gute Austern, die an den Küsten, in der Nähe gedachter Landseen gefischt werden, und einige andere Muschelthier-Arten.

Mit kriechendem Ungeziefer und Insecten ist dieses Land ganz gewiß reichlicher versehen, als die mehresten anderen Länder der Welt; und es scheint dasselbe sogar ein gemeinschaftlicher Sammelplatz und Lieblings-Aufenthalt derselben zu seyn. Das erste und vornehmste kriechende Thier, welches man hier antrifft, ist das ungeheure (amerikanische) Krokodill, eine berüchtigte Amphibien-Art

von der Gestalt einer Eidechse, wovon manche an die zehn bis zwölf Fuß lang, und nach Proportion auch dick sind, von schuppiger und schwärzlichbrauner Haut, einen starken Bisam-Geruch von sich gebend, von krumm gewundenen und kriechenden Bewegungen, kurz, im Aeußerlichen ungestalt, roh und wild. Die Buchten des Stromes, die Landseen, die natürlichen Wassergräben, alle stillstehende Gewässer, und sogar die Abzugsgräben, welche die Einwohner auf ihren Pflanzungen angelegt haben, sind damit so geplagt, daß diese Thiere, wenn sie dann und wann aus den Gräben schleichen, um die Häuser her gekrochen kommen, wo sie zwar, wie überhaupt außer dem Wasser, eben nicht gefährlich, aber doch auf jeden Fall wahrhaftig scheuslich und widerlich anzusehen sind.

Nächstdem kommen die mancherley Schlangen-Arten, worunter die Kongo- und die Klapper-Schlange die beiden gefährlichsten sind. Letztere besonders giebt in ihrem Biß ein verderbliches Gift von sich, welches binnen wenig Stunden den Tod bringt. — Außerdem findet man hier eine Vipern-Art, eine Wasserschlange, die man Kongre nennt, die auf dem Lande so gut, wie im Wasser, lebt, und von der ein Stich, (wie mich mehrere versichert haben,) ebenfalls tödtlich ist; ein noch fürchterlicheres Thier, als die Klapperschlange, indem es dem Gegenstande, der ihm zu nahe kömmt, nicht etwa ausweicht, sondern vielmehr auf ihn losstürzt, da hingegen die Klapperschlange fast unbeweglich bleibt, sich zu entfernen sucht, und nicht eher verwundet, als wenn man sie reitzt, und ihr, so zu sagen, auf dem Halse sitzt. — Diese mancherley kriechen-

den Ungeziefer füllen so gut die sumpfigen Holzungen an, wie die Ufer der Wassergräben, aus denen sie sich überall hin, und manchmal sogar in die Häuser verbreiten. Die eigentliche Viper, und unter den Insekten die Spinne mit rothem Hintern (araignée dite à cul-rouge), welche beide überaus giftig sind, finden sich gleichfalls in dieser, allen Arten von Insekten und kriechenden Gewürmen so günstigen Welt-Gegend.

Frösche und Kröten giebt es hier zu Lande im größten Ueberfluß; letztere bedecken, zur Zeit der ersten Regenschauer im Sommer, manchmal den Erdboden.

Man sieht hier des Morgens, und besonders während der Regenzeit die Oberfläche dieses sumpfigen Bodens unordentlicher Weise mit hohlen, cylinderförmigen, sieben bis acht Fuß hohen Erdhaufen beworfen, die bey Nachtzeit in Gestalt der Kellerlöcher von einer Art kleiner, amphibischer Krebse aufgeworfen werden, von denen es in diesem, halb aus Erde und halb aus Wasser bestehenden Boden wimmelt. Diese Krebs-Art, die so verborgen unter der Erde lebt, ist übrigens so gut, wie die Bisam-Ratze, für den mit dem Strome benachbarten Theil des Landes eine wahre Geisel — wegen der Geschwindigkeit, mit welcher beide den festesten Deich mit unterirdischen Löchern durchgraben, durch welche so dann die Gewässer des Stromes hinein dringen, einen solchen Deich unterminiren, ihn mithin auf einmal einstürzen machen, und dadurch einen Riß erzeugen, in den sich dann eine beträchtliche, aus dem Strome weichende Wassermasse ergießt, die gar

bald eine weite Gegend unter Wasser setzt, indem sie mit einer gewaltigen Schnelligkeit den Deichbruch, welche diese gefährlichen Thiere für sie zugerichtet haben, erweitert und durchstößt.

Das alles ist doch gewiß überaus ärgerlich und verdrüßlich; aber das ist es noch nicht einmal alles, vielmehr muß ich noch einer andern Beschwerlichkeit gedenken, die sich in diesem Lande findet; einer wahren Plage, welche desto unerträglicher wird, je weniger man sich ihrer, nur zum Theil, vermehren kann. Dies ist die Plage der Muskiten und der Maringouins. Denn kurz, vor den Krokodillen, Schlangen, Kröten, u. d. gl. kann man gesichert seyn, wenn man zu Hause bleibt, und diesem zahlreichen Ungeziefer übrigens das Feld frey läßt. Was aber die Louisianische Maringouin-Mücke anlangt, so sieht man keine Möglichkeit, ihren Anfällen so glücklich auszuweichen. Die Folge von ihren Stichen ist, den heftigen Schmerz, den sie verursachen, abgerechnet, daß die Haut überall voll kleiner Geschwulsten oder entzündeter Hitzblattern wird, die auch, wenn sie wieder heilen, an ihrer Stelle einen braunen Fleck hinterlassen, der sich erst nach und nach verliert. Gleich vom Eintritte des Frühlings an findet sich dieses höllische Insekt ein, bis zu Ausgange des Spätjahres, reizt, hudelt und quält die Menschen mit seinen empfindlichen Stichen, ohne abzulassen, sowohl bey Nacht, als am Tage, und bis in den abgelegensten, noch so sorgfältig zugehaltenen Zimmern. Bloß in den Stunden, die der Ruhe gewidmet sind, kann man sich vor diesen höllischen Mücken mittelst einer Hülle von Linon, Musselin,

oder sonst einem leichten Gewebe, (ein Moskiten-Tuch oder Berre genannt,) verwahren. Ein solches Moskiten-Tuch giebt einen Vorhang aus Einem Stück, der das Bette von allen Seiten umgiebt und umschließt. Unter diesem Bollwerke können einem diese grimmigen Feinde nicht beykommen. Indessen werden sie doch nicht müde, um die Hülle, die ihnen ihre Beute entzieht, mit einem durchdringenden Gesumse herum zu schwärmen; und bey diesem Getöse schläft man denn ein, so gut man kann, wobey man freylich während der glühenden Sommer-Nächte den Genuß der lieblich erfrischenden Luft dem gebieterischen Bedürfnisse des Schlafes, welches man außerdem, mitten unter solchen gierigen und giftigen Insekten, gar nicht würde stillen können, zum Opfer bringen muß.

In den Wohnungen hingegen hat man während der Sommer- und Herbst-Abende, von Anbruche der Nacht an bis zu der Stunde, wo man sich schlafen legt, weiter nichts, womit man sich vor ihnen schützen kann, als eine dicke und immerwährende Rauchbeize, verbunden mit der Sorgfalt, sich in solchem Rauchstrom eingeschlossen und gleichsam eingehüllt zu halten, indem man aus demselben nicht treten kann, ohne dem Feinde zu begegnen, der außer dieser Verschanzung auf einen lauert, und der einen auch mit tausend Wunden von seinem Stachel gar bald wieder in den Rauch hinein jagt. Den Tag über wird man nicht so übermäßig von ihm belästiget; aber ich habe doch bey alle dem zum öftern den Verdruß gehabt, daß ich schlechterdings weder lesen, noch schreiben konnte, mochte es auch seyn, zu welcher Tagesstunde es wollte,

zumal wenn das Wetter trübe war und Regen am Himmel stand, so daß ich am Ende, nachdem ich mich lange mit diesem Ungeziefer herumgeschlagen hatte, genöthigt war, Papier, Feder und Bücher liegen zu lassen, ihnen das Schlachtfeld preis zu geben, und aus meinem Kabinet an die freye Luft zu flüchten, um mich vor ihren Verfolgungen in Sicherheit zu setzen.

Man kann sich leicht vorstellen, wie ärgerlich die Beschwerlichkeit von dem unaufhörlichen Anrühren und durchdringenden Pfeifen dieser Insekten für einen Ausländer seyn müsse, da sie selbst einem Landes-Eingebornen, (obwohl freylich nicht so sehr, weil er es von Jugend an gewöhnt ist,) zur Last fällt. Es geht damit so weit, daß diese Beschwerlichkeit, die zu manchen Zeiten und an manchen Orten fast nicht auszuhalten ist, ohne alle übrige Unannehmlichkeiten, die diesem Lande sonst noch anklehen, zu rechnen, schon allein hinreichen könnte, einem Fremden dasselbe gänzlich zum Ekel zu machen. Ich für meinen Theil habe zwar selbst schon dritthalb Jahre hier zugebracht; aber meine Reise hierher, und mein langwieriger Aufenthalt im Lande, beruhen auf Umständen, die mit den guten oder schlimmen Eindrücken, welche diese Gegenden auf mich machen mochten, nicht das geringste zu thun hatten; und von diesen Ursachen hängt auch meine Abreise von hier ab.

2. Producte des Pflanzenreichs.

Die Bäume, welche die Reihe von Wäldern, mit dem der Horizont ganz nah' an beiden Ufern des Missisipi

begränzet ist, ausmachen, sind so wenig, als die, welche in andern Gegenden der Kolonie wachsen, von ansehnlicher Höhe oder beträchtlicher Stärke, ausgenommen die Cypresse, die Stein-Eiche, und einige andere. Auch schmeichelt der Anblick davon den Augen weder in der Nähe, noch in der Ferne; ja, vielmehr giebt er im Gegentheil eine finstere und eine langweilige Aussicht in der Art von Mistel oder Schmarotzer-Pflanze, der spanische Bart genannt, der sich an die Aeste der Bäume hängt, denen er die Nahrung raubt, der auf allen Seiten in zaserigen, geschlungenen Tressen von einer ins Graue fallenden Farbe das Grün derselben verdeckt, und eine in Wahrheit widerliche Aussicht giebt.

Die Cypresse liefert das Zimmerholz, welches hier am gewöhnlichsten gebrauchet wird; und dieses Holz ist so gar das einzige, dessen man sich ohne Schwierigkeit, wenigstens an den Strom-Ufern unterhalb Ober-Louisiana, bedienen kann. Wirklich ist es ein sehr gutes Holz, so fern es zu diesem Gebrauch, oder auch in einigen Fällen zum Schiffbau genutzt wird. Es taugt überaus gut, Pirogen oder Böte daraus zu bauen, und läßt sich, wie es scheint, mehr oder weniger zu Allem brauchen; aber es fängt überaus leicht Feuer, und hat eine giftige Beschaffenheit. Der kleinste Splitter von diesem Holze, der in's Fleisch dringt, veranlaßt darin sogleich ein Stechen und eine Entzündung, die nicht aufhören, als wenn man ihn eiligst herauszieht, und die, wenn man dieses unterließe, mehr oder minder schlimme Zufälle nach sich ziehen würden.

Es giebt hier noch einen Baum, von dem sich das

Holz überaus gut zur Kunsttischler-Arbeit brauchen läßt, das, wenn es recht ausgewählt und gut bearbeitet wird, sehr artige Geräthe giebt, und sich hierinnen sogar dem schönen Acajou oder Mahagony aus den Antillen gleich stellen läßt. Dies ist der Schwarzkirschen-Baum, der freilich in Nieder-Louisiana selten ist, der sich aber in Ober-Louisiana häufig findet, so wie manche andere Bäume, deren Holz sich mehr oder weniger zu Bau- oder Tischler-Holze nutzen läßt.

In Ansehung der mancherley Holz-Sorten, die sich in dem Umfange der Kolonie auf gleiche Weise nutzen lassen, will ich nur erinnern, daß sich überhaupt die Ceder und die Fichte an den Küsten des Meerbusens und in den daran stoßenden Gegenden, die Cypresse an den Ufern des Stromes und in allen sumpfigen Ländereyen, die Eiche, der Schwarzkirschen-Baum, der Nußbaum, u. s. f. in Ober-Louisiana und in vielen festen, und vor Ueberschwemmungen gesicherten Ländereyen finden.

Obstbäume gedeihen hier zu Lande durchgängig nicht zum besten; und die Schuld hiervon mag wohl an dem Boden und Klima, oder vielleicht auch daran liegen, daß die Einwohner nicht Mühe genug daran wenden. Bäume, die im Lande freind sind, wie der Pomeranzen-, der Feigen-, der Pfirsch-, der Birn-, der Apfelbaum, der europäische Weinstock, und noch einige andere kommen wohl hier fort; aber ihre Früchte behagen doch gemeiniglich weder dem Auge, noch dem Gaumen. Die Einen haben einen rohen, unfeinen Geschmack, und die anderen wer-

den von Würmern oder sonst verdorben, ehe sie zur Reife kommen.

Unter den Obstbäumen, die dem Lande natürlich und eigen, und daher auch desto weniger dem schädlichen Einflusse des Bodens und Klimas unterworfen sind, zeichnen sich vornehmlich aus der Pakanier, eine Art von Nußbaum, der ein schönes Ansehen, ein anmuthig grünes Laub, und dessen Frucht den Anschein und die Form einer Mußcat-Nuß hat, welche unter ihrer dicken und harten Schaale eine Substanz enthält, die durch ein holzartiges Gehäuse in zwey Theile zertheilet, und von einem Geschmack ist, der dem Geschmacke der europäischen Nuß nahe kömmt, ob er wohl minder saftig, und sogar etwas ätzend ist; — der Jasseminier, ein Baum von schönem Ansehen, jedoch nicht so hoch, als der Pakanier, mit großen, dunkelgrünen Blättern, der eine Frucht trägt, welche die Gestalt und Farbe einer großen, länglichen Birne hat, von weicher und zuckersüßer, goldgelber oder grünlichweißer Substanz ist, und in deren Fleische sich Saamenkörner von brauner Farbe, und von der Größe einer mittelmäßigen Bohne eingewickelt befinden; — der Schwarzkirschenbaum, ein Bäumchen, dessen Anblick dem Auge gefällt, und dessen Frucht, eine kleine Kirschen-Art, zu nichts weiter gut ist und gebrauchet wird, als zur Bereitung eines purpurrothen, lieblich schmeckenden Liqueurs, der dadurch gemacht wird, daß man den Aufguß von dieser Frucht samt ihrem Mandelkern über gemeinen oder guten Zucker-Branntwein (tafia) giebt, wozu man, wenn er genossen werden soll, noch ein wenig Zucker oder Syrup thut, und

der bey den Koloniſten, als ein Produkt ihres Bodens, ein Lieblings-Getränk ausmacht — der Saſſafras, ein Baum, deſſen Laub von gewürzhafter Beſchaffenheit iſt, und, nachdem man es getreugt und pulveriſiret hat, zu Bereitung der Speiſen in dieſem Lande gebrauchet wird, indem eine kleine Quantität von dieſen, auf gedachte Art in ein grünliches Pulver verwandelten Blättern, wenn man ſie in fette Fleiſchbrühe ein Paar Augenblicke vor dem Anrichten thut und darunter miſcht, derſelben einen beſondern, und ſogar appetitlichen Geſchmack ertheilt; — und endlich der Wachsbaum (cirier), eigentlich nur ein Bäumchen, deſſen Laub dunkelgrün iſt, und deſſen Frucht in einem Saamenkerne beſteht, der, mit Waſſer übergoſſen, der Wirkſamkeit des Feuers ausgeſetzt, und mit ganz einfachen Proceduren behandelt, ein grünes und überaus konſiſtentes Wachs liefert, welches im Lande ſelbſt dazu genutzt wird, daß man es mit Unſchlitt vermiſcht und zuſammen ſchmelzt, und aus dieſem Gemiſch hernach Kerzen gießt, die ziemlich gute Dienſte thun.

Garten-Kräuter und Küchen-Gewächſe kommen hier gut fort, haben aber nicht viel Geſchmack; ihr Saft iſt roh, ohne Reiz, und, ſo zu ſagen, wäſſerig. Dieſe Produkte ſind alſo weder appetitlich, noch nahrhaft. Jedoch ſind die Melonen, beſonders die Waſſer-Melonen, ziemlich gut.

An Arzney-Kräutern und Pflanzen hat das Land den größten Ueberfluß; aber mit den Eigenſchaften und dem Gebrauche derſelben ſind bloß die Wilden oder Landes-Eingebornen gehörig bekannt.

3. Producte des Mineralreichs.

Nieder-Louisiana und ein Theil von West-Florida bestehen bloß aus Ländereyen, die der Strom und die natürlichen Wasser-Gräben angesetzt haben, machen also ein Land aus, welches, so zu sagen, dem Meer abgewonnen ist, und liefern daher im Mineral-Reiche gar kein Produkt. Jenseits dieses Raumes giebt es in West-Florida doch einige Stellen, wo sich vielleicht Produkte von dieser Art ausfindig machen ließen; nur sind sie noch nicht bekannt, ausgenommen eine Art von Ocker oder farbiger Erde, die sich in den Gegenden um Pensakola findet, und deren man sich hier bedient, den Mauern der Häuser allerley Anstrich zu geben, und sie damit roth, gelb, blau, u. s. w. zu malen.

Mit Ober-Louisiana hat es gleiche Bewandnis, wenn man von dem Natschitosche-Gebiet ausgeht, wo man aus dem Umstande, daß man daselbst einige mineralische Materien angetroffen hat, die Vermuthung schöpfen will, daß es da Metall-Adern geben müsse. In dem Illineser-Kanton hat man eine Bleygrube entdeckt, die denn auch einiger Maaßen gebaut wird; und man glaubt, es gebe ihrer dort noch andere mehr.

Eilftes Kapitel.

Kolonisten-Anbau und Kolonial-Producte. Anzahl der Plantagen, die an den Strom-Ufern errichtet sind, und deren hauptsächlichste Kulturen.

Da wir von den Niederlassungs-Plätzen und Pflanzungen der Kolonie zu reden haben; so machen wir den Anfang bey denen, die sich an den Ufern des Missisipi finden.

Dieser Raum von fünf und siebzig Meilen, der sich an beiden Strom-Ufern in die Länge hin erstreckt, könnte im Ganzen zwölf bis funfzehn hundert Plantagen haben, wo das Zuckerrohr, der Baumwollenstrauch, der Indigo, der Tabak, der Reiß, und das Zimmerholz in den verschiedenen Stellen durch ihren Ertrag mehr oder weniger Hülfsmittel anbieten, und eine eben so große Zahl von Eigenthümern ernähren würden, wenn der Boden überall des Anbaues und der Bearbeitung fähig wäre, und nächstdem auch die Arbeitsleute für das Land zureichten. Dies ist aber bey weitem der Fall nicht. Ich rede von dieser Sache, wie ich denke, und will meine Meinung, so gut ich's kann, begründen, bitte aber den Leser, nicht zu vergessen, daß ich in alle dem, was ich im Betreff des Umfanges, der Pflanzstätte, der Produkte, des Handels, der Bevölkerung, und der politischen, bürgerlichen, militärischen und fiscalischen Staats-Administration dieser Kolonie zu sagen

habe, so zu sagen im Dunkeln tappe, und mich dabey bloß auf ungefähre Ueberblicke stütze, die wohl in manchen Stücken unrichtig seyn mögen — zumal da ich nicht alles mit eignen Augen gesehen habe, sondern mich zum öftern auf anderer Leute Augen verlassen mußte, aber doch die verschiedentlichen Resultate von ihren Berichten, gegen einander gehalten, mit einander verglichen, sie, so weit es mir möglich gewesen ist, in Uebereinstimmung zu bringen gesucht, und endlich anderwärts her gar keine Beyhülfe habe nehmen können, weil die spanische Regierung auch hier immer nach ihrer gewohnten Weise verfahren, alle dergleichen Dinge bis auf den heutigen Tag mit einem dichten Schleyer verdecket, und noch kein Privatmann, wenigstens so viel ich weiß, diesen Schleyer gelüftet hat.

Um nun zur Sache zu kommen, nehme ich als Thatsache an, daß auf gedachter Strecke von fünf und siebzig franz. Meilen Landes, die am Strome liegt, und die, wie bereits erinnert worden, den wesentlichsten und am besten angebauten Theil der Kolonie ausmacht, nur etwa acht hundert eigentlich so zu nennende Plantagen vorhanden sind; und dies schließe ich theils aus dem, freilich übel verdauten Berichte mehrerer Kolonisten, die in beträchtlichen Entfernungen von einander an den Ufern des Stromes seßhaft sind, theils aus meinen eignen Beobachtungen, von denen eine einzige, deren ich mit einiger Umständlichkeit so gleich gedenken will, für den Leser hinreichend seyn kann.

Wenn ich von der Stadt aus, den Strom aufwärts

bis zu einer Entfernung von fünf franz. Meilen gereist bin, habe ich in diesem Raum, und an den beiden Ufern, ohne alle Ausnahme, siebzig große und kleine Plantagen gezählt, wovon ihrer dreißig am linken, und vierzig am rechten Ufer des Stromes liegen. Hierbey ist nächstdem zu erinnern, daß diese Aufzählung, da sie nur die in der Nähe der Stadt gelegenen Pflanzungen enthält, die in einer dem Hauptorte nahen schon längst angebauten Gegend liegen und den Vortheil genießen, ihre Produkte leicht absetzen zu können, nur das Resultat der höchstmöglichen Zahl geben kann, und daß man in einer Entfernung von 25 bis 30 franz. Meilen von der Stadt, auf einer eben so großen und gleich fruchtbaren Strecke, gewiß nicht so viele Plantagen zählen darf.

Wir wollen aber davon ausgehen, und dies zum Maasstabe annehmen. Wenn demnach, die fünf von der Stadt, oder vielmehr von der Vorstadt an bis zu der Trüdeau-Plantage am linken Ufer des Stromes, und von der Bernaudy-Plantage, der Vorstadt gegen über, bis zu der Eugen-Fortier-Plantage am rechten Ufer einschließlich, nicht mehr als siebzig Wohnung enthalten; so können folglich die fünf und siebzig franz. Meilen in der Summe, (angenommen auf einen Augenblick, daß der Boden übrigens allenthalben so gut angebaut wäre, als an den Orten, der uns hier zum Maasstabe dient,) zu Folge dieser Schätzungs- und Proportions-Regel nicht mehr enthalten, als höchstens funfzehn hundert Plantagen. Und da es doch in dieser Strecke, und längs des Stromes hin, immer noch weitläufige Plätze giebt, die noch gar nicht

sind, und andere, die nur sehr schlecht benutzet werden, und die dem Auge des Reisenden bloß kleine Plätze zum Leben, und nur einen kaum angefangenen Anbau darbieten; so kann man jene angenommene Zahl von funfzehn hundert Plantagen dreist auf die effektive Zahl von ungefähr acht hundert herab setzen, weil die etwa übrigen wirklich nicht verdienen, in einem solchen Verzeichnisse mitgezählt zu werden.

Der vornehmste Theil dieser Pflanzstätte besteht aus fünf und siebzig Zucker-Plantagen, welche man hier und da an den Ufern des Stromes, eine kleine Anzahl unterhalb der Stadt, und die größere oberhalb derselben, wie auch in einigen hochgelegenen Landes-Portionen, die sich außerhalb der Ufer befinden, aber doch mit dem Strome noch benachbart sind, angelegt hat. Diese Zucker-Plantagen erstrecken sich nicht weiter als zehn franz. Meilen unterhalb Neu-Orleans, und zwanzig franz. Meilen oberhalb der Stadt. Die Masse der übrigen Plantagen kömmt, ihrem Umfange nach, dieser nicht bey, und besteht in Baumwollen-Pflanzungen, die im niedern Theile der Kolonie nur wenig getrieben werden, weil sie da nicht gut fortkommen, und viel besser nach dem Ober-Lande zu gedeihen, als bey dem Rothen-Stocke, bey der Abgehauenen Spitze, und in den abgelegenen, und von dem Mittelpunkte der Kolonie, so zu sagen, geschiedenen Atakapas-, Opelussas-, Avoyelle- und Natschitosche-Kantonen; — in einigen Indigo-Anlagen, die nicht mehr so gut, wie ehedem, gelingen; und in Tabaks-Pflanzungen, die in dem letztgedachten Kanton recht gut fortkom-

men; — in Säge-Mühlen, in Reiß-Feldern, in türkischen Weizen-Aeckern, in Erdbirnen-, Hülsenfrucht- und Gartengewächs-Anlagen, welche von unbemittelten Pflanzern betrieben werden.

Zu Folge dessen giebt es in dieser Kolonie nur zwey wichtige und bemerkenswerthe Kultur-Sorten; namentlich die Zucker-Plantagen im untern, und die Baumwollen-Pflanzungen im obern Theile derselben. Sollen wir nun dem Leser eine angemessene Vorstellung von den Handels-Produkten dieses Landes machen; so müssen wir diese beiden Kultur-Arten, und das Resultat derselben näher betrachten.

Zwölftes Kapitel.

Zuckerrohr-Bau, und dessen Ertrag.

Der Zuckerrohr-Bau ist, seinem Wesen und den vortheilhaften Folgen nach, die sich in der Zukunft davon erwarten lassen, am wichtigsten.

Nur seit sieben bis acht Jahren her haben die Zucker-Pflanzungen in dieser Kolonie zuerst Platz gefunden; und es ist dies einer von den großen Vortheilen, welche die Kolonie zum Theile der Verwirrung in St. Domingo zu

danken hat. Das traurige Schicksal dieser Insel gab den ersten Anlaß zur Steigerung des Zucker=Preises, und machte, daß sich verschiedene Pflanzer von dieser unglücklichen Kolonie, die mit dem Bau und der Manipulation des Zuckerrohrs bekannt waren, und einige Werkmeister, die sich darauf verstanden, die Gebäude und mechanischen, zu dieser Manipulation erforderlichen Stücke zu bauen, nach hiesigem Lande wandten. Dies ist ganz gewiß eine von den Ursachen gewesen, wodurch man zu diesen ersten Anlagen bewogen worden ist; welches auch einige redliche Kolonisten von Louisiana aufrichtig gestehen, obgleich andere, aus einer ziemlich schlecht verstandenen Eigenliebe, diese Meinung für ungegründet erklären wollen.

Dem sey indessen, wie ihm wolle; genug, das Zuckerrohr, das man vor ungefähr funfzig Jahren hier zu Lande zu bauen angefangen, und nach einigen vergeblichen, oder doch wenigstens nicht sehr aufmunternden Versuchen völlig wieder aufgegeben hatte, (weil der Winter damals ein unübersteigliches Hinderniß für den Anbau des Zuckerrohres, und besonders für die Ausförderung des Saftes daraus zu seyn schien,) naturalisirt sich hier nunmehr augenscheinlich, und wächst mit wahrhaftig bewundernswürdiger Leichtigkeit. Diese Rohr=Art, gepflanzt im Januar, Februar, und sogar im März, schlägt Wurzel und schießt mit Frühlings=Anfang empor aus der Erde, kränkelt im May und Junius während der alsdann herrschenden Dürre, fängt im Julius an, Kräfte zu gewinnen; und binnen Zeit von nicht mehr als drey Monaten wächst sie, begünstigt von den Regengüssen und der

wirksamen Wärme, die in dieser Zeit allgewaltig herrschen, in die Höhe, wird zusehends dick, stellt im Oktober einen, mit Inbegriff seiner, die ganze Blüte umgebenden Blätter, acht bis neun Fuß hohen Stamm dar, und ist schon zu Ausgang eben dieses Monats gut zu schneiden und auszuarbeiten — mit einem so reellen Nutzen, daß ein Morgen Landes, der, gut zugerichtet, zu Februars Anfange mit Rohren bepflanzet, und dann sorgfältig gepflegt wird, neun Monate darauf, mit Novembers Anfang, im Stande ist, einen Ertrag von zwey tausend Pfunden Zucker, und ungefähr zwey Oxhoften Syrup zu geben. Dieser Ertrag, zu dem Preiß angeschlagen, für den hier seit Anlegung der Zucker-Pflanzungen Zucker und Syrup verkaufet worden sind, nämlich der Centner Zucker zu acht und das Oxhoft Syrup zu fünfzehn Piastern, macht eine Summe von hundert und neunzig Piastern, welche tausend fr. Livres (oder 250 Rthlr. Konventions-Münze) gleich kommen, die ein so bepflanzter und bearbeiteter Morgen Landes nach Verlaufe von zehn Monaten abwirft; wahrhaftig eine beträchtliche Einnahme — welche zum Theil freilich durch den hohen Preiß des Zuckers und Syrups so hoch gestiegen ist. In St. Domingo ward in der glänzendsten Epoche der dasigen Kolonie, deren Produkte damals (1789 und 1790) so ergiebig waren, daß die Total-Valuta von den Einkünften des letztgenannten Jahres, an Ort und Stelle, ungefähr auf fünf und zwanzig Millionen Piaster angeschlagen worden ist, der rohe Zucker nicht über sechshalb Piaster, und der Syrup für neun bis zehn Piaster das Oxhoft verkauft; und die Einwohner waren so ungemein zufrieden, den Preiß ihrer Produkte so hoch gesteigert zu

sehen, daß sie sich dabey glücklich schätzten, und weiter nichts gewünscht hätten, als beständige Dauer eines solchen Werthes. Daraus läßt sich schon urtheilen, was für Gewinn sich bey dem jetzigen Preiß eben dieser Produkte machen läßt, da derselbe fünfzig pro Cent über den vormaligen gestiegen ist.

Wahr ist es freilich, die Zucker-Pflanzer in Louisiana haben die Anlegung ihrer Plantagen, sowohl an den dazu gehörigen Geräthschaften, als an Preißen der Hand-Arbeit sehr theuer bezahlen müssen. Man hat da ein vollständiges Zucker-Fabrikations-Zubehör mehrmals mit nah' an drey tausend, und meistens mit zwey bis dritthalb tausend Piastern bezahlet. Ein Zimmermeister forderte und bekam, außer freier Kost für sich und seine Gesellen und Handlanger, vier bis fünf hundert Piaster für das Maschinenwesen zu einer von Ochsen zu treibenden Zucker-Mühle, zu welcher ihm alle erforderliche Materialien herbey geschafft werden mußten. Ein Maurer forderte und bekam drey hundert Piaster für das Setzen der verschiedenen nöthigen Kessel. Die Zucker-Fabrikanten, die vorher in St. Domingo als Zuckersieder gedient hatten und nun nach Louisiana gekommen waren, zogen zwölf bis fünfzehnhundert, und zu laufendem Preise wenigstens tausend Piaster dafür, daß sie die Mühe übernahmen, etwa zwey Monate lang die Fabrikatur einer Aerndte von neunzig bis hundert tausend Pfunden rohen Zuckers zu dirigiren, wobey sie sich noch obendrein die Macht vorbehielten, sich bey dem Pflanzer ganzer sechs Monate lang vorher, in Erwartung dieser Aerndte und der endlichen Anwen-

dung ihrer Talente, aufs beste bewirthen zu lassen; wozu noch der Umstand kam, daß ihre Talente ziemlich oft so köstlich nicht waren, als sie vorgaben; wie denn auch diese Talente schon jetzt nicht mehr so kostbar sind, welches sie ihren übertriebenen Prätensionen, und der Sucht verdanken mögen, die sie gehabt haben, sich als gar zu wichtige Männer geltend machen zu wollen. Dadurch sind die Einwohner im Lande selbst zu eigner äußerster Aufmerksamkeit und Thätigkeit geweckt, und so sehr angespornt worden, daß sie nunmehr die Kunst so gut, wie jene, und vielleicht besser verstehen, weil sie außerdem noch auf ihre Arbeit alle die Mühe und Sorgfalt wenden, die ein heftig gereizter persönlicher Eigennutz erzeugt, dessen jene fremden Manipulatoren überhaupt nicht fähig, und die hier beständig mit Lehrlingen und Hand-Arbeitern umgeben waren, welche ihnen jede Art Mühe und alle Nachtarbeiten ersparten, da sie an der Sache nur unbedeutenden und bloß lohnsüchtigen Antheil nahmen. Dieser Profit war auf Seiten der einen Partey so gut, wie der andern, so übermäßig, daß jeder Arbeitsmann wöchentlich reine hundert Piaster, und der Zuckersieder bis auf zweyhundert gewann.

Aber dergleichen außerordentliche Kosten finden, wenigstens zum größten Theile, nicht mehr Statt, der übertriebene Preiß von allen diesen Dingen ist gefallen, und wird, allem Anscheine nach, noch mehr fallen. Hierzu gibt uns die erwünschte Rückkehr des Friedens eine gegründete Hoffnung.

Ein noch überaus kostspieliger Bedürfniß-Artikel zu dem Zucker-Bau und der Zucker-Fabrikation, den wir nicht außer Acht lassen dürfen, ist das hauptsächlichste Werkzeug dieses Geschäftes, der Neger. Da man den Betrieb des Sklaven-Handels hier zu Lande seit zehn Jahren unterlassen hat; so ist es zu bewundern, daß sich dieses Land nicht nur erhalten, sondern sogar während dieses Zeitraumes so ungemein große Kultur-Anlagen, wie der Zucker-Bau und die Zucker-Fabriken, ohne Vermehrung der Menschen-Arme hat zu Stande bringen können. Diesem Menschen-Mangel zu begegnen, wäre trotz der Hindernisse, die der Krieg dem Sklaven-Handel machte, noch immer möglich gewesen. Allein gut oder schlecht gegründete politische Ursachen haben die spanische Regierung zu dem Entschlusse bewogen, sich auf keinen Vergleich über diesen Punkt einzulassen. Daher steht der Preiß eines zum Feldbau oder zu häuslichen Diensten brauchbaren Negers oder einer solchen Negerin auf tausend, ja bis auf zwölf hundert Piaster, terminlicher Zahlung, und sieben bis neun hundert Piaster baar.

Um wieder aufs Zuckerrohr zu kommen, so schätze ich, wie gedacht, den reinen Ertrag eines gut bearbeiteten Morgens Rohre auf zwey tausend Pfunde rohen Zuckers und zwey Orhofte Syrup. Dabey ist jedoch zu bemerken, daß dies gemeinhin genommen der stärkste Ertrag von diesem Bau ist, (obwohl manche Morgen besonders ein Resultat geben können, welches dieses Maaß übersteigt,) und nächstdem zu erinnern, daß es in der gewöhnlichen Lage der Dinge mit den Schnittlings-Rohren (cannes

de rejetons), und vielen aus dem Saamen gezogenen Setz = Rohren (cannes de plant) nicht so weit gebracht wird. In dieser Hinsicht kann man vernünftiger Weise auf das Folgende zählen.

Ein Pflanzer oder Plantagen = Besitzer, der ein erfahrner Landwirth ist, dessen Gut und Wirthschaft sich in gutem Stande befinden, der hundert Morgen Rohre hat, von denen ein Drittheil in Setz = Pflanzen, und das Uebrige in gepflanzten Schnittlingen von einem oder höchstens zwey Jahren besteht, kann mit vierzig Negern und zu dieser Arbeit angeführten Negerinnen in einem gewöhnlichen Jahre hundert und zwanzig tausend Pfunde rohen Zuckers, und hundert und zwanzig Orhofte Syrup erbauen. (Dieses macht drey tausend Pfund Zucker und drey Orhoft Syrup auf jeden Arbeits = Neger, oder zwölf hundert Pfund Zucker und etwas über ein Orhoft Syrup auf den Morgen). Verkauft er nun diese Quantität Zucker und Syrup zu dem Preise von acht Piastern den Centner Zucker, und von fünfzehn Piastern das Orhoft Syrup, wie beides ehedem gegolten hat; so giebt ihm dies ein Einkommen von eilf tausend und vier hundert Piastern, auf den Fuß von zwey hundert fünf und achtzig Piastern vom Neger, und von hundert und vierzehn Piastern vom Morgen. Seine Orhofts = Gebinde kosten ihn nichts, da sie in seiner Plantage von einem Neger = Böttcher, wie man sie bey solchen Anstalten halten und haben muß, zusammengesetzt werden können. Einen Zucker = Fabrikanten zu besolden, hat er nicht nöthig, weil er selbst, oder sein Verwalter, oder auch einige von seinen Negern die Stelle vertreten

können. Also hat er bloß die gewöhnlichen Kosten zu bestreiten, als die Wieder-Anschaffung eines oder des andern in Abgang gekommenen Stückes Vieh und Geräthes in der Zucker-Fabrik, den Lohn für eine und die andere Reparatur, die Besoldung eines Aufsehers und seines Gehülfen während der Zucker-Fabrikation, und eine kleine Anzahl anderer unbedeutender Gegenstände. Diese Ausgaben belaufen sich alle zusammen das Jahr über nicht leicht auf zwölf bis funfzehn hundert Piaster; und ihm bleibt als Frucht seiner Arbeit und Bemühung, der Ueberschuß welcher nach dieser Rechnung zum wenigsten reine zehn tausend Piaster beträgt, die ihm das Geschäft einbringt.

Lasset uns jedoch eine noch geringere Rechnung machen, um zu sehen, wie weit es der nämliche Pflanzer künftig in einem gewöhnlichen Jahre würde bringen können, wenn wir den Fall annehmen, daß der Preiß von Zucker und Syrup um den dritten Theil ihrer bisherigen Valuta fiele, und hier auf folgende Taxe herunter käme; zum Beispiele, der rohe Zucker auf sechsthalb Piaster der Centner, und der Syrup auf zehn Piaster das Orhoft. Eben derselben Proportions-Scale gemäß, die wir oben von der Arbeit des Negers und dem Ertrage des Landes angegeben haben, (so daß auf den Fuß von vierzig Negern auf hundert Morgen, jeder Neger dritthalb Morgen Rohre bearbeitet und pflegt, und jeder Morgen, einer in den andern gerechnet, zwölf hundert Pfund Zucker, und fünf Viertel Orhoft Syrup ausliefert,) kann sich ein solcher Plantagen-Besitzer mit den obbemerkten Mitteln noch eine

Einnahme von sieben tausend und acht hundert Piastern verschaffen auf den Fuß von hundert fünf und neunzig Piastern mit jedem Neger, und von acht und siebzig Piastern von jedem Morgen. Wollten wir von dieser Einnahme auch den vierten Theil für die Arbeits-Kosten, und für die etwa nöthig werdende Ersetzung abgängig gewordener Negern und Arbeits-Thiere abziehen; so würde er doch, trotz der oberwähnten Herabsetzung des Preises seiner Produkte um den dritten Theil, immer noch eine richtige und freie Einnahme von fünf tausend acht hundert und funfzig Piastern aufs Jahr behalten — welches so viel ist, als hundert sechs und vierzig und ein Viertels-Piaster von jedem Neger, und acht und funfzig und ein halber Piaster von jedem Morgen, nach völliger Deckung und Tilgung aller und jeder Plantagen-Kosten, sogar mit Inbegriff des Artikels der Steuer, welche nicht unmittelbar vom Plantagen-Besitzer, sondern von dem Käufer seiner Produkte erhoben wird, der sie wieder zu Gelde zu machen weiß, und zu Folge dessen bezahlt. Alles richtig berechnet, ist dies ganz gewiß noch eine schöne Einnahme. Doch setze ich immer und in allen Fällen einem guten Plantagen-Besitzer, ein dem Zweck angemessenes und wohl gehaltenes Grundstück, und schon eingerichtete Anstalten voraus, die nur unterhalten zu werden brauchen; denn die Zurichtung eines solchen Grundstücks, und die Anlegung einer Zucker-Fabrick erfordert gar große Kosten, die so geschwind nicht, wenigstens nicht in Masse wieder heraus kommen.

Uebrigens vergesse man nicht, daß ich bey den ver-

schiedenen Schätzungen, die ich hier von dem Ertrage der Ländereien bey der Zucker-Fabrikation und Baumwollen-Zucht mache und ferner machen werde, den Ausdruck, ein gewöhnliches Jahr, brauche, indem es sich wohl zu tragen kann, daß der Ertrag einer Aerndte dergleichen Schätzungen übersteigt, und der Ertrag einer andern unter denselben zurückbleibt. Hierinnen bleibe ich bey dem mittlern Verhältnisse stehen, welches einer vernünftigen Schätzung und einer wahrscheinlichen Rechnung zur Basis dienen kann.

Zufolge dieser Umstände fällt in die Augen, daß die Zucker-Pflanzung in dem niedern Theile der Kolonie gegenwärtig um so vortheilhafter für diesen Theil sey, je mehr fast alle Ländereien an beiden Strom-Ufern, von etwa zehn franz. Meilen unterhalb der Stadt an, bis zwanzig franz. Meilen oberhalb derselben, dieser Kultur sichtbarlich angemessener, und besser dazu passend sind, als zu irgend einer andern, und namentlich besser, als zum Indigo und zur Baumwolle, die da nicht gelingen. Mit der Zeit, und mit hinlänglichen Arbeitsleuten und anderen Erfodernissen würde man sogar auf diesem Raume von dreißig franz. Meilen an den Strom-Ufern und in manchen isolirten Landes-Portionen wenigstens hundert Zucker-Plantagen prächtig anlegen können, von denen dann, eine in die andere gerechnet, jede im Stande seyn würde, zweymal hundert tausend Pfund rohen Zucker zu fertigen, wenn sie die Aerndten gegen Ausgang des Oktobers anfiengen, und sie bis zu Ende des Februars ununterbrochen nach hinter einander fortsetzten, und hierbey

die Vorsicht brauchten, die Rohre zu schneiden und in bedeckte Gruben zu thun, ehe starke Fröste eintreten, wie dies auch hier seit einigen Jahren geschieht. Dies würde ein Ertrag von zwanzig Millionen Pfunden Zucker seyn, die dieses Territorium jährlich liefern könnte, welches dermalen, allem Anscheine nach, das einzige an den Ufern des Stromes und in der Nähe desselben ist, das dem Zuckerrohre bekömmt, weil der Boden unterhalb dieses Theiles der Kolonie gar zu wasserreich, und oberhalb desselben schon zu kalt ist.

Der Atakapas-Kanton besitzt ebenfalls einen Boden und eine Temperatur, welche dieser Pflanze sehr gut bekommen; aber ich weiß nicht, ob die Seltenheit des Brennholzes, von dem dieser Kanton gänzlich entblößt ist, und die Schwierigkeit, den Mangel an Holze durch das in der Mühle schon ausgepreßte Zuckerrohr zu ersetzen, aus dem man hier zu Lande noch keinen Nutzen hat ziehen können, der Errichtung einer gewissen Anzahl von Zucker-Fabricken in diesem Kanton nicht große Hindernisse machen möchte, des Mangels an einem leichten Vertriebs-Wege zu geschweigen, woran es dieser Gegend ebenfalls fehlt.

Uebrigens will man sagen, der Louisianische Zucker wäre von schwacher Konsistenz, und zerfiele gern in Zeiten großer Hitze, oder auch schon durch den Transport in Melasse *). Sind die Klagen der amerikanischen Han-

*) Melasse nennt man die vom rohen Moscovados- oder ungeläuterten Puder-Zucker übrig gebliebene Flüssigkeit, oder

delsleute über diesen Punkt unglücklicher Weise gegründet, (worüber die Erfahrung in weniger Zeit Licht geben wird,) so würde das ein großes Unglück für dieses Land seyn, da diese Waare zur hauptsächlichsten Erwerbsquelle für dasselbe werden kann. Wahr ist freilich, daß die hitzige Begierde der Kolonisten, ihren Zucker, wenn er kaum fabriciret, und ehe er noch von seinem Syrup-Theile recht geläutert ist und hinlängliche Festigkeit bekommen hat, zu verkaufen, nicht wenig beygetragen haben mag, dieses reiche Produkt ihres Bodens in Mißkredit zu bringen. Und in solchem Falle würde ihnen obliegen, dem Fehler abzuhelfen, ihr Verfahren in dieser Rücksicht zu ändern, das Interesse des Augenblicks, von dem sie sich bisher haben verführen lassen, dem besser verstandenen Interesse künftiger Zeit aufzuopfern, zu dem Ende ihren Zucker, wenigstens eine schickliche Zeit über, in der Läuterungs-Kammer (Purgerie) zu behalten, und ihn übrigens durch einen verstärktern Sud körniger werden zu lassen, um lieber braunen, als blonden, oder, wie es hier heißt, geschmeichelten Zucker zu machen, dessen Anblick allerdings dem Gesichte schmeichelt, dessen Korn aber schwach, und zu wenig digerirt ist.

Nächstdem ist zu bemerken, daß das Louisianische Zuckerrohr, da es in den ersten Monaten des Jahres abgeschnitten und gepflanzt wird, da es bis zu Anfange

einen zweiten Syrup, der von der Ferri-Zucker-Bereitung abfinkt.

des Julius kränkelnd und unansehnlich bleibt, und sein hernach erst erstaunliches und beynahe plötzliches Wachsthum einer starken und schnellen Vegetation von nicht mehr als drey Monaten zu danken hat, (wenigstens nach dem äußerlichen Anscheine zu urtheilen,) noch vor Ablaufe des Jahres nur einen ganz neuen, ganz rohen, nicht genug ausgearbeiteten Saft ausliefern könne, der dann, durch die Arbeiten der Kunst in Zucker verwandelt, weit mehr in Gefahr ist, sich zu zersetzen, sich aufzulösen und in Melasse zu verwandeln, als das Produkt von eben dieser Pflanze, wie sie auf den Antillen gebaut wird, wo die aus dem Saamen gezogene Setz-Pflanze nicht eher als nach sechzehn bis achtzehn Monaten der Erwartung, und die Schnittlings-Pflanze nach Verlaufe von vierzehn bis funfzehn Monaten geschnitten und in Arbeit genommen wird. Die Louisianer Kolonisten antworten, (denn wir müssen doch das Pro und Contra vorstellen): die schnelle und frühzeitige Reifung des Zuckerrohres in ihrem Lande rühre von dem Einflusse des Winters her, von dessen ersten Anfällen diese fremde, und bloß den südlichen Ländern natürliche Pflanze stärker, als die einheimischen, angegriffen würde, so daß alsdann die Vegetation mit einmal darin stockte, das Laub daran welkte und, so zu sagen, abdorrte; dadurch würde sie denn von ihrer frischen Grüne und ihrem Obdach entblößet, und wäre um so mehr dem Anfall einer rauhen und kalten Luft ausgesetzt, welche sogar die Zeitigung des Rohres so sehr beschleunigte, daß es verderben, und seiner zuckerhaften Principien ganz und gar verlustig werden würde, wenn der fleißige Pflanzer nicht

Sorge trüge, jener allzugewaltigen Wirkung in Zeiten dadurch zu begegnen, daß er die Pflanze abschnitte, sie unter Obdach schaffte, und somit den Anfällen starker Fröste entzöge, die sich oft schon von der Mitte des Novembers an, und fast jedesmal vor Ausgange dieses Monats einstellen; eine unumgänglich nöthige Vorsicht, ohne welche man in Louisiana die mehresten Male Verzicht auf das Zuckermachen thun müßte.

Aus einer solchen Antwort ließe sich wohl die Folgerung ziehen: da jene Zeitigung des Zuckerrohres durch die Strenge der Jahreszeit und Witterung, durch eine plötzliche Veränderung in der Atmosphäre bewirket, und folglich wie mit Gewalt herbeygeführt wird; so könne sie auch nur eine verdächtige, vielen, dieser Haupt-Ursache anklebenden, und von derselben schlechterdings unzertrennlichen Ungelegenheiten unterworfene Frucht geben.

Sey indessen dem, wie ihm wolle; genug, in den der Kolonie dermalen bestehenden fünf und siebzig Zucker-Pflanzungen an den Strom-Ufern und in den umliegenden Gegenden hat man die so eben (von 1801 zu 1802) vollendete Aerndte auf ungefähr fünf Millionen Pfund rohen Zuckers, nebst einer mit diesem Haupt-Produkt in Proportion stehenden Quantität Syrups geschätzt, welches im Durchschnitt ungefähr sieben und sechzig tausend Pfund Zucker auf jede Plantage beträgt. Es giebt Plantagen, die mehr, und andere, die weniger getragen haben. Die stärkste Aerndte ist von zwey

hundert und einigen tausend Pfunden Zuckers gewesen; drey oder vier andere sind von hundert und funfzig bis zwey hundert tausend, ein Dutzend sind von neunzig bis hundert und funfzig tausend, zwanzig sind von sechzig bis neunzig tausend Pfunden Zuckers gewesen, und die übrigen haben weniger, als sechzig tausend, geärndtet. Unter andern hat eine der am besten im Lande mit Negern, Arbeitsvieh, und andern zu dieser Kultur erforderlichen Anstalten versehenen Plantagen ganz und gar nichts gethan; und dies bloß aus dem einzigen Grunde, weil die Administration der Plantage nicht so war, wie die Mittel dazu. Denn es ist auch das zu erinnern, daß es wenige Länder giebt, die so sehr, wie dieses, bey der Kultur einen ununterbrochenen Fleiß und eine besondere Einsicht erfordern, wenn Nutzen daraus gezogen werden soll. Es giebt hier manchen Plantagen-Besitzer, der mit fünf und zwanzig Negern, und bey einem ganz mittelmäßigen Boden, doch gemeiniglich mehr Einnahme hat, als mancher andere, der funfzig eben so kräftige Arbeitsleute, wie die seinigen, und einen bessern Boden dazu hat.

Dieser Unterschied, den man in den Folgen einer guten oder schlechten Administration allenthalben wahrnehmen kann, ist hier augenscheinlich merklicher und bedeutender, als anderwärts; theils wegen der Gattung der Kulturen selbst, theils wegen des Naturells der Arbeitsleute, welche man keine Minute aus den Augen lassen kann, ohne daß die Arbeit wo nicht unterbrochen, wenigstens doch schläfrig und langsam betrieben wird,

und theils auch wegen der gebieterischen Eigenschaften des Bodens und des Klima's.

Da wir es mit diesem Kultur=Zweige zu thun haben; so wollen wir doch, ehe wir davon abbrechen, noch ein Paar dazu gehörige Beobachtungen beyfügen. Ich habe schon gesagt, daß das Zuckerrohr, so fremd es auch diesem Lande ist, doch bey Anwendung rechter Kultur augenscheinlich darin gedeiht und sich so gar da naturalisirt; und dies ist Wahrheit. Ich habe hier prächtige Rohre gesehen, die in diesem Jahre aus dem Saamen gezogen waren, und die hernach im November, dies heißt, neun Monate nach ihrer Pflanzung, da sie ohne Auswahl aus den Feldstücken genommen wurden, beynahe zwey Zoll im Durchmesser, bey fünf bis sechs Zollen von einem Knoten zu dem andern und sieben bis acht Fuß in der Länge hatten, die denn aber freilich eine minder süße, minder zuckerhafte Substanz enthielten, als die Rohre von Schnittlingen, die zwar weit weniger schön und dick waren, aber dagegen ein lieblicheres, dichteres, und folglich zur Zucker=Krystallisirung und Bildung brauchbareres Mark hatten. Bey alle dem kann man doch gewiß von einem solchen Produkt in so weniger Zeit, und sogar, (dem Anscheine nach wenigstens,) von so geringen Anstalten und Bemühungen, unmöglich etwas herrlicheres verlangen. In der That bekommen die Ländereien, die man dieser Kultur gewidmet hat, weiter keine Zurichtung, als eine flüchtige Bestellung, die mit dem Pfluge verrichtet wird, (eine Operation, die viel geschwinder und leichter von Statten geht, als

die Bearbeitung, die mit dem Grabscheite geschieht, wie sie in St. Domingo getrieben wird,) — und Abzugs-Gräben, um diese Ländereien mehr trocken zu legen, weil sie bey ihrer natürlichen Kühlung und der feuchten Beschaffenheit ihrer Salze, keiner solchen Wässerung bedürfen, wie sie bey den mehresten Ländereien in letztgedachter Kolonie, in denen Zuckerrohr gebaut wird, erforderlich ist. Ueberdies hat diese Pflanze hier weder Anfälle von irgend einer Art verderblicher Insekten, noch Abgang aus sonst einer unbekannten Ursache zu erleiden.

Zu den Vortheilen, die der Zucker-Pflanzer in Louisiana außer der Benutzung eines großen Stromes, der vor seiner Thüre vorüberfließt, mittelst dessen er sich aus dem Hauptort und anderwärts her mit alle dem, was er braucht, versorgen, und die Früchte seines Bodens ohne Schwierigkeit transportiren kann, vor andern voraus hat, muß er überdies billig noch den Genuß von drey Stücken rechnen, die zu Errichtung seiner Kultur- und Fabrik-Anstalten, und zu Erschaffung seiner Einnahme unumgänglich nöthig sind; und diese sind die Ziegelsteine, die er aus der Erde der Strom-Ufer brennt, das Bau-, Böttcher- und Brenn-Holz, das er fünf und zwanzig bis dreißig Morgen weit von seiner Wohnung hinter derselben findet, und die zur Kalk-Bereitung (bey dem Mangel an Kalkstein in diesem Lande) so brauchbaren Muscheln, mit denen er sich im Ueberflusse mittelst eines Kanals versehen kann, der die Reihe von Waldungen, die den Hintergrund seiner Plantage umgeben, durchschneidet, und unten an den Landseen

ausgeht, deren Ufer diesen nützlichen Nachlaß des Schaalenthiers-Geschlechts in großer Menge darbieten.

Ganz gewiß sind dies viele, mit dem Zuckerrohr-Bau an den Ufern des Missisipi verbundene Vortheile; aber eben diesen Vortheilen halten auch große, sehr große Hindernisse das Gegengewicht; Hindernisse, die, wenn sie auch nicht unübersteiglich sind, wenigstens doch überaus große Schwierigkeiten und verdrüßliche Ungelegenheiten verursachen. Das erste von diesen Hindernissen sind die (in diesem Lande zwar ziemlich seltnen) Orkane, oder eigentlich die gewaltsamen Windstöße, die im September und Oktober in so fern gefährlich sind, als sie dann gar zu leicht alle solche Pflanzen zu Boden schlagen, die, wie die Zuckerrohre, gerade zu derselbigen Zeit beinahe ihr ganzes Wachsthum erreichet haben, ehe sie noch zur Reife gediehen sind; die denn, — (weil sie in einem Erdreiche, das seiner Beschaffenheit nach nur Wachsthums-Kraft in einer geringen Tiefe seiner Fläche hat, nur oberflächliche Wurzeln schlagen, und aus diesem Erdreich einen dicken und blätterreichen Stängel von acht bis neun Fuß hoch treiben, der überdies an und für sich, so wie vermöge der Regengüsse, die dergleichen Windstößen gemeiniglich voran gegangen sind, nicht viel Konsistenz hat —) nur gar zu leicht umgeworfen werden können, und in solchem Zustande durch die Vegetation, die in ihnen immer noch fortdauert, durch die Feuchtigkeit des Bodens, auf dem sie liegen, und durch die Verwirrung und den Mangel an Luft, worin sie stecken, in der Geschwindigkeit verderben. Ich habe große und

schöne Rohrfelder gesehen, die auf diese Weise zu Boden geschlagen waren, (und gemeiniglich sind es die starksten und blühendsten,) die hernach so wenig zu Zucker, nur zu geringem, zu nutzen waren, daß man sie zu nichts weiter anwenden konnte, als zu einer mäßigen Quantität bittern Syrups.

Das zweyte Hinderniß ist dasjenige, das wir bereits erwähnet haben, der Einfluß des Winters, der zwar in Nieder-Louisiana ziemlich gelind, aber doch fast unfehlbar mit sehr kalten Tagen und besonders dergleichen Nächten gemischt ist, welche mit Frösten oder kleinen Sprühregen vergesellschaftet sind, die sich hernach in Glatteis verwandeln, welches dem Zuckerrohre mehr Schaden thut, als alles Uebrige, indem es dasselbe zum Aufspringen bringt, roth macht, und allen Saft darin zersetzt und in Fäulniß bringt.

Das dritte Hinderniß, wo nicht eben für die Kultur an sich, wenigstens doch für die Verstärkung derselben, ist eine Folge vom zweyten, und besteht darin, daß man sich in diesem Lande genöthigt sieht, den Zucker binnen Zeit von höchstens vier Monaten (von Ausgange des Octobers an bis zu Ausgange des Februars,) zu fabriciren, als der einzigen Zeit, in der man Nutzen vom Zuckerrohre ziehen kann, und die sowohl in Ansehung der Kürze der Tage, als der ungestümmen Witterung der Jahreszeit, die schlimmste im ganzen Jahre ist. Daher hat man hier das Jahr über, auf den längsten Termin hinaus gerechnet, und die häufigen Unterbrechungen

mit einbegriffen, hundert und zwanzig Fabrikations-Tage in allem, die man noch obendrein wegen der zufälligen Verhinderungen, zu denen bald ein Schaden an der Mühle oder am Arbeitsviehe, bald das eilige Schneiden und Hereinschaffen der Rohre, um sie vor dem Frost in Sicherheit unter Obdach zu bringen, bald auch die Strenge der Witterung selbst, u. s. w. Anlaß geben, auf etliche und achtzig Tage herunterseßen muß. Binnen diesen einigen und achtzig vollständigen Fabrikations-Tagen können also, bey einem Produkte von drey tausend Pfunden Zuckers in vier und zwanzig Stunden, (welches alles ist, was in diesem Lande eine gut bestellte Zucker-Fabrik in einem ununterbrochenen fortwährenden Fabrikations-Laufe, und nicht in abgesetzten Arbeits-Tagen leisten kann,) unter dem Zusammentreffen der vortheilhaftesten Umstände höchstens zwey mal hundert und funfzig tausend Pfund Zucker fertig geschafft werden. Und angenommen, daß ein Zucker-Plantagen-Besitzer in Louisiana mit der Zeit im Stande wäre, sich mit Negern genug zu verstärken, und zwey Mühlen und ein zweyfaches Arbeits-Gespann in Umtrieb zu setzen; so wird er dieses Produkt verdoppeln, und dasselbe folglich bis auf eine Quantität von fünf mal hundert tausend Pfunden Zuckers bringen können; ein Ertrag, den er sich mit einer solchen zweyfachen Besetzung, mit einer Werkstätte von wenigstens hundert und sechzig arbeitenden Negern, und auf einer Feldbreite von vier hundert Morgen Rohren in gutem Stande, (wovon ein Drittel aus Setz-Pflanzen, und das Uebrige aus ein- und zweyjährigen Schnittlingen besteht) verschaffen kann.

Nächstdem ist nicht zu vergessen, daß außer dem nöthigen Territorium zu Erwerbung eines solchen Ertrags auch noch so viel Feld erforderlich ist, als die Lebensmittel für einen solchen Haushalt, die Futter-Gewächse für das Arbeitsvieh, und hinlängliches Holz zu einer solchen Fabrikatur verlangen; ein Territorium, dessen Umfang sich schwerlich auf weniger als zwey hundert Morgen Landes ansetzen läßt.

Alles wohl überlegt, wird obige Zucker-Gewinnung, wenn es jemals so weit gebracht werden sollte, (woran ich sehr zweifle,) meinen Gedanken nach das Höchste seyn, was je die ausgedehnteste Plantage in Louisiana ertragen könnte. Und doch ist dieses Resultat noch weit von dem Ertrage mehr als einer Zucker-Fabrik in St. Domingo entfernt, von der man weiß, daß sie es bis auf funfzehn mal hundert tausend Pfund rohen Zuckers und drüber gebracht hat.

Das vierte Hinderniß endlich, das zwar dermalen noch nicht in seiner wirklichen Stärke obwaltet, das aber doch schon manche Verlegenheit erzeugt, ist die Sache der Feuerung zu den Zucker-Siedereien, wozu man hier Brennholz von guter Art zu brauchen genöthigt ist, von dem man sich zu einer Fabrikation von hundert tausend Pfunden Zuckers wenigstens drey hundert Klafter, und nach der pro rata eines solchen Maaßes noch mehr anschaffen muß, ohne noch zu rechnen, daß man diese Quantität Holzes, in mittelmäßige Kloben gehauen, in die Nähe des Sied-Ofens der Zucker-Fabrik bringen, und da die

Kloben, damit sie zur Heizung gehörig gebrauchet werden können, viermal spellen, und in Stöße aufsetzen lassen muß, damit nicht zu viel Feuchtigkeit hinein kommen könne. An diesem höchst wichtigen, und sogar unentbehrlichen Artikel kann es, wegen der starken Konsumtion daran, die man zu machen genöthigt ist, in der Folge an Ort und Stelle gar sehr fehlen; und wenn dieser Fall eintritt, wird man sich damit aus den höheren Gegenden am Missisipi her versehen, und das Holz auf dem Strome herunter mit Kosten kommen lassen müssen, die bey weitem das übersteigen, was die Arbeit, dieses Holz zu hauen und es herbeyzuschaffen, jetzt kostet — wenn es anders noch angeht, daß man in solcher Lage der Dinge, auf diesem Wege, dessen noch genug, und zu leidlichem Preise habhaft werden kann, (welches sehr zweifelhaft ist,) Schwierigkeiten, die alsdann den Zustand der Zucker-Fabriken in diesem Lande sehr unbedeutend und unsicher machen würden; es wäre denn, daß man endlich das Mittel ausfindig machte, nach dem schon verschiedene erfahrne Kolonisten vergebens geforscht haben, das in der Mühle ausgequetschte Rohr zu nutzen, und es zu Feuerungen in den Siedereien statt Holzes zu brauchen, wie man auf den Antillen mit gutem Nutzen thut; wogegen die ausgepreßten Rohre hier nicht allein noch zu nichts haben gebrauchet werden können, sondern dem Plantagen-Besitzer obendrein eine Beschwerlichkeit mehr verursachen, indem er sich genöthigt sieht, sie in einiger Entfernung von seinen Gebäuden zusammen schütten zu lassen, wo sie denn binnen weniger Zeit aus einander fallen und verfaulen, weil man sie wegen der wässerigen Theile, die sie enthalten, und deren sie sich in einem

kalten und feuchten Klima nicht in der Geschwindigkeit entledigen können, bey der Fabrikatur, wo sie so eben in der Mühle ausgequetscht worden sind, nicht so gleich brauchen kann, und sie bey der Fabrikatur des folgenden Jahres noch weniger taugen, indem sie alsdann weiter nichts mehr sind, als eine Art von Dünger. Mithin scheint diese sonst so wichtige Beyhülfe den Zucker-Pflanzern in Louisiana gänzlich versaget zu seyn; und sie sind also zu dem Gebrauche des Brennholzes so lange genöthigt, als es zu haben ist, ohne daß sie eine Aussicht auf einen schicklichen Ersatz in der Zukunft vor sich sähen. Da indessen Industrie und Nothdurft erfinderisch sind, da ihnen in der Sphäre der Möglichkeiten keine bestimmte Gränze gesetzt werden kann, und das Interesse, vom Drange der Noth angespornt, den Menschen wohl zwingt, auf Mittel zu denken, sinnreich zu werden, und ihn auch da noch Hülfe entdecken lehrt, wo keine vorhanden zu seyn schien; so kann es gar wohl kommen, daß der Plantagen-Besitzer in Louisiana dereinst auf eine oder die andere Art ein Ersatz-Mittel findet, so bald es ihm unentbehrlich wird.

Noch eine besondere, mit dem Gebrauche des Brennholzes verbundene Ungelegenheit ist es, daß dasselbe keine so reine und rasche Flamme giebt, wie die ausgequetschten Rohre; daß das Holzfeuer gern Löcher in die Kessel brennet, die Roste krumm bieget, die Geräthe unbrauchbar macht, und daß es überdies viel Asche und Ruß erzeugt, wodurch die Wirksamkeit des Feuers gehemmt, und die Fabrikation des Zuckers erschweret wird.

Hiernächst verstattet die Beschaffenheit des Bodens

und des Klima's dem Plantagen-Besitzer in Louisiana nicht, Rohre, die über drey Jahre alt sind, zu verarbeiten, und nur über zweyjährige Schnittlinge hinaus zu gehen; ja, es ist sogar der Ertrag von letzteren schon gemeiniglich so mittelmäßig, daß es viel vortheilhafter für ihn seyn würde, die Hälfte seiner Rohrpflanzungen jährlich zu erneuern, wenn die schwache Besetzung der Werkstätten eine solche Summe von Arbeiten vertrüge. Dazu wird es auch hier in der Folge, wie mich dünkt, noch kommen, wenn es dem Lande nicht mehr an arbeitsamen Aermen gebricht.

So steht es dermalen mit dem Zucker-Bau in Louisiana und mit dem Ertrage davon; einer köstlichen Pflanze, durch welche, verbunden mit dem Kaffeebaume, die Kolonie von St. Domingo zu einer so hohen Stufe von Glanz und Wohlstand empor gestiegen war.

Dreyzehntes Kapitel.

Baumwolle, Indigo, Pelzwerk, Reis, Zimmerholz u. s. w.

Der untere, dem Hauptorte benachbarte Theil von Nieder-Louisiana hat keinen, zum Fortkommen des Baumwollen-Strauchs und dessen Frucht vortheilhaften Boden. Deswegen ist auch da der Bau desselben, nach Maaßgabe des Umfanges vom Boden, von keiner Bedeutung. In den obern Kantonen am Rothen-Stock (Bâton-Rouge) und an der Abgehauenen-Spitze (Pointe-Coupée), als höher belegenen und minder feuchten Ländereien, ist diese Kultur an den Strom-Ufern, so wie in den davon abgelegenen Atakapas- und Opelussas-Kantonen, in großem Flor, und sogar in viel größerm, als der Indigo-Bau, den man jedoch in Louisiana so gut, wie auf den Antillischen Inseln, seit zwanzig Jahren durchgängig aufgegeben hat, weil er theils den Bemühungen, die der Pflanzer darauf wenden mußte, nicht mehr entsprach, (ob der Fehler vielleicht an der Luft, oder am Erdreiche lag, oder ob diese Pflanze durchaus einen frischen und saftvollen Boden verlangt,) theils auch weil der Werth und Preiß des Indigo gar zu sehr gefallen ist.

In den gedachten Kantonen gedeiht die Baumwolle, und giebt da einen trefflichen Ertrag. Der Morgen Landes kann da, wenn er gut gepflegt wird, jährlich vier hundert Pfund reine Baumwolle liefern, welche, zu ge-

genwärtigem Preiße von fünf und zwanzig Piastern der Centner, einen Ertrag von hundert Piastern auf den Morgen geben. Nun kann ein tüchtiger Neger die Pflege und Unterhaltung von drey Morgen bestreiten, und folglich seinem Herrn eine Einnahme von drey hundert Piastern zuwege bringen. Jedoch ist hierbey zu erinnern, daß der Erfolg dieses Anbaues noch viel mehr vom Zufall abhängt, als beim Zuckerrohr-Bau; indem Raupen, übermäßige Regengüsse, und andere Ungelegenheiten mehr der Baumwollen-Zucht schaden, und zuweilen den Ertrag derselben nicht wenig verringern; weswegen man auch die Nutzung davon, ein Jahr ins andere gerechnet, füglich auf zwey Drittel, dies heißt, auf etwa zwey hundert sieben und sechzig Pfund reiner Baumwolle vom Morgen, herunter setzen kann.

Gesetzt auch, daß der Preiß dieser Waare fällt, und auf zwanzig Piaster der Centner, bald mehr, bald weniger, im Mittel-Preiße herunter kömmt, welches ich für billig und annehmlich halte; so folgt, daß der Baumwollen-Pflanzer in den oberen Kantonen, in solchem letztern Fall, immer noch jährlich ungefähr drey und funfzig Piaster vom Morgen, oder hundert und sechzig Piaster vom Arbeits-Neger ziehen werde. Und da sein ganzer Kosten-Aufwand bey der Arbeit in allen Rücksichten weit geringer ist, als bey dem Zucker-Pflanzer; so dünkt mich: wenn wir von seiner Einnahme ein Fünftel zu Deckung dieses gesammten Aufwandes, (die Kosten zu Ersetzung alles dessen, was abgängig wird, mit eingerechnet,) abziehen; würde er in gewöhnlichen Jahren immer noch ungefähr

drey und vierzig Piaster vom Morgen, oder hundert acht und zwanzig Piaster vom arbeitenden Neger, nach Bestreitung aller irgend erforderlichen Ausgaben, für sich behalten.

Nehmen wir demnach eine solche Erniedrigung in dem Preiß eben dieser Produkte an, wie ich sie bereits angegeben habe, nämlich um ein Drittel bey dem Zucker und Syrup, und ein Fünftel bey der Baumwolle, wodurch der Mittel-Preiß dieser Waaren auf die Tare von sechsthalb Piastern der Centner rohen Zuckers, von zehn Piastern das Drhoft Syrup, und von zwanzig Piastern der Centner Baumwolle gestellt wäre, und ziehen wir den Belauf sämmtlicher Arbeits- und Ausförderungs-Kosten ab, worunter auch die Kosten zu Ersetzung aller abgängig gewordenen Artikel mitzurechnen sind, (das Ganze auf den vierten Theil der Einnahme beim Zucker-Pflanzer, und auf den fünften beim Baumwollen-Pflanzer angeschlagen,) so findet sich, daß der jährliche Gewinn des Einen alsdann, rein und unverkürzt, hundert sechs und vierzig und einen Viertels-Piaster von jedem Arbeits-Neger, und der Profit des Andern hundert acht und zwanzig Piaster von jedem ebenfalls arbeitenden Neger beträgt. Hieraus würde denn nach Vergleichung des reinen Gewinnes von einem Neger bey der einen Kultur, wie bey der andern, die Folgerung schließen, daß der Profit des Zucker-Pflanzers den Profit des Baumwollen-Pflanzers um nicht mehr als ein freies Achtel im Jahr überstiege.

Wir wollen diese Bemerkungen mit einer Beobach-

tung in Rücksicht auf die Arbeiten beschließen, die beiderley Anpflanzungen erfordern, und aus denen sich ergiebt, daß die Arbeit bey der Baumwollen-Zucht bey weitem weniger Schwierigkeit macht, als beim Zucker-Bau. Noch dazu erfordert sie bey weitem weniger Anstalten und Mittel, und kömmt folglich dem größten Theile der Kolonisten, der nicht im Stande ist, eine Zuckerrohr-Plantage anzulegen und eine Zucker-Fabrik zu unterhalten, viel besser zu Statten.

Während einer Zeit von etwa sechs Monaten, vom Anfange des Oktobers an bis zu Ausgange des März, ist der Zucker-Pflanzer mit dringenden, unaufschieblichen Geschäften, die dann schnell hinter einander folgen, überladen, als die Getraide- und Heu-Aerndte, die Zucker-Fabrikatur, die Bestellung der Ländereien, und die Anpflanzungen; nur den übrigen Theil vom Jahre kann er diese Geschäfte nach seinem Belieben einrichten. Der Baumwollen-Pflanzer fängt nach bey weitem weniger mühseligen Geschäften zu Bestellung seiner Ländereien und Besorgung seiner Pflanzungen, womit er ebenfalls im Februar und März zu thun hat, um die Mitte des August oder gegen Ausgang dieses Monats an, seine Baumwolle zu ärndten, und setzt im September, Oktober, November, und zuweilen bis mitten im December diese Aerndte fort, die er gemächlich und ohne beschwerlichen Drang, aber doch mit Ordnung und hinter einander weg verrichtet; denn außerdem würde, zu Folge der oben schon gedachten Gründe, hier noch mehr, als anderwärts, alles übel ergehn. Binnen eben derselben Zeit werden auch

sein Getraid und seine Futter-Vorräthe eingescheuert. Nun hat er weiter nichts mehr zu thun, als daß er seine Baumwolle reinigen, dies heist, sie von ihrem Saamen säubern, und dann einpacken läßt. Dieses Geschäfte wird ohne Schwierigkeit mittelst einer Mühle, die von ein Paar Pferden getrieben wird, durch eine bey dieser Mühle angebrachte Kammmaschine (une mécanique à hérisson), und mit einem Werkstuhle (établi) zum Einpacken verrichtet; drey Artikel, die sich die bemittelteren Pflanzer anzuschaffen bedacht sind, und die eine weit weniger mühsame und kostspielige Manipulation erfordern, als sie bey der Zucker-Fabrikatur nöthig ist. Die unbemittelten Pflanzer, die keine Mühle haben, verkaufen ihre Baumwolle roh an diejenigen, die eigne Mühlen haben, oder lassen sie, zu einer verabredeten Taxe, auf solchen Mühlen zurichten.

Uebrigens behaupten viele ehrliche Leute, die Louisianische Baumwolle wäre zu kurzhaarig, und könnte folglich, so schön auch ihre Qualität, und so seidenhaft ihr Glanz ist, in vielen beträchtlichen Manufakturen nicht mit Nutzen verarbeitet werden. Da ich gesehen habe, was für Wirkung die Kammräder thun, die man hier zum Säubern der Baumwolle braucht, um desto geschwinder mit Verrichtung des Geschäftes fertig zu werden; so sollte mich's eben nicht Wunder nehmen, daß es mit dieser Behauptung seine gute Richtigkeit hätte. Wenn die Baumwolle jetzt von dergleichen gezahnten Rädern kömmt, fällt sie in den Behälter — nicht in langen Flocken, wie in den kleinen Mühlen mit Stäben (baguettes) und Rädern, deren man sich auf den Antillen bedient — sondern in abgebro-

chenen, zerrissenen Stückchen, wie Schneeflocken. Es fällt in die Augen, daß der Fehler, den die Leute an dieser Baumwolle finden, daß sie kurz ist, nicht so wohl einer natürlichen Unvollkommenheit an dem Produkt, als vielmehr der Wirkung der hier gebräuchlichen Mühlen-Art beyzumessen sey. Das Interesse der Baumwollen-Pflanzer dieser Kolonie legt ihnen die Pflicht auf, sich hierüber sichere Aufklärung zu verschaffen, um, wo möglich, den Mißkredit, der daraus für ihre Waare, als einen der vornehmsten Zweige des Kolonial-Schatzes, entstehen könnte, zu entfernen.

Das Zuckerrohr und der Baumwollenstrauch machen in dieser Kolonie die beiden blühendsten Artikel des Anbaues von einiger Wichtigkeit aus, deren Belauf wir hier dargestellt haben, ohne uns übrigens in eine umständliche Beschreibung des Ländlichen und Technischen über diesen Gegenstand zu vertiefen, welches bereits anderwärts im Allgemeinen abgehandelt und auseinander gesetzt ist, da zumal weiter nichts der Kolonie Eigenes dabey vorkömmt, als was wir so eben gemeldet haben. Von den übrigen Artikeln des Anbaues und des Handels bleibt uns nicht viel zu sagen übrig.

Indigo wird hier beynahe gar nicht mehr fabricirt, und dies aus den Gründen, die wir bereits angegeben haben.

Der Tabak gedeiht in den oberen Posten, und namentlich im Natschitosche-Kanton; aber die Unterschleife, die

sich bey der Fabrikation dieser Waare eingeschlichen hatten, haben dieselbe sowohl im Handel, als bey der spanischen Regierung, (bey der man sie vorher mit ziemlichem Vortheil anbringen konnte,) verächtlich gemacht; somit ist der Tabaksbau gefallen, und zwar nicht eben ganz eingegangen, aber doch beträchtlich verringert.

Der Ertrag des Pelzwerkes, welches von den oberen Posten und aus der Gegend der Apalachischen Gebirge herkömmt, hat ebenfalls um Vieles abgenommen, so wohl wegen der immer mehr überhand nehmenden Seltenheit des Wildes, als durch die Konkurrenz der Amerikaner im Hochland, und der Engländer auf dem Apalachischen Gebirge. Hat doch ein einziger Abentheuerer von letztgedachter Nation, Namens Bawls, an der Spitze von einer Handvoll wilder Talapussen vor nicht viel mehr als ein Paar Jahren das Fort an den Apalachen angegriffen und weggenommen, ob es gleich mit Kanonen, Kriegs-Munition und Proviant versehen, und mit einem Hauptmann und einer Kompagnie spanischer Truppen besetzet war, die aber feigherziger Weise das Fort ohne Gefecht verließen, um sich in einigen Galeeren, die am Fuße des Forts auf dem Flusse lagen, zu retten. Auf diesen Galeeren flüchteten sie nach Pensakola, und gaben jenem beherzten Abentheuerer das Fort beynahe mit allen Vertheidigungs-Mitteln Preis, die sich damals darinnen fanden. Und was für Absicht hatte wohl Bawls bey der Wegnahme und Besetzung dieses Postens? Weiter keine, als den Pelzhandel mit den wilden Völkerschaften der umliegenden und inneren Länder ungestörter und in einer größern Ausdeh-

nung, als vorher, zu treiben. Wahr ist indessen, daß etwa drey Monate hernach eben dieses Fort ohne Schwerdtschlag von den Spaniern wieder eingenommen ward; und zwar mit einem Aufwand und einer, nach Proportion der wenigen Macht, die ihnen jener soldatische Handelsmann entgegen zu setzen hatte, beträchtlichen Kriegsrüstung. Da Bawls den Feind in großer Anzahl und so gut bewaffnet anrücken sah, und er bloß eine undisciplinirte Rotte von Wilden um sich hatte, die nur gewohnt waren, in Holzungen zu fechten, und hinter einem Baume versteckt eine Flinte abzufeuern, und die sich noch überdies da und dorthin verliefen; so fand er nicht für gut, sich zu halten, that jetzt den Spaniern die nämliche Ehre an, die er von ihnen vorher genossen hatte, überließ ihnen (wenigstens mit bessern Grunde, weil er sich nicht vertheidigen konnte,) die Festung, und zog ohne Trommeln und Trompeten ab.

Reiß wird zwar hier seit ungefähr zwey Jahren, nach dem Kours von acht Piastern die Tonne, verkaufet, dient aber, wie andere Lebensmittel des Landes, bloß zur Konsumtion der Einwohner, und ist dermalen noch kein Zweig der Kolonial-Kultur, indem nichts davon ausgeführt wird.

Bauholz, Planken, Zuckerfässer, u. d. gl. können wohl ehedem ziemlich bedeutende Gegenstände der Ausfuhr gewesen seyn; jetzt hingegen sind diese Artikel, aus dem Gesichtspunkte des Ausfuhr-Handels betrachtet, auf ein weniges herunter gekommen, weil die Cypressen-Waldun-

gen, die sonst diese Nutzung überaus erleichtert haben, dünner zu werden anfangen, indem man sich also nunmehr genöthigt sieht, einen Theil des Holzes dazu, der aus dem Hochlande bezogen wird, durch Flößen und mit Mühe auf dem Strom herunter kommen zu lassen, und der Kolonie übrigens daran gelegen ist, diesen Zufluß zu ihrem eignen Bedürfniße zu sparen.

Vierzehntes Kapitel.

Vorzüge und Plantagen an den Strom-Ufern.

Unter den Pflanzungen und Fabriken der Kolonie sind diejenigen, die an den Ufern des Missisipi liegen, ganz gewiß die wichtigsten, die sie aufzuweisen hat. Indessen ist der Lauf dieses Stromes, wie obgedacht, sehr krumm und gewunden, besonders in Nieder-Louisiana. Durch seine Krümmungen bildet er Bogenwendungen in zahlreicher Menge, und giebt den Ländereien, die ihn begränzen, mancherley einander entgegen stehende Lagen, die an Ort und Stelle mit dem Namen Spitzen, trockner Sandbänke, und Buchten bezeichnet werden. Eine Plantage, die auf einer Spitze, oder, noch besser, längs einer trocknen Sandbank hin gelegen ist, hat einen beträchtlichen Vorzug vor der, die an einer Bucht liegt, in sofern der Strom derjenigen, welche die erste Lage besitzt, nur in sehr seltnen Fällen, und der, die der zweyten genießt, in

gar keinem Falle schaden kann, da er hingegen während seines Anwachsens einer solchen, immer mit naher Gefahr droht, die sich in die Bucht vertieft, und dadurch dem Anfalle seiner Gewässer ausgesetzt befindet; denn das Wasser dringt immer gern weiter ins Land ein, und verwüstet die Ufer theils durch Einsturz, wodurch sie immer mehr und mehr zernaget und zurücke gedrängt werden, theils durch Risse, die dem Wasser aus dem Strom Eingang in die Ländereien verschaffen, in denen sie sich binnen weniger Zeit ausbreiten, und die sie noch weit in der Ferne überschwemmen, bis es einem allgemeinen Frohndienste von acht bis zehn franz. Meilen in der Runde möglich wird, den Wallbruch, den der Strom gemacht hat, auszubessern, und ihn wieder in sein Bette einzuschränken.

Die Folge hiervon ist, daß man sich bey Plantagen an solchen Buchten zu viel mühseligeren Arbeiten an den Strom-Ufern, und zu einer viel kostbareren Unterhaltung von Deichen gezwungen sieht, als in irgend einer andern Gegend an eben den Ufern; und da solche Ländereien durchaus feuchter sind, so erfordern sie auch mehr Abzugs-Gräben, ein fleißigeres und mühsameres Jäten in den Pflanzungen, und mehr Feld-Arbeit aller Art, als andere Grundstücke. Diese mannichfaltigen Arbeiten und Bemühungen sind sogar manchmal so übermäßig und drückend, daß man schon mehr als ein Beispiel von Plantagen-Besitzern gesehen hat, die am Ende genöthigt waren, ihre Ländereien an Buchten dem königlichen Kammergute zu überlassen, weil sie nicht im Stande waren, sie zu erhalten und Nutzen daraus zu ziehen. Wir haben hiervon

ein ganz augenscheinliches Beispiel an dem Strand-Bezirke, der ungefähr dritthalb franz. Meilen weit von der Stadt, und an einerley Ufer mit derselben, von der Makkarty-Plantage bis zur Beaulieu-Plantage reicht, erlebet, welchen die Eigenthümer dem Kammergut, als eine völlige Leyde, überlassen haben, über welche der Strom im Mai-Monat 1799 ins Innere eindrang, und eine weitläufige Strecke Landes, von den bisherigen Plantagen aus bis zu der nächsten Nachbarschaft von Neu-Orleans überschwemmte; eine Ueberschwemmung, von der die Folgen für die Stadt selbst unglücklich ausfielen, indem die stehenden Gewässer, welche der Strom über die ihm benachbarten niedrig liegenden Ländereien ausgeschüttet hatte, durch die heiße Witterung der folgenden Monate erhitzet und faulig wurden, und in der Luft umher mephitische Dünste verbreiteten, die, nach dem Urtheile mehrerer, mit der Landes-Art vertrauter Männer, nicht wenig zur Entwicklung der bösartigen Faulfieber beitrugen, welche vom Julius an bis in den Oktober desselben Jahres in der Stadt herrschend waren.

Alle dergleichen Ursachen bringen, zusammen gerechnet, die Ländereien an den Buchten in einen großen Mißkredit, der so weit geht, daß der Preiß der an trocknen Sandbänken gelegenen durchgängig zwey, und manchmal wohl drey mal so hoch steht, als den die erstern gemeinhin zu gelten pflegen. Und da die einen so ziemlich gerade den anderen gegen über am Strome liegen; so folgt hieraus, daß manches Grundstück auf der einen Seite tausend bis zwölf hundert Piaster der Morgen von vorn her über

die ganze Tiefe des Lokals hin, welche vierzig Morgen beträgt, gelten kann, da indessen das gegenüber gelegene Grundstück am andern Ufer nicht über vier bis fünf hundert Piaster der Morgen von gleichem Umfange gelten wird, weil jenes an der trocknen Sandbank, und dieses an der Bucht liegt.

Ueberhaupt ist das linke Ufer des Stromes, bis zu einer betrachtlichen Entfernung vom Hauptorte, besser angebaut, als das erste; weil die Ländereien da gemeiniglich höher liegen, nicht so stark überschwemmet werden, und besser zur Kultur taugen, als an dem andern Ufer; überdies auch, weil Neu-Orleans, die einzige Handels-Niederlage der Kolonie, welche an eben diesem Ufer liegt, da schon größere Thätigkeit verbreitet hat; und aus allen diesen Ursachen übersteigt der Werth eben dieser Ländereien (mehr oder weniger) den Werth des Ufers gegenüber.

Das urbar gemachte Erdreich erstreckt sich an den Ufern des Missisipi nicht über funfzehn bis zwanzig Morgen davon, und reicht an vielen Stellen noch lange nicht einmal so weit. Wo das angebaute Land aufhört, da ist an beiden Seiten des Stromes das Gehölze, welches aus allerley Bäumen besteht, von denen einige gut zur Feuerung, und andere zu nichts nütze sind. Hinter diesen, und in der Tiefe der Holzung kommen die Cypressen, die einzigen Bäume im Lande, die man zum Bauen brauchen kann, die aber in einem Theile der Kolonie schon anfangen, selten zu werden, die auch nur in den niedrigen,

sumpfigen Kantonen wachsen, und die der Kultur beinahe unübersteigliche Schwierigkeiten verursachen.

Die gewöhnlichen Geschäfte bey einer Plantage an den Strom-Ufern bestehen in Unterhaltung eines Deichs oder Dammes, (einer Sache, die zu Folge dessen, was wir in dieser Hinsicht bereits erwähnet haben, in gewissen Gegenden wenig, und in mancher andern viel sagen will,) in Ausräumung der Abzugs-Gräben; in Ausbesserung der Umzäunungen; in den Acker-Arbeiten, die hier, wie in allen übrigen Kantonen der Kolonie, mit dem Pfluge verrichtet werden; in den Pflanzungen, im Jäten, und im Aerndten. Von diesen Geschäften fallen bey den Plantagen der Atakapas und Opelussas, so wie bey denen in Ober-Louisiana, die Errichtung und Unterhaltung der Deiche und der Abzugs-Gräben weg, weil ihre Lage und die Beschaffenheit ihres Bodens sie derselben überhebt.

Was die Umzäunungen anlangt, womit die Plantagen umgeben sind, so ist zu bemerken, daß dieselben nicht aus lebendigen Hecken und Zäunen bestehen, deren Gebrauch man hier gar nicht kennt, sondern aus queer auf der Kante liegenden Cypressen-Bretern, die auf Pfählen von gleichem Holze ruhen, welche acht bis neun Fuß weit von einander in die Erde getrieben, vier bis fünf hoch, und mit Falzen versehen sind, damit die Enden der Breter, welche in vier oder fünf Reihen über einander liegen, darinnen eingefugt werden können; in der That eine ziemlich gut schützende Wand gegen große, wilde und Haus-Thiere, über die aber der Mensch mit einem Sprunge

setzen oder klettern kann, und im Uebrigen auch traurig für das Auge, dem sie weder das undurchdringliche Bollwerk, noch den ländlichen Anblick einer grünenden, dornigen und dick-belaubten Hecke gewährt.

Fünfzehntes Kapitel.

Handel des Landes, und dessen Betrag.

Was den Handel der Kolonie anlangt, so ist vor allen Dingen zu erinnern, daß sich derselbe seit Anfange des nun endlich zum Schlusse gediehenen See-Krieges, dies heißt, seit etwa neun Jahren her, gänzlich in den Händen der Amerikaner befindet, die sich mit den Engländern, deren Faktoren oder Agenten sie sind, in den Profit davon getheilt haben. Vor diesem Kriege bestritt Frankreich einen großen Theil von dem damals minder, als nunmehr, beträchtlichen Handel dieser Kolonie, theils mittelbar mittelst einer kleinen Anzahl von Schiffen, die aus einigen seiner Häfen unter spanischer Flagge und mit spanischen Kommissionen abgefertigt wurden; theils unmittelbar durch einige Fahrzeuge, die von hier aus nach verschiedenen Häfen der französischen Kolonien, und besonders nach Häfen in St. Domingo mit Landes-Produkten und Gelde gesandt wurden, und die dann mit französischen Waaren und Produkten jener Kolonien, als Zucker, Syrup, Tafia und Kaffee, befrachtet zurücke kamen. All

diesem vormaligen Verkehr hat der Krieg ein Ende gemacht, und an dessen Statt, wie gesagt, die Geschäfte der Amerikaner eingeführt, die seitdem alles, was die Kolonie nöthig haben mochte, und sogar einen ziemlich ansehnlichen Ueberschuß, (der durch besondere Wege einen ausnehmend vortheilhaften Absatz in einigen andern spanischen Besitzungen gefunden hat,) hierher gebracht, und dafür, zur Handels-Bilancirung, sowohl die Produkte, als die Baarschaft genommen haben, welche hier aus diesem Grunde trotz alles baaren Geldes, das theils durch die Regierung, theils durch den spanischen Handel jährlich ins Land kömmt, immer ziemlich selten, und zwar so selten ist, daß die Geld-Zinse da gewöhnlicher Maaßen, auch bey der größten Sicherheit vor möglichem Verlust, auf zwölf pro Cent jährlich stehen, ohne daß man doch sagen könnte, es werde Wucher damit getrieben.

Es ist zu vermuthen, daß der Friede diese Ordnung der Dinge ändern, und an deren Statt eine andere herbeyführen werde, über welche die amerikanischen Handelsleute und ihre französischen, zu Neu-Orleans seßhaften Agenten, so wie viele Kolonisten, schon zum voraus in Sorgen zu gerathen anfangen. Jedoch kommen beide von ihrer Furcht in diesem Punkte schon einiger Maaßen zurücke, wenn sie daran denken, daß der amerikanischen Flagge durch Verträge die freye Schiffahrt auf dem Missisipi, so wie auch besonders, wegen ihrer Besitzungen unter den Natschez und anderwärts, das Niederlags-Recht zugesichert ist, daß es mithin den Fahrzeugen dieser Nation, die diesen Strom beschiffen wollen, immer frey stehen

wird, einen Handel da zu treiben, der für ihre Rheder auf einer, und für die Kolonisten auf der andern Seite um so vortheilhafter seyn wird, weil er verboten, und mithin von den Zoll-Steuern befreiet ist, die den Preiß der Ein- und Ausfuhr-Waaren doch nur vertheuern, ohne daß es der Regierung des Ortes möglich wäre, ihn zu hindern; daher es denn ihre vornehmsten Geschäftsträger nicht nur nicht so mühselig, sondern auch für ihre Rechnung vortheilhafter finden werden, die Hände dazu zu bieten, als sich dawider zu setzen, und lieber den Kuchen mit zu schmausen, als nichts davon zu bekommen, wie der Fall, vor dem Kriege von 1778 mit den Engländern geradehin zu der Zeit war, da sie Pensakola, und verschiedene Posten am Ober-Missisipi inne hatten.

So erscheint die Zukunft dem Geiste des Handelsmannes und des Kolonisten, der auf weiter nichts, als sein Interesse sieht und von dem Vergangnen aufs Künftige schließt. Was nur im Betreff des Handels der Kolonie die wirklichen Folgen vom Frieden seyn werden, läßt sich, da dieses Kommercial-Interesse doch nur ein untergeordneter Gegenstand ist, welcher an und für sich von größern und wichtigern Ereignissen abhängt, unmöglich, nur mit einiger Wahrscheinlichkeit, das mindeste in Ansehung solcher Folgen vorhersehen; am wenigsten, ehe sich die neuen Fundamente der Staaten und die neue Ordnung der Dinge, die der allgemeine Friede in Europa mit sich bringen soll, zu Tage gelegt haben.

Um die Masse der Produkte, welche die Kolonie zum

Handel hergiebt, und um den Werth, den sie ungefähr haben mag, steht es in gegenwärtigem Zeitpunkte folgender Maaßen.

Ohne mich zuversichtlich auf den angeblichen Betrag des Ausgangs-Zolles zu berufen, der auf die von der Kolonie auszuführenden Güter und Waaren gelegt ist, und dessen Resultate in verschiedenen Punkten so überaus verworren und fehlerhaft sind, daß mir die Berechnungen darüber zu einer bloßen Uebersicht bey Schätzung der Total-Summe dieser Produkte haben dienen können, (worunter diejenigen nicht mitgezählt werden dürfen, die den Besitzungen der Vereinigten Staaten gehören, und die man nach Neu-Orleans, als einem Niederlags-Orte bringt, aus dem sie von den dahin kommenden Schiffen abgeholt werden können, als, unter andern, Mehl, Pökelfleisch, und andere Dinge mehr, die aus Kentuky, aus dem nordwestlichen Gebiet, und vom Ohio herunter kommen, so wie die Baumwolle, aus Natschez und den daran stoßenden Ländern,) bin ich, nach reiflicher Untersuchung dieses Gegenstandes, der Meinung, daß die Masse der Produkte, die währenden Verlaufes vom Jahre 1801 von der Kolonie selbst ausgeführt worden sind und zur Unterhaltung des Handels derselben gedient haben, aus ungefähr vier Millionen Pfunden rohen Zuckers, einer ganz kleinen Quantität Syrup, und zwey Millionen Pfunden Baumwolle, nebst einer mäßigen Quantität Indigo, Tabak, Zimmer- und Böttcher-Holz bestanden hat, wozu noch etwas Pelzwerk zu zählen ist; und daß sich die gesammte Valuta dieser Produkte zu gegenwärtigem Preiß

ungefähr auf eine Million Piaster, oder etwas weniges über fünf Millionen franz. Livres belaufen mag, wovon beinahe drey mal hundert tausend Piaster auf das einzige Zucker- und Syrups-Produkt, ungefähr fünf mal hundert tausend Piaster auf die Baumwolle, und das Uebrige auf die anderen obgenannten Gegenstände kommen. Dies ist denn, wie man sieht, nicht viel in Betracht des Umfanges der Kolonie, wenn man sie sich auch sogar auf die nur fünf hundert franz. Meilen bewohnbarer Oberfläche beschränkt, gedenkt, welche sie, meines Bedünkens, enthalten mag.

Der Handel dieser Kolonie wird, nachdem die Umstände sind, von zwanzig, bald etwas mehr, bald etwas weniger Schiffen, getrieben und unterstützet; lauter Fahrzeuge, die unter amerikanischer Flagge aus verschiedenen europäischen und amerikanischen Häfen abgefertigt worden, von denen überhaupt ein jedes hundert bis zwey hundert und funfzig Tonnen ladet, und die gewöhnlicher Maaßen die Rhede von Neu-Orleans so besetzt halten, daß immer die einen von den anderen abgelöst werden. Diese kleine Anzahl von Fahrzeugen ist auch für den Handel der Kolonie so ganz hinreichend, daß sie, da die Valuta ihrer Ausfuhr bey weitem nicht der Valuta ihrer Einfuhr gleich kömmt, zu Saldirung des Ueberschusses einen Theil von dem baaren Gelde mitnehmen, welches die spanische Regierung, wie wir bereits gesagt haben, alle Jahre unter dieser Kolonie verbreitet. Hieraus ergiebt sich augenscheinlich, daß die Handels-Bilanz zum Nachtheile dieses Landes ist, und daß das Land eine solche Bilanz nicht aushal-

ten kann, ohne unabläßig einen Theil seiner Baarschaft aufzuopfern — eine Art von Reichthum, welche in dieser Gegend um so weniger zuverläßig ist, weil Louisiana solche noch obendrein umsonst, und ohne irgend eine Vergütung empfängt, und mithin über kurz oder lang dieser zufälligen Hülfs-Quelle durch mancherley Ursachen, deren Möglichkeit nur allzugut erwiesen ist, ganz und gar beraubt werden kann.

Eigentliche Negocianten, denen diese Benennung wirklich zukäme, giebt es in dieser Kolonie gar nicht; sondern bloße gemeine Kaufleute, die mit allem, was vorkömmt, wie der geringste Budenkrämer, im Kleinen handeln. Viele darunter sind bloß Faktore oder Kommissionäre. Alle zusammen aber sind so wenig im Stande, und überdies auch so wenig geneigt, den Pflanzern den mindesten Vorschuß zu thun, (wie dies in andern Kolonien nicht selten geschieht,) daß vielmehr hier zu Lande, um mit einem Wort alles zu sagen, durch eine sonderbare Verrückung der sonst gewöhnlichen Kolonial-Verfassung, der Pflanzer gemeiniglich nicht dem Handelsmanne, sondern vielmehr im Gegentheile letzterer dem erstern schuldig ist, von dem er die Lebensmittel und Waaren oft auf Kredit nimmt, um sie hernach zu seinem Vortheil anzubringen.

Sechzehntes Kapitel.

Bevölkerung der niedern und höhern Gegenden der Kolonie.

Der wichtigste Theil der Kolonie besteht aus dem eigentlich so genannten Nieder-Louisiana und West-Florida, und erstreckt sich, wie wir schon im Vorhergehenden erwähnet haben, vom ein und dreißigsten Grade nördlicher Breite bis zu den Küsten am mexikanischen Meerbusen, und vom acht und sechzigsten bis zum acht und siebzigsten Grade westlicher Länge von der Insel Ferro.

Meinen Gedanken nach beläuft sich die Menschenzahl, welche dieser, solchergestalt bestimmte Raum enthält, (einige wilde Völkerschaften, Ueberreste von den alten ursprünglichen Einwohnern, die noch auf verschiedenen isolirten Stellen dieses Theiles der Kolonie leben, ungerechnet,) nicht über sechzig tausend Seelen, von denen ihrer sechs bis sieben und zwanzig tausend Weiße, fünf bis sechs tausend Freigelassene, Schwarze oder Mulatten, und acht und zwanzig tausend Sklaven sind. Dies macht, nach Maaßgabe des Total-Umfanges der Landes-Fläche, welcher ungefähr vier tausend franz. Quadr. Meilen beträgt, ungefähr funfzehn Seelen auf die franz. Quadrat-Meile, und bloß nach Maaßgabe des bewohnten und bewohnbaren Gebietes, das sich die Kolonisten zugeeignet haben, und das, so viel ich weiß, fünf hundert franz. Meilen befaßt,

hundert und zwanzig Seelen auf eine gleiche Quadrat-Meile. Nehmen wir nun an, daß die Zahl von tausend Seelen das gewöhnliche Maaß der Bevölkerung ist, welches eine ganz bewohnte franz. Quadratmeile vertragen kann; so folgt hieraus, daß dieser Theil der Kolonie, der, was Niederlassungs-Plätze und Bevölkerung anlangt, das beinahe Ganze derselben ausmacht, noch nicht einmal den achten Theil der Seelen enthält, den, ich will nicht sagen dessen integrirender Raum, sondern bloß der geringe Umfang von seinem Boden, die zum Bewohnen und Anbauen taugt, verträgt.

Diese Bevölkerung von sechzig tausend Seelen ist folgender Maaßen vertheilet: zwey und dreißig tausend an den Strom-Ufern, (wovon ihrer ungefähr zehn tausend auf den Hauptort, und zwey und zwanzig tausend auf's platte Land zu rechnen sind,) sechs tausend im Gabel-Kanton; zwölf tausend in den Atakapas- und Opelussas-Kantonen; sechs tausend in den Pflanzstätten am Sara-Graben, in den Avoyelles-, Natschitoßhe- und Uaschita-Kantonen, und vier tausend in der Nachbarschaft der Landseen Pontchartrain und Barataria, und an den Küsten des Meerbusens von Mexiko.

Um dem Leser einen deutlichen Begriff von dieser so vertheilten Bevölkerung zu machen, will ich hier die Note beifügen, die ich mir so genau, als es möglich gewesen ist, über die Bevölkerung und den Umfang des St. Karls-Kirchspieles der Deutschen verschaffet habe, welches sich ungefähr sechs franz. Meilen weit oberhalb der Stadt an-

fängt. Diese Note ist nur vor kurzem erst verfasset worden, und bezieht sich auf das Ende des Jahres 1801. Zu selbiger Zeit belief sich die Bevölkerung dieses Kirchspieles, (welches, mit Ausnahme des Abgehauenen-Spitzen-Kantons, der blühendste Kanton an den Strom-Ufern ist,) auf zwey tausend drey hundert und vierzig Personen von jederley Stande, jederley Geschlecht und jederley Alter, worunter sechs hundert und fünfzig Weiße, fünf und sechzig Freigelassene, sechzehnhundert fünf und zwanzig Sklaven waren. Die ganze Länge dieses Kirchspieles, seiner Ausdehnung nach gemessen, beträgt an beiden Strom-Ufern drey und zwanzig tausend drey hundert sieben und zwanzig Toisen, wovon die Hälfte, zum mittlern Maaße der Länge auf jedem Ufer genommen, einen Belauf von etwas über fünf fr. Meilen giebt — auf den Fuß von zwey tausend zwey hundert zwey und achtzig und ein Drittels-Toisen die Meile von fünf und zwanzig auf den Grad, und nicht von zwey tausend fünf hundert und zwanzig Toisen gerechnet, wie sie hier zu Lande geschätzt zu werden pflegt. Rechnet man nun ungefähr eine halbe franz. Meile bewohnbarer Tiefe auf jedem Ufer, und folglich eine Meile in der Breite gegen etwas weniges über fünf fr. Meilen der Länge dieses Kirchspieles, so folgt, daß dieselbe zur gedachten Zeit mit nicht mehr als vier hundert und fünfzig Menschen auf der Quadrat-Meile bevölkert war; und doch ist dieses Kirchspiel gewiß, nach Maaßgabe seines Umfanges, eines der am stärksten bewohnten von der ganzen Kolonie, in welcher manche andere Gegenden beinahe menschenleer sind. Hieraus schließe man aufs Uebrige.

Was die Bevölkerung von Ober-Louisiana betrifft, so ist sie bloß auf die drey Posten der Akansas, Neu-Madrid und der Illineser beschränket, und begreift, wie ich glaube, nicht über zehn tausend Seelen.

Die Weißen in der Kolonie bestehen aus den hier ansäßigen Kreolen, deren Anzahl die stärkste ist, und aus einer Mischung von Franzosen, Spaniern, Engländern, Deutschen, Amerikanern, u. s. w.

Die Freigelassenen sind Negern oder Mulatten, die ihre Freiheit geschenkt bekommen, oder sich frey gekauft haben, nebst ihren Kindern, denen das Geburts-Recht die Freiheit giebt.

Die Sklaven bestehen zum Theil aus Negern oder Mulatten, die in der Kolonie geboren sind, und im Uebrigen bloß aus Schwarzen, die in Guinea oder anderwärts gekauft, nach hiesigem Lande gebracht, und hier verkaufet worden sind.

Siebenzehntes Kapitel.

Regierung und Landes-Verwaltung.

Das Haupt der Kolonie-Regierung ist ein Beamter, der den Titel als Civil- politischer und militärischer General-Statthalter der Provinzen Louisiana und West-Florida hat. Unter ihm steht, ihm in seinen Geschäften zu helfen, ein bürgerlicher und politischer Gouvernements-Lieutenant, der zugleich auch Kriegs-Auditeur ist. Alles, was ausschließlich die innerliche Regierung der Kolonie aus den oben angegebenen Gesichtspunkten betrifft, gehört vor die Gerichtsbarkeit seines Postens, und ist, zu Folge der aus dem königlichen geheimen Rath ergangenen und eingeführten Verordnungen, seiner Direktion unterworfen. Er kann in Dingen, die zu seiner Kompetenz gehören, Verordnungen geben, und sie, unter Erwartung der Genehmigung von Hofe, provisorisch vollziehen lassen.

Was auch manche vormalige Kolonisten, die mit der neuen Herrschaft nicht recht zufrieden sind, sagen mögen, so ist doch nichts gewisser, als daß diese Regierung, ob sie gleich mit großer Gewalt bekleidet ist, nach der Aussage aller derer unter ihnen, die unparteiisch und nicht übel gelaunt sind, ihre Autorität in dieser Kolonie nicht mißbraucht, und so gar von je her ziemlich glimpflich gewesen ist — so fern wir die ersten Jahre spanischer Herrschaft ausnehmen, die sich freilich durch willkürliche, ty-

rannische und grausame Gewaltschritte, und durch verschiedene stürmische Auftritte auszeichneten, in denen auf einer Seite das unbesonnene Verhalten mancher Kolonisten, und auf der andern das übertriebene Mißtrauen des General-Statthalters einige Unruhen erregten, mehrfältigen Mißbrauch der Gewalt veranlaßten, und jenen Statthalter zu gewaltsamen Maaßregeln verleiteten, mit denen jedoch zu gutem Glücke nur Versuche gemacht, die aber nicht ins Werk gerichtet wurden, welches die Kolonie der Klugheit und Entschlossenheit einiger patriotischen Bürger zu danken hatte, durch deren Zutritt es zu wechselseitigen Erklärungen kam, welche für die öffentliche Ruhe und für die Sicherheit der Kolonisten vortheilhaft waren, in so fern dadurch, wo nicht eine aufrichtige, wenigstens doch eine politische Annäherung zwischen dem General-Statthalter und den Kolonisten zu Stande kam, die eine Folge von diesen Erklärungen war.

Das Haupt der Finanz-Verwaltung ist der Ober-Aufseher der königlichen Gefälle für die Provinzen Louisiana und West-Florida, Inspektor der Domänen-Güter und Besitzungen, und endlich auch Richter der Admiralität und der Handels-Angelegenheiten dieser Provinzen.

Diese Fiscal- Domanial- und Kommercial-Administration drückt die Kolonisten, die Wahrheit rein heraus zu sagen, noch weniger, als die bürgerliche und militärische Regierung, weder durch Höhe der Auflagen, die überaus mäßig sind, noch durch die Art, wie sie bey der Steuer-Kammer erhoben werden; denn sie bestehen einzig und

allein in einer einfachen Einfuhr- und Ausfuhr-Steuer von den ausländischen und Kolonial-Produkten, die sich jährlich nur auf etwa hundert tausend Piaster beläuft, — eine zu Bestreitung der Kosten, welche diese Kolonie erfordert, so unzulängliche Einnahme, daß der König außer derselben alle Jahre noch eine Summe von vier bis fünf mal hundert tausend Piastern aus den Einkünften von Mexiko zum Dienste dieser Kolonie zulegt, um den Betrag jener Kosten ins Gleiche zu bringen und abzuthun.

Uebrigens wird man Ursache haben, sich zu wundern, daß eine Kolonie, deren Ertrag und Produkt noch so mittelmäßig sind, zu ihrer Unterhaltung jährlich eine so ansehnliche Summe erfordern kann, wie fünf bis sechs mal hundert tausend Piaster, das ist, beinahe die Hälfte von dem, was zur Unterhaltung der Kolonie von St. Domingo auf dem höchsten Gipfel ihres Glanzes unter der fiscalischen Staats-Administration des Hrn. von Marbois in den Jahren 1788 und 1789 hinreichte. Aber die Bedienten des Fiscus in dieser Kolonie, und ihre Anhänger sind mit der Antwort hierauf aus dem Stegreife bey der Hand. Sie sagen: so beträchtlich auch ein solcher Aufwand auf den ersten Anblick zu seyn scheinen mag, so unbedeutend ist er doch nach Maaßgabe der weiten Ausdehnung der Gränzen, zu deren Erhaltung ein großer Theil von diesen Kosten aufgeht. Und was bedeutet es denn in der That, nach ihrem Urtheile, daß einige hundert tausend Piaster auf die Unterhaltung und den guten Zustand einer so weitläufigen, so ausgedehnten Fronte von Gränzen verwendet werden, wie der Kordon von Ober- und Nieder-Loui-

siana und West-Florida? Das macht ja noch lange nicht einmal einen Piaster auf die Meile Landes aus, die damit erhalten werden soll; und in Wahrheit hat die spanische Regierung nicht Ursache, über einen Kosten-Aufwand zu schreyen, der in Vergleichung mit der Unermeßlichkeit des Bodens, dessen Eigenthum und Besitz ihr dafür gesichert wird, so unbedeutend ist; ja, sie hat vielmehr Ursache, mit der äußersten Mäßigung ihrer Bedienten sehr zufrieden zu seyn. — Dieser Rechnung nach könnt' es gar nicht besser seyn, als es ist. Aber wir müssen auch billig alles sagen, und hierinnen, wie in allem Uebrigen, das Pro und Contra darlegen.

Wir können also nicht verschweigen, daß dieser unermeßlich weite Gränz-Kordon in seiner ganzen Ausdehnung von den Apalachischen Gebirgen bis zu den Illinesen hindurch nicht mehr als sieben Militärposten ohne den Hauptort, und durch eine kleine Anzahl Galeeren vertheidiget wird; daß dies alles zusammen nicht über zwey tausend Mann effektiver Mannschaft befaßt, von der man sagen könnte, daß sie zu Militärdiensten angestellt wäre und wirklich dazu gebrauchet würde; und daß übrigens weder jene Posten, noch diese Galeeren nur eine noch so wenig schreckende Defensions-Anstalt vorstellen; wie denn im Uebrigen beide für ihre Befehlshaber nicht so wohl Veranlassungen geben, ihre militärischen oder Seefahrer-Talente an den Tag zu legen, als vielmehr ihnen bloß allerley Mittel zu Wucher und Handel verschaffen. Daher giebt es auch keinen Officier, (versteht sich, keinen, der mit dem Geiste des Eigennutzes behaftet, und auf's Geld

erpicht ist, denn dies sind nicht alle,) der sich nicht nach einem solchen Posten sehnte, oder eine solche Art von Fort zu besitzen nicht froh wäre, bey dem er als Kommandant nicht nur einen Kommando=Stab, sondern auch zugleich ein Füllhorn in die Hände bekömmt, welches ihm nach Verlauf einiger Dienst=Jahre ein solides Vermögen, und in Ermangelung der Lorbeern des Mars, wenigstens die Gaben des Plutus einbringt; eine einträgliche Vergütung, woran er sich genügen läßt.

Es giebt auch außerdem noch andere Ausgaben, die mit der Unterhaltung dieser Kolonie verknüpfet sind, und darunter insonderheit eine, die ihr, wie es scheint, eigen ist, die aus der Art von Kontribution oder Tribut entsteht, welche die spanische Regierung jährlich verschiedenen wilden Völkerschaften, die im Innern des Landes leben, entrichtet, und die in groben Zeuchen, in Jagd=Flinten, in Pulver und Bley, in Zinnober und einigen andern unbedeutenden Dingen besteht, welche sich in der Summe, nach der Aussage der Finanzbeamten, auf den Werth von vierzig tausend Piastern jährlich belaufen.

Achtzehntes Kapitel.

Oeffentliche Gottesverehrung.

In Ansehung des öffentlichen Gottesdienstes, der in dieser Kolonie eingeführt ist, hält man darinnen, oder bekennt sich wenigstens äußerlich zu der katholischen, apostolischen, römischen Religion und Lehre. Das Haupt der Klerisey ist der Bischoff von Louisiana und West-Florida; und in der That ist sein Kirchsprengel einer der weitläufigsten, die es in den bekannten vier Welttheilen giebt, wenn er auch gleich nicht einer der volkreichsten ist; wie er denn außer dem weiten und breiten Gebiete, welches die Pflanzstätten der Kolonie einnehmen, wenigstens in der Idee und im geistlichen Sinne das gesammte unermeßlich große, beinahe noch unbekannte Land unter sich begreift, welches sich ins Innere des festen Landes hinein vertieft, und sich nordwestlich vom Missisipi, von den Ufern dieses Stromes bis an die West-Küste von Amerika und an die Gestade des stillen Meeres hin erstreckt.

Wahr ist es freilich, die wilden Völker, die in jenen weit abgelegenen Gegenden wohnen, in die der Europäer noch nicht eingedrungen ist, haben von ihrem geistlichen Vater und Oberherrn in ihrem Leben kein Wort gehöret; und es hat sich auch bis auf heutigen Tag noch kein spanischer Missionar gefunden, der so beherzt, und von dem glühenden Eifer der Fortpflanzung des Glaubens so ent-

flammt gewesen wäre, daß er auf die Gefahr, sich die Märtyrer-Krone zu erwerben, hätte hingehen wollen, den Saamen des Christenthums auf dieses weitläufige Feld auszustreuen. Ueberdies ist hierüber noch zu bemerken, daß es, dem Anscheine nach, kein Land voller Gold- und Silber-Bergwerke, oder gar ein solches ist, welches Smaragden und Diamante erzeugte, wie die reichen Länder Mexiko, Peru, Chili und Brasilien, in die sich die spanischen und portugiesischen Missionarien voller Eifers gedrängt haben, um darinnen mit Nutzen das Panier des Kreuzes aufzupflanzen, und da mit den kostbaren Schätzen des Himmels, die sie auszuspenden hätten, einen ehrlichen und uneigennützigen Tausch gegen die verächtlichen und vergänglichen Schätze der Erde zu treffen. Für einen solchen Preiß kann man schon etwas wagen; kann man schon hingehen, das Brod des Lebens rohen und wilden Wesen zu reichen, von denen man für seine Bemühung doch das Gold, das Silber und die Edelgesteine, die im Schooße der Berge vergraben, oder im Sand der Bäche zerstreut liegen, bekömmt, und denen man nicht nur das Paradies in jener, sondern auch zugleich die Hölle in dieser Welt dadurch zuschanzen will, daß man sie gottseliger Weise von der Taufe hinweg in die Bergwerke bringt.

Sey dem indessen, wie ihm wolle; genug, bis dahin, daß die ursprünglichen Einwohner des Nordwesten von Amerika von freien Stücken oder mit Gewalt in den Schoos der Kirche einkehren, daß man dann Klöster stiften, und im Land überall Pfarreien vergeben kann, begnügt sich der Bischoff von Louisiana daran, daß er sein Amt im

Innern der Kolonie verwaltet. Und da in den Augen jedes guten Spaniers das Geistliche so weit über das Weltliche, wie die Seele über den Leib, und der Reiter über das Pferd erhaben ist; so gebührt sich auch wohl, daß die Nutzungen des Einen um ein Großes die Nutzungen des Andern übersteigen. Zu Folge dessen hat, nach einer richtigen und noch mäßigen Schätzung der Bischoff von Louisiana ein festgesetztes Einkommen von funfzehn tausend Piastern im Jahre, da hingegen der General-Statthalter nur sechstausend hat. Etwas Besseres ließe sich nicht erdenken. Uebrigens bedeutet jenes Einkommen noch wenig im Vergleich mit dem jährlichen Einkommen, das dem Bisthum der Havana beygelegt ist, und das sich auf sechzig tausend Piaster beläuft.

Die Geistlichkeit, deren Oberhaupt der Bischoff von Louisiana ist, und die sich dem Dienste dieser Kolonie geheiligt hat, besteht aus einigen Weltpriestern und einer Brüderschaft von Kapuzinern, die unter dem Charakter und Titel von Pfarrern in den Kirchspielen, die man im Lande in weiter Entfernung von einander gestiftet hat, den Kirchendienst versehen. Ein Pfarrer und dessen Vicarius sind hinreichend, eine Pfarre von funfzehn bis zwanzig franz. Meilen im Umfange zu versehen. Daraus kann man leicht schließen, daß ihre Amts-Verrichtungen entweder sehr mühselig, oder ziemlich unbedeutend seyn müssen; und sieht man das Land an, so ist der letztere Schluß weit mehr, als der erstere, auf die Herren anzuwenden. Taufen, Trauen, Begraben, und täglich eine oder ein paar Messen lesen, ohne beinahe jemals die Schornsteine von ihrem

Pfarrhof aus dem Gesichte zu verlieren, das ist alles, worauf sich ihre geistlichen Geschäfte erstrecken. Mehr erfordert auch die Andacht ihrer Eingepfarrten nicht; und weiter zu gehen, treibt sie so wenig ihre eigene Neigung, als ihre ganze Denkungsart. — Die Wahrheit zu sagen, die Formalitäten des Gottesdienstes werden hier gut oder schlecht, wie es kömmt, beobachtet, und der Grund, die Sache selbst, wird vernachläßiget; und in dieser Rücksicht geht es hier, wie an vielen andern Orten und in manchen andern Fällen, wo über Formalitäten die Sache verloren geht. Ueberhaupt ist der spanische Mönch unwissend, lasterhaft und voll Aberglaubens; und man findet hier bey der Geistlichkeit weder Kenntniße, noch Sitten, oder nur Anständigkeit, außer bey der kleinen Anzahl von französischen Weltpriestern, die der Klerisey dieser Kolonie beygesellt sind, die aber auch hier nicht leben können, ohne hin und wieder in Verdrüßlichkeiten mit derselben zu gerathen.

Neunzehntes Kapitel.

Justiz-Verfassung und Rechtspflege.

Bey der Gerichts-Verfassung, der Rechts-Pflege und den Justiz-Beamten wollen wir uns nicht lange aufhalten; aber doch nicht etwa, weil es eine undankbare, oder, eigentlich zu reden, unfruchtbare Materie wäre, sondern vielmehr das Gegentheil: eben weil es darüber nur zu viel zu sagen giebt, wollen wir uns desto kürzer fassen.

Die Rechts-Pflege, die man in diesem Lande eingeführt, und aus der spanischen Rechtslehre geschöpft hat, ist ein wahres Chaos, zumal für einen Ausländer, eine Verkettung von mißstimmigen Verhältnissen und Beziehungen, ein Wirrwarr von Kompetenz und Gerichtsbarkeit, eine Fabrik von Ungerechtigkeiten und Parteilichkeiten, und noch obendrein ein Geld-Schlund für die unglücklichen Privatleute, die in dieses krumm gewundene Labyrinth gerathen, aus dem sie sich, nach jahrelangen Beschwerlichkeiten und Mühseligkeiten, am Ende nicht anders heraus finden, als mit leerem Beutel, und mit einem Stoße von verlegenen, unverständlichen Papieren, welchem ziemlich oft noch ein Richterspruch angehängt ist, der weder Knopf, noch Stiel hat. Daher giebt es auch, glaub' ich, in der Welt kein Land, wo sich die Leute mehr vor Processen scheuen, als in Louisiana; und dies geht so weit, daß man sich, um nur nicht processiren zu müssen,

die mehresten Male lieber vergleicht oder seinen Streit von Schiedsrichtern entscheiden läßt. Allein in Erbschafts-Angelegenheiten kann dieses Auskunfts-Mittel nicht zugelassen werden. Geht jetzt ein Hausvater, nachdem er seine Angelegenheiten auf alle mögliche Weise noch so gut in Richtigkeit gebracht hat, mit Tode ab, so steht doch eine solche Familien-Verfügung in keinem Falle den Gerichten an, die so gleich, damit ja alles aufs beste von Statten gehe, die Erbschaft vor der Nase der Wittwe, der Kinder und des Testaments-Exekutors, wenn einer da ist, dadurch in Beschlag nehmen, daß sie alles, was zum Erbe gehört, versiegeln, worauf denn in der Regel allemal ein ganzer Haufe von andern Verrichtungen folgt, von denen immer eine noch geldsplitteriger wird, als die andere; und dies theils durch die vielfältigen Rubriken der Justiz-Bedienten, theils durch die äußerste Langsamkeit, mit der dieses alles zu großem Nachtheile der Erbschaft ins Werk gerichtet wird. Mit einem Worte, die Kniffe der Sportulierkunst sind hier so auffallend, und werden in allen Hinsichten so lästig, daß ich glaube, hier würde sich am Ende selbst der proceßsüchtigste Nieder-Normann aufs Maul schlagen, und aus einem eifrigen Apostel der Chicane in den unversöhnlichsten Feind derselben verwandelt werden.

Hieraus entsteht denn die Folge, daß die Gerichts-Verfassung eine Goldgrube für die Juristen in Neu-Orleans ist, wo die einzigen, in der Kolonie bestellten Justiz-Tribunalien ihren Siz haben, und wohin folglich alle Processe am Ende zum Verfahren und zur Aburtheilung

kommen. Da schwimmen also Richter, Gerichts-Beisitzer, Anwälde, Notarien, u. s. w. alle zusammen in tiefem Wasser, und alle kommen, nach Maaßgabe ihrer Posten, mehr oder minder geschwind, zu Vermögen. Zur Bestätigung hiervon wird ein einziges Beispiel genug seyn. Vor einigen Jahren ist in dieser Stadt ein gewisser Spanier gestorben, der so arm, wie Hiob, ins Land kam, der aber nicht so ängstlich gewissenhaft, wie Hiob, in dem Anwalds-Stande binnen Zeit von acht bis zehn Jahren ein wahrhaftig erstaunliches Vermögen zusammen zu bringen verstanden hat, und der vermuthlich diesen Schatz noch bey seinem Leben zur Erleichterung seines Gewissens dadurch vor Gott und der Welt rechtsgültig machen zu müssen dachte, daß er auf seine Kosten einige milde und gottselige Stiftungen machte, die nun vorhanden sind, und die, unter andern, in der hiesigen Pfarrkirche, in einer Erweiterung des öffentlichen Lazareths, und in einem Kloster bestehen, dessen Bau jedoch zu vollenden, er durch den Tod, der ihn mittlerweile übereilte, verhindert ward, und das nun seitdem in statu quo geblieben ist, weil seine Wittwe, die Erbin seines Vermögens, nicht zugleich Erbin seiner gottseligen Gesinnungen in diesem Stücke werden wollte. Sie hat also für dienlich befunden, lieber einen Proceß zu führen, als den Kloster-Bau fortsetzen zu lassen; und das ist genug gesagt, um dem Leser begreiflich zu machen, wie ansehnlich die Kosten dieses Baues gewesen seyn würden. Diese Wittwe hat, wie es heißt, ein Vermögen von mehr als einer Million Piaster, welche ihr wohlseliger Eheherr durch seine gründliche Erfahrenheit in der finstern Kunst der Chicane zusammen gebracht hat.

Unmöglich können wir das Muster und Vorbild aller Juristerey in diesem Lande mit Stillschweigen übergehen, diese amphibische Magistrats-Person, die wechselsweise bald im bürgerlichen Rathe der Themis, bald im Kriegsrathe des Mars sitzt, und in einer Hand die Waage der einen, in der andern das Schwerdt des andern trägt, den Helden vom Degen, den Sprecher im Gericht, und, mit einem Wort alles zu sagen, den Don Maria Niklas Vidal, Chavez, Fahavarri de Madrigal, y Valdez, bürgerlichen Statthalter-Lieutenant und Kriegs-Auditeur in den Provinzen Louisiana und West-Florida, Ober-Richter, ꝛc. ein ansehnliches Glied spanischer Jurisprudenz. Diesen großem Manne kömmt die Ehre zu, die ich ihm hiermit anthue, daß er schlechterdings der einzige ist, dessen Name und seltne Verdienste in meiner Schrift figuriren sollen. Aber großen Männern gebühren große Vorzüge; und wir machen billig bey so seltnen und ausnehmenden Vorzügen, wie die seinigen sind, eine Ausnahme von unsrer Regel zu Gunsten eines solchen Mannes, der allen jetzigen und künftigen Dandins *) unter allen Völkern zum Muster vorgestellt zu werden verdient. Für ihn, als einen Richter, der sich über das Gewöhnliche empor geschwungen hat, ist die Untersuchung einer Sache, und die Entscheidung derselben eine eigentliche arithmetische Finanz-Rechnung, in der er mit bewundernswürdiger Scharfsicht die Rechts-Gründe pro und contra addirt, subtrahirt, multiplicirt und dividirt, und sich unfehlbar auf die Seite derer determinirt, die seinem Geiste, zum

*) Bey'm Moliere.

endlichen Resultat, nicht etwa den richtigsten Quotienten, wohl aber das zahlreichste, und insonderheit das reellste Facit, welches sein Lieblings-Maaßstab ist, vor Augen legen. Als ein eifriger Parteigänger der monarchischen Regierung, hat er derselben eine so ehrfurchtsvolle und unterthänige Devotion gewidmet, daß das Bild des regierenden Herrn, auf eine kleine Metall-Platte geprägt, in seinen Augen ein geweihtes Götterbild ist, welches so mächtig seine Huldigung fordert, daß es in der Welt nichts giebt, was man nicht mittelst dieses, bis zu einem gewissen Punkte multiplicirten Zauberspiegels, bey ihm auswirken könnte.

Scherz bey Seite, um endlich ein Wort im Ernste von einem Manne zu sagen, der wegen seiner himmelschreienden Ungerechtigkeiten, wegen seines unersättlichen Golddurstes, wegen seiner tiefen Immoralität, wegen seines aufgeblasenen, auffahrischen, mürrischen, eigensinnigen und in allen Rücksichten unausstehlichen Charakters durchgängig verhöhnet und verabscheuet wird — des hohen Postens ungeachtet, den er bekleidet, den er aber schändet, und bey dem er sich gleichwohl, trotz der wider ihn so stark und nachdrücklich erklärten öffentlichen Meinung, seit einer Reihe von Jahren so glücklich behauptet, daß sein Name fast niemals in einer Privat-Gesellschaft genannt wird, ohne daß ihm dabey eines oder das andere expressive Schimpfwort angehängt würde, welches entweder den heftigsten Unwillen, oder die tiefste Verachtung ausdrückte. Bey ihm ist alles für Geld feil; Gewissen und Ehre sind in seinen Ohren Worte, die keinen Sinn haben.

Ihm werden tausend Streiche der Ungerechtigkeit und Raubsucht beygemessen. Er hat unzählige Familien in ihren Mitteln herunter gebracht, und den Grund ihres Vermögens ausgeschöpft. Dieser alte Wollüstling mit einer Affen-Physiognomie, ist eben so unzüchtig, als hämisch, als Mensch eben so lasterhaft, wie als Obrigkeit ungerecht; und da er in ledigem Stande alt geworden ist, so lebt er nun vor den Augen seiner Landsleute, die sich mit Recht an seiner Lebensart ärgern, und in einem Amte, worin er Anderen ein Beispiel guter Sitten geben sollte, offenbar mit einer französischen Mulattin, die er mit einem Theile seiner Räubereien bereichert hat.

So steht es, in der Kürze, um die Gerichts-Verfassung bey dieser Kolonie, und um die Verdienste der Handlungen hiesiger Justiz.

Was die Polizey anlangt, die in diesem Lande gehandhabt wird, so ist es wahrhaftig ein Jammer, und das gemeine Beste leidet darunter auf mehr als eine Weise. Die hohe Kabilde, (so betitelt sie sich selbst,) worin der General-Statthalter oder dessen bürgerlicher Lieutenant den Vorsitz führt, ist eine Art von Municipal-Kollegium oder ein Stadt-Rath, der aus zwölf Gliedern besteht, die man Regidoren oder Vorsteher nennt, die sich wöchentlich einmal versammeln, und höchstens drey Stunden lang eine Sitzung halten.

Zu den Geschäften dieses Kollegiums scheint alles zu gehören, wobey die gute Ordnung und die innere Ruhe

der Kolonie interessiret seyn kann; folglich sollte denn alles, was vor das Fach der allgemeinen und besondern Polizey gehört, Gegenstand seiner Wachsamkeit und Fürsorge seyn. Aber eigentlich zu reden, ist diese Versammlung, deren hohe Glieder weiter nichts sind, als bloße gemeine Pfahlbürger, die mit ein Paar hundert Piastern die Ehre erkaufet haben, in der Kabilde neben dem Herrn Statthalter zu sitzen, ohne alle weitere Absichten, und ohne sonst irgend eine andere Prätension, die über ihre Fähigkeiten gienge — diese so zusammengesetzte Versammlung, sag' ich, ist bloß eine Sache zum Staat, ein wahres Schattenbild von dem, was seyn sollte und nicht ist, ein Körper ohne Seele, der weiter keinen Antrieb zur Thätigkeit bekömmt, als der ihm vom Statthalter gegeben wird, und, kurz zu reden, ein fünftes Rad am Wagen. Diesem Antriebe zu Folge ernennt dieses Kollegium zu Ende jedes Jahres für das folgende Jahr einen Syndikus (Procureur-Syndic) und zwey Alkaiden, die wechselsweis aus der Bürgerschaft der Stadt oder aus den Bewohnern der umliegenden Gegenden genommen werden, Spanier und Franzosen. Dem Syndikus liegt ob, der Kabilde seine Bemerkungen und Vorschläge in Betreff des öffentlichen Besten mitzutheilen; eine Funktion, deren er sich gewöhnlicher Weise mit eben so vieler Würde und Einsicht entledigt, als man billiger Weise von einem Manne erwarten kann, der sich besser schickt, eine Elle zu handhaben, oder das Facit eines Partikular-Interesse von zwanzig pro Centen zu berechnen, als das allgemeine Interesse eines Landes zu erörtern. Und die beiden Alkaiden sind angewiesen, die Polizey der Stadt zu handhaben und bevollmächtigt, die

Rechtshändel und andere Streitigkeiten, die vor ihrem Richterstuhl anhängig werden, abzuurtheilen; und zwar nach dem schriftlich verfaßten Gutachten eines Rechtsgelehrten, deren jedesmal ein Spanier ist und Gerichts-Beisitzer genannt wird. Nach diesem Gutachten ist der Herr Pfahlbürger Alkaide, als ein Richter von ganz neuer Art, verbunden, sich gänzlich und blindlings zu richten, — und dies bey seiner persönlichen Verantwortung, und auf die Gefahr hin, als Gegen-Partey angesehen zu werden, wenn er davon abgehen, und nach seinem Kopfe verfahren will. Es fällt also in die Augen, daß die Herren jährlichen Alkaiden, die man aus ihren Kramläden oder Niederlagen holt und mit alle dem Prunk der Macht, mit dem sie bekleidet werden, an die Spitze ihrer Mitbürger stellt, weiter nichts seyn können, und wirklich auch weiter nichts sind, als Puppen, die zur Schau vor den Augen des Volkes aufgestellt werden; daß aber die wahren und wirklichen Richter über alle Sachen, welche vor ihr Tribunal kommen, die spanischen Beisitzer oder Justiz-Räthe sind, deren bloßes Gutachten bey ihnen für ein Urthel gilt, und die, hinter dem Vorhange versteckt, jene ehrwürdigen Karten-Puppen in Bewegung setzen und agiren lassen. Am Ende gemahnen sie mich so gut, als die mehresten ihrer würdigen Kollegen und neufabricirten Magistrats-Personen, in ihrem erborgten Stande, mit ihrem schwarzen Rock und ihrem Degen an der Seite, ungefähr so, wie der berühmte Statthalter auf der Insel Barataria *); sie sind eben so unwissende Richter, wie dieser, aber nicht

*) Sancho Pansa im Don Quixotte.

einmal so gescheid, und insonderheit nicht so bescheiden, wie er. Doch in alle dem herrscht von Seiten der spanischen Regierung eine geheime Politik, die den Augen mancher Beobachter nicht entgehen kann, und die für alle Uebrigen ins Dunkel gehüllt bleibt; eine wahre Spiegelfechterey und weiter nichts.

Eine zwingende Gewalt, die eigentlich Werkzeug und Stütze der Polizey seyn muß, giebt es hier nicht, wenigstens nicht eine specielle. Man hat da noch keine militärische, zu Erhaltung guter Ordnung und öffentlicher Sicherheit ausschließlich bestimmte militärische Mannschaft eingeführt. Bloß einige Soldaten und Bürger-Patrouillen in der Stadt, und dergleichen von Einwohnern auf dem platten Lande sind bisher zu dieser wichtigen Absicht gebrauchet worden, die sich aber beide, die einen so gut wie die andern, nur gar saumselig, und nur dann und wann ruckweise damit abgeben, als Leute, die nicht verpflichtet und von Berufswegen dazu verbunden sind. Daher werden denn auch in einem solchen Lande, wie dieses ist, bey dessen geringer Bevölkerung die Mißbräuche, die immer anderwärts Folgen von einer zahlreichen Bevölkerung sind, gar nicht vorkommen sollten, und wo jeder Proprietär das Recht hat, in seinem Haushalt und über die ihm unterworfenen Wesen bis zu gewisser Gränze eine eigene, zu dem Zwecke, sie in Ordnung zu halten, dienliche Privat-Polizey zu handhaben, zuweilen abscheuliche Verbrechen begangen, die aus einer Menge von Unordnungen entstehen, welche lediglich dem Mangel an allgemeinen Polizey-Anstalten ankleben.

An den Ecken beinahe aller Kreuzwege in der Stadt und Vorstadt sieht man nichts, als immer offen stehende Wirthshäuser, wohin weißes und schwarzes, freies und leibeigenes Lumpengesindel, ohne Unterschied mit einander vermengt, die Frucht seiner Spitzbübereien bringt, und sich mit berauschenden Getränken überladet; und nicht weit davon elende Winkeltanz-Häuser, schmutzige Tabagien, wo auf einer Seite der Vater, und auf der andern der Sohn, ohne sich Zwang anzuthun und eine Heimlichkeit daraus zu machen, so wie ohne sich zu schämen, hingehen, der Neigung zum Spiele nachhängen, und ihre mäßigen Mittel mehr oder weniger entkräften, oder sich auch ernidrigen, und ohne alle Ordnung, ganze Nächte durch, mit einem Schwarme von safrangelben oder ganz schwarzen Manns- und Weibsleuten, mögen sie frey oder Sklaven seyn, herumtanzen. Es ist da ziemlich mitten in der Stadt das berufne Haus Coquet, in dem alle dergleichen Gelage seit mehreren Jahren ohne Scheu und so öffentlich gehalten werden, daß die dreyfarbigen Bälle, die da gegeben werden, (ohne des Spieles zu gedenken, welches bloß ein wenig mehr unter der Hand vorgeht,) gar keine Heimlichkeit sind, ja daß ich sogar mehrmals gedruckte Ankündigungen davon, mit ausdrücklicher Bewilligung des oben bereits gepriesenen bürgerlichen Herrn Statthalters Don Maria Niklas Vidal, an den Straßenecken angeschlagen gefunden habe.

Die Bäcker und andere monopolistische Krämer, welche sich unstreitig mit den Herren verstehen, die zu Handhabung der Polizey gesetzt sind, treiben die Aufkäuferey

mit Mehle von allerley Güte, das im Frühjahre auf dem Strom aus Kentuky und den benachbarten Kantonen herab kömmt, das sie im Ganzen mit vier bis höchstens sechs Piastern die Tonne bezahlen, und das sie ein paar Monate hernach im Kleinen doppelt so theuer wieder verkaufen. Noch weiter treiben die Bäcker besonders ihre Unverschämtheit, sie verkaufen freventlicher Weise Brod, das aus jenen unter einander gemengten, guten und schlechten Mehl-Arten zusammen geknetet ist, und das höchstens nur zwey Drittel von dem im Orts-Tarif bestimmten, und sogar im öffentlichen Blatt eingerückten Gewicht hält. Daher denn, zum Beispiele, gegenwärtig, wo in gedachtem Tarif das Brod für einen Escalin (oder zwölf und einen halben franz. Sous) zu sechs und vierzig Unzen (ungefähr 3 Pfund) fest gesetzt ist, ein solches Brod, wie es der Bäcker ans Publikum verkauft, wirklich nur etwa acht und zwanzig Unzen (1¾ Pfund) wiegt. Folglich ist es kein Wunder, daß diese Leute hier in der Geschwindigkeit auf Kosten dieser und jener zu Vermögen kommen. Eben so machen's die Fleischhauer, die Wirthsleute, u. d. gl. die auch von den Polizey-Bedienten, denen diese privilegirten Diebe, (wohl zu verstehen,) die Hände zu schmieren bedacht sind, geradehin öffentlich unterstützet werden.

Auf dem Lande kommen solche grobe Mißbräuche, wie in der Stadt, nicht vor, oder sind da wenigstens bey weitem nicht so alltäglich; und einige Kneipschenken oder schlechte Billard-Stuben abgerechnet, die weit von einander längs der beiden Strom-Ufer hin, und in den vom Strom entfernteren Kantonen liegen, wo einige Pflanzer

und Handwerksleute an Festtagen zusammen kommen, eines Theils, um da zu spielen, und andern Theils, sich ein Räuschchen zu trinken, finden sich da keine solchen Gelegenheiten, sich in Schulden zu stürzen, wie in der Stadt. Jedoch fällt von Zeit zu Zeit eine Dieberey, ja sogar ein Mäuchelmord vor, besonders in den abgelegenen Pflanzstätten, wohin sich viele schlechte Kerle flüchten, weil sie da nicht so scharf beobachtet werden, wie anderwärts.

Zwanzigstes Kapitel.

Sitten und Gebräuche. Bemerkungen über die ursprünglichen im Lande lebenden Einwohner.

Es giebt hier zu Lande viererley Menschen-Arten, oder vielmehr viererley Varietäten des menschlichen Geschlechtes, und diese bestehen aus Weißen, aus Mulatten oder Mestizen, aus Negern, und aus ursprünglichen Landes-Eingebornen. Die drey ersteren sind Unterthanen der spanischen Regierung, und aus ihnen besteht die Masse der Kolonisten; die letztere lebt unabhängig von dieser Regierung, und erkennt Niemanden über sich, als ihre eigenen Häuptlinge.

Wir wollen unsere Beschreibung mit den Natur-Menschen anfangen, die der Herkunft nach die ersten und ältesten im Lande sind, die hier ursprünglich zu Hause gehö-

ren, und die auch übrigens einen isolirten Gegenstand ausmachen, den wir vor allen Dingen kennen lernen müssen, ehe wir zu denen kommen, die mit einander zusammenhängen, und die auch mit meinen ganzen übrigen Bericht in unmittelbarer Beziehung stehen.

Die mancherley wilden Nationen, oder eigentlicher zu reden, die Völkerschaften, die in diesem Lande und in den nächst anliegenden Orten leben, die hauptsächlichsten, oder wenigstens diejenigen, die wegen der Nachbarschaft ihrer Wohnsitze, und wegen sonst jedes andern Verhältnisses das meiste Verkehr mit der Kolonie haben, sind die Schis, die Osagen, die Arkansas, die Tonikas, die Tuanaschas; nach dem obern Theile des Stromes hin die Umas, die Bayagulas, die Putuksis, und insonderheit die Tschaktas; unterhalb der ersteren und in den weitläufigen Kantonen, die mit dem Nieder-Theile der Kolonie benachbart sind, die Alimabons, die Mobilier und die Talapussen in verschiedenen Strichen von West-Florida und nach den Küsten des mexikanischen Meerbusens zu. Das Benehmen dieser Menschen gegen einander, und die Gesellschafts-Bande, in denen eine Völkerschaft mit der andern steht, (denn genau zu reden, sind sie Barbaren in dem uneigentlichen Sinne, den man mit diesem Worte zu verbinden pflegt, und nicht Wilde,) lassen sich mit keiner sonst bekannten Regierungsform vergleichen. Und giebt es ja noch eine, von der ihre Staatsverwaltung eine Art von Nachbilde darbieten kann, so ist es die bey den alten Deutschen, ehe die Römer sie unterjochet und civilisiret hatten. Die Alten und die ansehnlichsten Fami-

lien-Väter sind nicht so wohl ihre Oberhäupter, als vielmehr bloß ihre Lehrer und Rathgeber, von denen sie sich bey weitem weniger auf dem Wege der Autorität, als durch Ueberredung leiten und lenken lassen. In Kriegsfällen folgen sie freiwillig einem militärischen Anführer, dem sie, so lange der Feldzug währt, bis zu einem gewissen Punkt untergeordnet sind, nicht aus blindem und bloß leidendem Gehorsam, sondern von freyen Stücken und durch gemeinschaftliche Einwilligung; und selbst diese Einwilligung ist bloß Folge von dem Zutrauen, welches sie in seine Einsicht und Geschicklichkeit setzen, und von der Nothwendigkeit, in der sie sich alsdann befinden, beisammen zu bleiben und einmüthig zu handeln, um in ihren Unternehmungen nicht zu scheitern. Uebrigens macht das Recht der Wiedervergeltung die Fundamental-Basis des politischen, bürgerlichen und peinlichen Gesetzbuchs dieser mancherley Völkerschaften aus; und dieses vollstrecken sie auch nach der Strenge unter einander, eine Nation gegen die andere, eine Familie gegen die andere, und ein einzelner Mann gegen den andern.

Ihre hauptsächlichsten Wohnsitze sind eine Art von kleinen Dörfern oder eigentliche Weiler, d. i. ohne Ordnung zerstreut liegende Häufchen von Hütten, die nicht nur ohne alle Kunst, sondern auch ohne große Mühe aufgeführt sind. Darinnen lebt und wohnt ein Theil von ihnen; andere errichten ihre Behausung an einigen Ecken bey den Ländereien, die sie obenhin bauen; und noch andere endlich streifen in den Wäldern herum, und beschäftigen sich mit der Jagd, welche überhaupt die Lieblings-Nei-

gung dieser Völkerschaften ist. Aber ihre Vereinigungs-Punkte, wo sie alle zusammen kommen, sind doch immer die gedachten Dörfchen.

Die Mobilier-Sprache ist die Muttersprache des Landes, aus der alle die mancherley Mund-Arten herstammen, deren sich diese verschiedenen Völkerschaften bedienen, und mit deren Hülfe sie alle einander verstehen und sich mit einander besprechen können. Es sind zwar die meisten Wörter, aus denen diese Mund-Arten bestehen, mit Selbstlautern untermischt, und haben keine überflüssig verdoppelten Mitlauter, sind auch daher nicht hart und rauh zu hören, scheinen es aber doch in dem Munde der Wilden durch ihre dumpfige, unartikulirte, aus der Kehle kommende Sprech-Art zu werden. Was daher die Wörterbücher oder Sammlungen von einzelnen Wörtern aus diesen Mund-Arten anlangt, die bis heutigen Tag in Frankreich, in England, in Spanien, oder anderwärts herausgekommen sind; so ist alles, was ich davon mit der größten Gewißheit sagen kann, daß man ihnen fast gar keinen Glauben beymessen, und ihnen auf keine Weise trauen darf, weil die Art und Weise, wie dergleichen Wörter ausgesprochen, und folglich in jeder europäischen Sprache geschrieben werden, von einander verschieden ist, und mehr oder weniger von der wahren Aussprache abweicht, und weil, die Sache beim rechten Namen zu nennen, ein solches Register von ungewissen und einzelnen Wörtern bloß Nahrung einer eiteln Neubegierde, aber ganz und gar keine Sache von reellem Nutzen ist.

Während des Winters sieht man in der Kolonie unterschiedliche Rotten solcher ursprünglichen Landes-Einwohner herum streifen, wo sie haufenweis in der Stadt und den umliegenden Gegenden zusammentreffen, ob sie gleich nach den Völkerschaften, denen sie angehören, verschieden, und sonst von einander abgesondert sind. Zu dieser Jahreszeit finden sich die mancherley Horden von Wilden in dem Hauptorte der Kolonie ein, um daselbst von der spanischen Regierung die Geschenke zu empfangen, die sie ihnen jährlich zum Zeichen der Eintracht und des guten Vernehmens macht, und die, wie wir oben bereits gesagt haben, in einigen nicht viel kostenden Effekten, besonders in wollenen Decken, in Jagdflinten, Pulver und Bley, in Zinnober und anderen geringfügigen Sachen bestehen. Jede Rotte hat außerhalb der Stadt auf dem Lande ihr Quartier, welches in kleinen Feldhütten besteht, die mit einigen Bären- und Rehhäuten, oder mit Blättern vom sogenannten Latanien-Baume, (den sie ohne große Mühe ziehen,) zugedeckt, und so nachläßig aufgeschlagen sind, daß diese plumpen Wesen, diese rohen Kinder der Natur dadurch nur zum Theile von der ungestümmen Witterung geschützt werden. Den ganzen Tag über laufen sie, einer wie der andere, in der Stadt und in den Plantagen herum; und des Abends kommen Männer, Weiber und Kinder wieder zu ihrem Feldlager. Ihre gewöhnliche Beschäftigung, oder vielmehr das Geschäfte der Weiber besteht zu selbiger Zeit darin, daß sie allerley kleine Arbeiten von Binsen, Schilf oder Latanien-Blättern machen, die zu häuslichen Bedürfnissen zu brauchen sind, als Hebekörbe, Handkörbchen, Futterschwingen, Siebe, u.

d. gl. welche sie an die Kolonisten verhandeln. Die Männer schießen einige kleine Stücke Wild, trinken Tasia, nach dem sie überaus begierig sind, oder bleiben da, thun nichts, und kauern sich, wenn es kalt ist, bey einem kleinen Bratrost, oder an der Sonne, und wenn die Witterung mild ist, im Schatten nieder.

Die gewöhnliche Kleidung besteht bey Männern und Weibern in einer wollenen Decke, die sie sich über die Schultern werfen und um den Leib schlagen, und in einem Stücke groben Zeuches, mit denen sich die Männer bloß oben die Hüften decken, und aus denen sich die Weiber eine Art von kurzem Unterrocke machen, der ihnen bis an die Knie geht. Die Vornehmsten unter ihnen tragen einige Zierrathen, die ihnen eigen sind, als mit Muschelschaalen besetzte Gürtel, wollene oder Leder-Hosen, die ihnen von der halben Hüfte herunter bis ans halbe Bein reichen, und die sie Mitassen nennen, Bleche, Halskragen, Fingerreife, oder Messing-Drat, womit sie sich Hals, Brust, Ohren, Nasenspitze, und sogar die Lippen besetzen, eine Art von Sturmhauben, die mit großen Federn besetzet ist; und um sich schön oder furchtbar zu machen, malen sie sich das Gesicht mit Strichen von allen Farben auf Zinnober Grunde. Dieses giebt ihnen denn, verbunden mit den bläulichen Queer- und schneckenförmigen oder andern ihrer Haut eingedrückten Streifen, bey ihrem übrigen Aufzug, eine Maskeraden-Miene, die zu der Karnevals-Periode, als der Zeit, wo sie hier am häufigsten anzutreffen sind, ziemlich passend ist.

Die Männer sind Leute von mittlerer Größe bey einigen Völkerschaften, und bey anderen über Mittel-Größe. Die Weiber sind ziemlich durchgehends mehr von stärkerm, kurzem und untersetztem Glieder-Bau. Ueber die Maaßen dick und fett sind diese Menschen nicht, aber auch nicht dürr und mager; sie haben Knochen von gehöriger Stärke, und ihr Körper-Bau ist ziemlich fest. Sie haben fast allesammt muskulöse und kräftige Beine. Ihre Gesichtszüge sind ungemein sprechend, besonders bey den Männern; und dabey haben sie gleichwohl gemeiniglich eine Miene von Aehnlichkeit unter einander, oder doch wenigstens einen charakteristischen und auffallenden Zug, den man deutlich wahrnimmt, und der sich nicht wohl genau beschreiben läßt. Sie lassen sich zwar keine Sorge, keinen Kummer zu Herzen gehen, indem der Umkreis ihrer Gedanken äußerst beschränkt ist oder zu seyn scheint; aber man glaubt doch in dem Ganzen ihrer Physiognomie, wenigstens wenn sie nicht vom Getränk erhitzet sind, ein tiefdenkendes, und zugleich ein schwermüthiges Wesen wahrzunehmen. Die Farbe ihrer Haut kömmt der Farbe der Mulatten nah, und ist nach Maasgabe des Alters, des Geschlechts und der Nation kupfergelb oder minder farbig; wie denn bey Weibern und Kindern die Farbe nicht so dunkel ist, wie bey den Männern, und gewisse Völkerschaften durchgehends minder dunkle Gesichter haben, als andere. Ihre Haare, die sie zum Theile verschneiden, sind bey manchen, wie schwarzer Agatstein, hart, steif und dick; bey anderen sind sie das alles weniger, und bleichen sich nur selten und spät im höchsten Alter. Ihre Zähne sind stark und stehen in festen Kinnladen. Die Männer haben von Natur nicht

viel Bart, (sind aber nicht schlechterdings unbärtig,) und reißen sich die wenigen Barthaare, die sie haben, selbst aus. Daher hält es hier schwerer, wenigstens für uns, einen alten Mann unter ihnen nach den drey Merkmaalen, des Bartes, der Haare und der Zähne zu kennen und zu unterscheiden, als bey den Weißen oder bey den Negern; und von hohem Alter findet man an ihnen weiter keine in die Sinne fallenden Kennzeichen, als die Krümmung des Leibes und das Wanken der Kniekehlen.

Diese beinahe nackenden Geschöpfe, welche mitten in einer zuweilen strengen Witterung, wo sie eine kalte und regenvolle Nacht hindurch in kleinen Hütten voller Rauch, die mitten auf dem freien Feld aufgeschlagen sind, und in die von allen Seiten her nicht nur der eiskalte Nordwind, sondern auch oftmals der Regen eindringt, Mangel an allem leiden, indem sie, eigentlich zu reden, wie die Thiere, in den Tag hinein von dem leben, was sie so eben finden können, (wie sie denn auf ihren Vagabunden-Streifereien nicht den geringsten Reserve-Vorrath bey sich haben,) können uns nicht anders vorkommen, als wie höchst unglückliche Wesen, welches sie auch in unsern Augen wirklich zu seyn scheinen; und doch sind sie es in ihren eignen Augen nicht, wenigstens nicht so sehr, als wir es uns vorstellen.

Hieran hat bey ihnen entweder gänzlicher Mangel an aller Bekanntschaft mit den Freuden, die mit dem Leben in einer bürgerlichen Verfassung verbunden sind, oder vielmehr der ihnen angeborne Widerwille gegen diesen Zustand

Schuld, indem sie sich vor den Verbindlichkeiten und dem Zwange scheuen, die eine solche Verfassung den Menschen auflegt; und ihr natürlicher Hang zu dem herumschweifenden und unzuverlässigen Leben, das sie führen, und an das sie überdies von Kindesbeinen gewöhnt werden, erstickt allem Anscheine nach bey ihnen das Gefühl der Leiden, die einer solchen Lebens-Art ankleben, oder entschädigt sie auch wohl durch manchen Genuß, der zwar über unsere Begriffe geht, der aber darum für ihre Sinne nicht minder reell ist. Und im Grunde dürfte doch wohl am Ende das Resultat herauskommen, daß auf beiden Seiten, im Stande der Wilden so gut, wie in der gesellschaftlichen Verfassung, alles gegen einander aufgeht, (so weit es dabey auf individuelle Glückseligkeit ankömmt, versteht sich, und nicht in allen übrigen Folgerungen, die sich aus beiderley, einander so ganz entgegen gesetzten Zuständen herleiten lassen,) denn wir sehen ja, daß mitten unter uns der Wilde eben so wenig geneigt ist, sich zu unseren Sitten und Gewohnheiten zu bequemen, als der policirte Mensch, in der Hütte eines solchen Wilden, eine Neigung fühlt, die Lebens-Art desselben zu ergreifen, und sich dessen gänzliche Sorglosigkeit eigen zu machen. Noch abzurechnen den Unterschied, daß wir sogar Ausnahmen von dieser General-Regel in dem Uebertritt einiger Einzelnen aus der civilisirten Verfassung ins Leben der Wilden, aber noch keine Ausnahme im umgekehrten Gange, keine Vertauschung des letztgedachten Zustandes gegen erstern erlebt haben. Auch nicht zu vergessen, daß der Selbstmord, diese gewaltsame und verzweiflungsvolle That, die der Ueberdruß des Lebens und die drückende Last des Unglücks erzeu-

gen, bey den gesitteten Völkern ziemlich gemein ist, da hingegen die Wilden, so zu sagen, nicht das mindeste davon wissen.

Zudem sind diese Menschen so frey und unabhängig, als es zu seyn jemals möglich ist; und dies ist doch gewiß ein Gut, welches schon großen Uebeln die Waage hält. Allein diese Freiheit, diese Unabhängigkeit, auf die sie einen so mächtigen Werth zu setzen scheinen, spornt sie so wenig zur Arbeit, daß sie sie eher noch mehr davon abwendig zu machen scheint. Jagd ist, wie gedacht, ihre liebste Beschäftigung, in wie fern sie ihrer Trägheit und ihrer Neigung zum Herumschweifen zusagt; und Ackerbau dagegen ist für sie ein Gegenstand des größten Widerwillens. Sie überlassen ihren Weibern, die freiwillig oder gezwungener Weise viel arbeitsamer sind, als sie selbst, die Sorge für die wenig bedeutenden Pflanzungen von türkischem Weizen und andern Lebensmitteln, welche sie bey wieder eintretendem Frühling auf dem Territorium ihrer Völkerschaften anstellen. So sind die Weiber auch genöthigt, den Männern auf ihrer Karawanen-Reise ihr Reise-Geräthe, Säcke, Körbe, u. s. w. zu tragen, und dabey zugleich ihre Kinder, die diese unglücklichen Geschöpfe noch an der Brust haben, auf den Rücken zu buckeln, wobey denn manche, unter das Gewicht ihrer Last gebeugt, noch obendrein allerley Beschwerlichkeit von zwey bis drey größeren Kindern haben, die sie bey sich her laufen lassen; da indeß die Männer gravitätisch vor ihnen her mit leeren Händen und flinkem Rücken wandern, oder höchstens eine elende Flinte und ein Säckchen voll Pulver und

Bley, nebst einigen Blaseröhren tragen, indem ihr Gesicht herrlich mit Zinnober angestrichen, und der Kopf mit possierlich zusammen geordneten Federn bekränzet ist. Nach der Art wie diese Männer gegen ihre Gattinnen verfahren, ließe sich, wie es scheint, bey den Wilden noch leichter, als bey den gesitteten Völkern, in Ansehung des Verhaltens der Männer gegen die Weiber das Axiom anwenden: Das Gesetz haben die Stärkeren gemacht.

Sey dem, wie ihm wolle, so sind diese Männer, so sehr sie auch Müssiggänger im höchsten Grade, so rauh und hart sie in der Behandlung ihrer Weiber, so rachgierig sie gegen Jedermann, so sehr sie Bettler bis zur Ueberlast, so begierig sie nach hitzigen Getränken, und folglich Trunkenbolde, so wenig sie von allen Seiten betrachtet, fähig sind, zum Stande der Civilisirung zu gelangen, theils wegen des natürlichen Triebes, der sie diesem Stand abgeneigt macht, theils wegen ihres wenigen Verstandes; so sind sie doch gleichwohl, überhaupt zu reden, bey allen ihren Lastern und Mängeln keinesweges schadenfrohe und von Grund aus bösartige Wesen, eine einzige Völkerschaft auszunehmen, die ihren Wohnsitz in der Nachbarschaft der St. Bernhards-Bay nach den Gränzen von Louisiana und Neu-Mexiko zu hat; die, wie man sagt, ausnehmend grimmig ist, und sogar aus Menschenfressern besteht, mit der aber die hiesige Kolonie nicht das mindeste zu thun hat. Ich rede hier bloß von denen, die mit der spanischen Regierung in Verbindung stehen, und die man gewöhnlicher Weise in der Kolonie zu sehen bekömmt, von der sie einige innere, und rings um die von den Kolonisten ange-

bauten Ländereien her benachbarte Gegenden bewohnen, besonders von den Tschaktas. Bey diesen ist ein mit Gold oder Waaren beladener, mitten in ihren Dörfern, (so lange sie nicht etwa von der Trunkenheit zu einer Unthat hingerissen werden,) viel sicherer, als er es mit solchen Effekten in vielen Marktflecken und Gasthöfen unserer policirtesten Gegenden in Europa seyn würde. Er wird da freundlich, ohne den mindesten Eigennutz von irgend einer Art, und sogar mit einem gewissen Diensteifer in den Weilern aufgenommen, von denen die am nächsten mit Neu-Orleans benachbarten der Nation oder Völkerschaft der Tschaktas gehören, welche ihre vornehmsten Wohnplätze einige und vierzig franz. Meilen weit von der Stadt jenseits des Pontchartrain-Sees im Innern von West-Florida hat.

Die Plage der Kinderblattern, und der Genuß hitziger Getränke, von denen ihnen die eine ihrer äußersten Unvorsichtigkeit und Nachläßigkeit zur wahren Pest gereicht, und die andern des Uebermaaßes, mit dem sie solche genießen, ein eigentliches Gift ist, kurz, der Zutritt der policirten Völker und das Verkehr mit ihnen haben das Ihrige reichlich beigetragen, die Zahl dieser ursprünglichen Einwohner des Landes ungemein zu verringern. Diese Entvölkerung ist so groß, daß es ganze Völkerschaften giebt, die, (wie, zum Beyspiele, die Uaschas-Nation, welche vor diesem an dem Ufern des Sees dieses Namens seßhaft war,) schon völlig verschwunden sind, indem sie theils durch Krankheiten, durch Völlerey, und überhaupt durch die Folgen von ihrem Verkehr mit den

Europäern zu Grunde gerichtet und vertilget, theils auch wohl noch unter andere Völkerschaften zerstreuet sind. Uebrigens ist unter andern die Nation des Tschaktas, die zahlreichste von allen denen, die noch in dem Umkreise der Kolonie leben, nicht um den vierten Theil mehr so stark, wie sie vor etwa hundert Jahren, als der Epoche der Stiftung hiesiger Kolonie war, und wird vielleicht in gleichem Zeit-Verlaufe gar nicht mehr vorhanden seyn. Man schätzt die jetzige Bevölkerung höchstens noch auf funfzehn bis achtzehn tausend Seelen.

Wenn ich sage, der Eintritt der policirten Völker und das Verkehr mit denselben haben auf allerley Weise die Entvölkerung hiesiger Länder verursachet, und die Zahl der ursprünglichen Einwohner der Neuen Welt, (die wir, mit einem Mißbrauche des Ausdrucks, Wilde nennen, und die das in der That nicht sind,) ungemein geschwächt, so ist dieses eine so bekannte Wahrheit, daß man gar nicht weiter nöthig hat, dieselbe durch neue Beobachtungen zu ihrer Begründung, oder durch Thatsachen zum Beweise zu demonstriren. Und ich glaube sogar mit gutem Grund hinzusetzen zu dürfen, daß außer alle dem, was übrigens mit der allgemeinen Ursache, die ich hier angegeben habe, zusammen hängt, schon der bloße Einfluß der neugeschaffenen Bedürfnisse, zu denen der policirte Mensch den Wilden gewöhnt, allein hingereicht haben würde, mit der Zeit eine solche Entvölkerung herbeyzuführen, wenn sie nicht überdies noch durch das Zusammentreffen so mancher anderer besonderer Ursachen beschleuniget worden wäre.

Diese mancherley Völkerschaften zu civilisiren, wäre, wie mich dünkt, und wie ich auch schon oben gesagt habe, ein Unternehmen, das überaus schwierig wäre, überaus langwierige Mühe erfodern, und doch vermuthlich unausführbar gefunden werden würde; und die einzigen Handels-Verhältnisse, worin die Kolonie mit ihnen steht, belaufen sich bloß auf etwas Pelzwerk und andere nicht viel bedeutende Dinge, die sie ihr liefern.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Bemerkungen über die weißen Kreolen.

Von den drey Menschen-Klassen, die in der Kolonie wohnen, und die unter der spanischen Regierung, deren Unterthanen sie sind, eigentlich das Land geltend machen, sind die Weißen, aus denen die Herren-Klasse besteht, die vornehmste.

Die Weißen, die in hiesiger Kolonie seßhaft sind, bestehen größtentheils aus Kreolen oder solchen, die im Lande gebohren sind; und die Uebrigen, in geringerer Zahl, sind, wie oben schon bemerket worden, ein Gemische von Franzosen, Spaniern, Teutschen, Amerikanern, und einigen andern Ausländern.

Die Kreolen in Louisiana, Männer und Weiber, sind

durchgehends von Mittel-Größe und ziemlich gut gestalteter, jedoch mehr stämmiger, als schlanker Bildung; zwar wenig farbig, aber doch nicht bleich (teint plombé). Sie sind eher blond, als braun, (ausgenommen eine kleine Anzahl Kreolen in der Stadt, die von spanischen Vätern abstammen,) und ihre, in der Kindheit durchgängig blonden Haare bleiben auch hernach blond, oder werden kastanienbraun.

Die Weiber in diesem Lande, die man zu der Zahl derer rechnen kann, welche von der Natur vorzüglich begünstiget sind, haben eine Haut, die zwar nicht blendend weiß, aber doch schön genug ist, um ihnen einen Reiz mehr zu geben; Gesichtszüge, die zwar nicht ganz regelmäßig sind, aber doch ein angenehmes Ganze bilden; einen ziemlich artigen Hals; einen Wuchs, der Kräfte und Gesundheit ankündigt; und, was ihnen vorzüglich eigen ist, und wodurch sie sich vortheilhaft auszeichnen, lebhafte und sprechende Augen, wie auch prächtige Haare.

So steht es ungefähr mit dem Aeußerlichen der hübschen Weiber dieses Landes, das ihrer eben nicht überflüssig viele liefert, und in dem übrigens die Schönen sehr selten sind. Was den gemeinen Haufen vom weiblichen Geschlechte betrifft, so kann man der Mühe, ihrer besonders zu gedenken, überhoben seyn; es sind Weiber, und das ist alles. Unter einer Gesellschaft von zwanzig jungen Weibern oder Mädchen kann man die mehresten Male ihrer zehn antreffen, die weder hübsch, noch häßlich sind, fünf Häßliche, vier Artige, und kaum eine Schöne. Uebri-

gens findet man hier zu Lande bey den Weibern insgemein nicht viel guten Anstand, nicht viel Annehmlichkeiten, nicht viel von dem gewissen ich=weiß=nicht=was, das sich zwar sehr gut empfinden, aber nicht beschreiben läßt. Nächstdem haben die hiesigen Weiber meistens eine kreischende, gellende Stimme, die dem schönen Geschlecht übel ansteht, und für ein Ohr, das ihrer nicht gewohnt ist, nichts weniger als einnehmend klingt. Hierbey ist noch zu bemerken, daß die Physiognomie, dieser Spiegel der Seele, bey beiden Geschlechtern mehr ehrliche Einfalt, als Herzens=Güte, mehr Dünkel, als Hochmuth, mehr Schlauigkeit als durchdringenden Verstand ankündigt, und insgemein weder geistreich, noch sonst auszeichnend ist. Im Uebrigen sieht man bey hiesiger Kolonie wenig Kreolen vom männlichen und weiblichen Geschlechte, die mit Leibes=Gebrechen behaftet, lahm, bucklich, u. s. w. wären. Aber beide Geschlechter verlieren, wie wir schon oben, wo die Rede vom Klima war, angemerkt haben, leicht bey guter Zeit die Zähne; und manche unter ihnen werden mit Haut=Krankheiten, als Flechten, Krätze, und sogar mit dem Aussatze befallen, lauter Anstöße, die man, wie die Leute sagen, vor dem Aufenthalte der Spanier im Lande gar nicht gekannt hat.

So viel vom Physischen. Was das Moralische anlangt, so ist davon noch viel mehr zu sagen. Einige vorläufige Bemerkungen, die dahin gehören, werden uns näher zur Untersuchung und Entwickelung dieses Gegenstandes führen.

Louisiana ist vom ersten Anfange her bis auf heu=

tigen Tag beständig ein mehr oder weniger armes Land gewesen, und dies wird es auch, im Ganzen betrachtet, immer bleiben — und dies theils wegen der wenigen Mittel, die der sumpfige Boden desselben darbietet, indem es, da nur mäßige, einzeln hier und da zerstreut, oder in enge Gränzen eingeschlossene Striche Landes giebt, welche bewohnet und angebauet werden können, theils auch wegen seiner, dem Handel nach dem Auslande nichts weniger als günstigen Lage, in der tiefsten Abgelegenheit des merikanischen Meerbusens, jenseits nicht recht sicherer Striche der See hin, dabey auch von einem gefährlichen Zugange, wo es überdies nur eine einzige Handels-Niederlage, fünf und dreißig franz. Meilen weit von der fast verstopften Mündung eines Stromes giebt, dennoch der einzige Weg, mit Schiffen zu den Pflanzstätten der Kolonie zu gelangen, und auf dem man obendrein nur mit Mühe und langsam herauf kommen kann *).

Dieses an und für sich elende Land hat zu seinen ersten Kolonisten nur Leute ohne Vermögen gehabt, Fran-

*) Nur eine thätige Völkerschaft, wie vor mehreren Jahrhunderten die Belgier und Batavier waren, hingepflanzt; so kann und wird und muß Louisiana ganz so bewohnbar und fruchtbar wie Batavien jetzt ist, werden, und wird mit dem nahen Meere vermuthlich bey weitem nicht so viel zu kämpfen haben, wie Batavien. Nur zum bloßen Zwischenhandel zwischen anderen Völkern ist Hollands Lage vortheilhafter. Immer wäre Louisiana für England, Preußen u. s. w. zur Diebs-Colonie besser, als Botany-Bay und Sibirien. A. d. Ueb.

zosen oder Teutsche, die arm hier angekommen, und es auch geblieben, oder doch wenigstens zu einem Leben von überaus enge beschränkter Mittelmäßigkeit gezwungen sind — mit bloßer Ausnahme einiger Regierungs-Beamten und etlicher monopolisirenden Handelsleute. So hat es um die Lage dieser Kolonie schon unter französischer Regierung gestanden; eine Lage, die sich nur erst in den neuesten Zeiten, seitdem die Kolonie spanisch geworden ist, in etwas gebessert hat; und dies theils durch den Schleichhandel, den die Engländer auf dem Strom, an dem sie einige Pflanzstätte besaßen, trieben, theils noch ganz neuerlich durch die Folgen des Krieges, der so eben ein Ende genommen hat, der wegen der Besitzungen, welche die Vereinigten Staaten oben am Strome haben, die amerikanische Flagge und den Handel dieser Nation, ungehinderter als anderwärts, hierher gelockt und gezogen, und die Kulturen, die durch jenen Kriegszustand in so vielen andern Gegenden vernichtet und gelähmt wurden, nicht nur unterstützet, sondern sogar vermehret hat. Vor obgedachten neuesten Zeiten befand sich demnach die hiesige Kolonie in einem kränklichen und kümmerlichen Zustand, indem sie von dem ganzen übrigen Erdboden so ganz gleichsam abgeschieden geblieben war, daß es in Frankreich eine Zeit gab, wo man, nur das Ende der Welt sprichwörtlich auszudrücken, den Missisipi nannte *). Seitdem die spanische Regierung das Land besitzt, hat sich die Kolonie zwar von jenem schwa-

*) Ich dächte wohl, das berufne Lawsche System, die Missisipi-Actien, und deren Vernichtung durch einen — wenigstens un-

chen und kränklichen Zustande mit Hülfe der ansehnlichen Summen, welche diese Regierung ins Land verwendet hat, unter Begünstigung des Handels der Ausländer, und durch glückliche Umstände allerdings erholet; aber aller dieser vortheilhaften Zufälle, aller dieser vereinigten Mittel ungeachtet haben sich doch niemals das gemächliche Auskommen, und noch weniger die Wohlhabenheit, (welche sich hier bloß bey einer kleinen Anzahl von Beamten der Regierung, bey Negocianten und Plantagen-Besitzern findet,) über das Land verbreitet; und die Kolonisten darin sind bis auf heutigen Tag überhaupt arme Leute.

Aus dem, was ich hier gesagt habe, ergiebt sich, daß die Kreolen im Lande, da sie beinahe sammt und sonders von Aeltern von niedriger Herkunft abstammen, welche in diesen Winkel der Welt gekommen waren, ihr Glück zu suchen, und es nicht gefunden hatten, und da sie folglich in Nöthen, in der Unwissenheit und Ungeschliffenheit aufgewachsen und groß gezogen sind, nothwendiger Weise das Gepräge davon behalten haben müssen; mit Ausnahme der Wenigen unter ihnen, die ihre Aeltern, weil sie selbst mehr Erziehung genossen hatten, oder durch einige Wohlhabenheit zu etwas besserer Denk- und Lebens-Art gelanget waren, haben in Europa er-

überlegten Schritt des damaligen Regenten, wären ein natürlich näherer Anlaß zu der hier erwähnten Redensart geworden. Was im J. 1719 geschehen war, scheint der Vf. hier vergessen zu haben. A. d. Ueb.

ziehen lassen können. Daher haben denn auch, diese Ausnahme abgerechnet, welche hier zu Lande sehr stark in die Augen fällt, die meisten Kreolen in Louisiana die Laster und Mängel an sich, die mit der Art, wie sie gemeiniglich erzogen worden sind, zusammen zu hängen pflegen. Sie sind ungeschliffen, neidisch, eigennützig, geitzig, anmaßlich, höhnisch, unempfindlich, verstellt, tadelsüchtig, pralerisch, und mehr, als dies alles, völlige Ignoranten, (viele unter ihnen können sogar nicht lesen und schreiben,) und gefallen sich in ihrer Unwissenheit so herzlich wohl, daß sie bey weitem lieber mit einer Jagdflinte, als mit einer Schreibfeder umgehen, lieber eine Piroge rudern, als einem Schreibtische zu nahe kommen mögen. Einer von den Leuten, die ich hier schildere, sagte eines Tages in meinem Beyseyn offenherzig, das sicherste Mittel, das man hätte, bald einzuschlafen, wäre nach seinen Gedanken, daß man ein Buch aufschlüge. Ein Anderer hegte eine solche Antipathie gegen alles, was von der Buchdruckerkunst herkömmt, daß man ihm nur ein gedrucktes fliegendes Blatt, eine bloße Zeitung zum Lesen anbieten durfte, um ihn auf der Stelle loszuwerden, und zu machen, daß er mit großen Schritten davon lief. Ein dritter hingegen, der ein großer Liebhaber vom Lesen, und dieser Beschäftigung vielleicht gar zu eifrig ergeben ist, wurde neulich vor meinen Augen und Ohren für eine Art von Narren, für einen verrückten Kopf erkläret. Mit einem Wort, eine Bibliothek ist hier zu Lande, dünkt mich, eben so selten, als der Vogel Phönix; und man trifft so wohl in der Stadt, als auf dem Lande weiter keine Samm-

lung von ausgewählten Büchern, als bey einer kleinen Anzahl Franzosen, die in der Kolonie ansäßig sind.

Zu Bestätigung dessen, was ich sage, will ich ein Factum anführen, das zwar an sich nicht von Wichtigkeit, aber doch charakteristisch ist. Ein General-Statthalter von französischer Herkunft, Herr von Carondelet, fand vor einigen Jahren für dienlich, zu Neu-Orleans Erlaubniß zu Anlegung einer Buchdruckerey, und zur Herausgabe einer Zeitung zu geben, die den Titel le Moniteur de la Louisiane führte, und in der allerley Nachrichten im Betreff des Handels, der Kultur, und anderer gemeinnützigen Sachen eingerückt, dabey auch den politischen Neuigkeiten ein Platz eingeräumt werden sollte. Unsere Kreolen sind durchgehends überaus neugierig, und sehnen sich besonders nach ausländischen Neuigkeiten. Zudem ist auch dieses Blatt ziemlich gut geschrieben. Zu Folge des allen war denn zu vermuthen, daß sich sogleich Abonnenten in Menge zu diesem Kolonial-Blatte melden würden. Aber was geschah? Von dem Herausgeber selbst habe ich die Versicherung bekommen, daß er es vom ersten Anfange der Herausgabe seines Blattes bis auf heutigen Tag nie höher, als auf achtzig Abonnenten zugleich, hat bringen können, von denen die mehresten obendrein Europäer oder Ausländer sind. Knickerey auf einer, Widerwille gegen alles Lesen auf der andern Seite, das ist es, was unsere Kreolen davon abschröckt; und nach diesem einzigen Zuge kann man sich alles Uebrige vorstellen. Uebrigens muß man wohl glauben, daß die spanische Regierung, da sie den

Geschmack an der Literatur im Lande nicht eingeführt gefunden hat, denselben wenigstens nicht in Aufnahme gebracht habe. Wer demnach von der Neigung zu Studien und schönen Wissenschaften belebt ist, meide ja den Aufenthalt in Louisiana. Für die Musen ist die Luft dieses Landes tödtlich.

Die Kreolen leben isolirt in ihren Plantagen, halten wenig Umgang, haben wenig Verkehr mit einander, nicht einmal mit denen, die durch die Bande der Blutsverwandtschaft mit ihnen verbunden sind, und besuchen einander, so zu sagen, nur wenn's ihnen von ungefähr einmal einfällt. Wenn eine so isolirte Lebensart nicht außerdem durch die Reize der Literatur, durch die Vergnügungen, die mit einer anmuthigen ländlichen Lage, mit malerischen und anziehenden Gegenden und Aussichten, mit ländlichen Lustbarkeiten zusammen hängen, aufgeheitert wird; kann sie wohl in allen Rücksichten nicht anders als verdrüßlich seyn; und des ungeachtet sind die Kreolen in Louisiana, (versteht sich, die darunter, die in ihrem Leben nicht aus ihrem Winkel gekommen sind,) unbeschreiblich für ihr trauriges und einförmiges Land eingenommen, oder thun doch wenigstens, als wären sie es, und legen ihm ganz ausnehmende Annehmlichkeiten bey. Doch darüber darf man sich nicht wundern. Halten doch der unempfindliche Lappländer und der plumpe Hottentotte ihr elendes Vaterland ebenfalls für das schönste Land in der Welt, und ziehen es jedem andern Aufenthalte vor!

Nächstdem werfen sich unsere Kreolen mächtig in die

Brust, wenn die Rede von ihrer ausgebreiteten Verwandtschaft, und von einem ganzen Haufen von Blutsfreunden ist, die sie gleichwohl in ganzen Jahren nicht zu sehen bekommen, ob sie gleich nur ein Paar franz. Meilen weit aus einander wohnen. Und wenn sich dann ein Sterbefall in einer solchen weit verbreiteten Familie ereignet; so ist es unverbrüchliche Regel und Observanz, daß sich die ganze Freundschaft, bis zum siebenten Grad, in Trauer kleidet, welche sie mehr oder weniger lange, als ein in die Augen fallendes Zeichen ihres Leidwesens um das Absterben einer Person trägt, die bey Lebzeiten von den mehresten ihrer zahlreichen Anverwandten kaum gekannt ward, und für die gewiß damals kein einziger unter ihnen sich auf eine Art, die ihr hätte zum Vortheile gereichen können, zu verwenden Lust gehabt haben würde.

Unbekümmert um alles, was nicht gerade sie selbst betrifft, und im höchsten Grad egoistisch, betrachten sie alles bloß in Beziehung auf ihre eigene werthe Person, und nichts in Beziehung auf andere. Dabey sind sie gegen ihres gleichen tadelsüchtig und ungehobelt zutraulich, erwarten und fordern von Geringern große Ehrfurcht, behandeln ihre Sklaven mit Härte, und bezeigen sich gegen Fremde unfreundlich und nichts weniger als gastfrey; kurz, ihr ganzes Benehmen und alle ihre Verhältnisse gegen einander beruhen lediglich auf ihren Grundsätzen, und richten sich darnach. Diese mancherley Grundsätze aber haben ihre Quelle in ihrer Eigenliebe und ihrem persönlichen Interesse, den mächtigsten Triebfedern fast zu alle dem, was sie thun und lassen, auch sogar zu dem,

was Andern höchst gleichgültig zu seyn scheint, was man aber, wenn man es genau untersucht, für sie nicht mehr gleichgültig findet.

Was noch besonders an ihnen zu bemerken ist, ist die seltsame und wahrhaftig originelle Art, wie sie sich gegen jeden, der das erste mal in ihr Land kömmt, benehmen. Da sie, wie schon gedacht, außerordentliche Liebhaber von Neuigkeiten sind; so laufen sie denselben mit einer gewissen Hitze nach, die immer nur ihrem Eigennutz untergeordnet bleibt. Ein neu angekommener Fremdling scheint für sie auf einmal ein außerordentliches Wesen, eine Art von neu erworbenem Eigenthume zu seyn, welches sie nach ihrer Weise genießen. Sie beschauen ihn vom Kopfe bis zu den Füßen, bekomplimentiren ihn, erweisen ihm die größte Höflichkeit, und wär' er auch der ärgste Dummkopf, ein wahrer Midas mit Esels-Ohren; so wird er doch von den albernen Tröpfen am Missisipi in den ersten Zeiten seines Aufenthaltes, und so lange er für sie den Zauberreiz der Neuheit hat, darum nicht minder mit der äußersten Achtung angesehen. Aber bald hernach wird eben dieser Fremdling, der nur für diese Leute nicht mehr fremd ist, wäre er auch ein Mann von noch so seltnen und überwiegenden Verdiensten, in ihren Augen weiter nichts seyn, als ein Wesen ohne Werth, ein gemeiner unbedeutender Mensch — es wäre denn, daß er große Figur macht, und ein Vermögen auskramte, welches zwar ihren Neid rege macht, aber doch nichts desto weniger ihre Achtung auf sich zieht. Außerdem verfällt ein Fremder, der nicht mit diesem kräftigen Mittel zu

Achtungsbezeugungen versehen, und von dem Reize der Neuheit entblößet ist, in ihren Augen, ich kann nicht sagen, ins Nichts, sondern in eine Ungnade, welche wegen der ärgerlichen Folgen, die für ihn daraus entstehen, und die am stärksten beweisen, wie weit hier die rohe Unfreundlichkeit getrieben wird, noch schlimmer ist, als nichts. Alsdann läßt sich auf ihn einiger Maaßen die Fabel vom sterbenden Löwen anwenden, der jedem Stücke Vieh zur Zielscheibe dient, und der endlich noch von dem Eselshufe den Gnadenstoß empfängt. Dann giebt es keinen noch so nichtswürdigen Schuft, der ein Kreole von dieser ungezogenen Kolonie ist, der Zeit seines Lebens weiter nichts als die Ufer des Missisipi gesehen, nie ander Wasser, als aus diesem Strome, getrunken hat, der nicht nach dem Beispiele der Angesehensten unter ihnen, und dem Esel in der Fabel gleich ein Recht zu haben dächte, einen unglücklichen Fremdling, sogar einen Franzosen, einen Kolonisten, wie er ist, der sich aus dem Umsturz und den Metzeleien in St. Domingo gerettet, und seine Zuflucht mit einigen wenigen Trümmern von seinem Vermögen nach hiesigem Lande genommen hat, zu mißhandeln; und dies bloß, weil der Schuft in seinem Vaterlande, der Fremde aber außer dem seinigen lebt; weil sich jener darin von andern Schuften umgeben und unterstützet fühlt, dieser hingegen darin isolirt ist, und von den Verwaltern der Staats-Gewalt nicht so wohl geschützt, als vielmehr gehudelt wird. Ich will hier die Anekdote von einem Vorfall erzählen, der sich, so zu sagen, vor meinen Augen zugetragen hat.

Eine Negerin in Diensten einer ausländischen Fami-

lie, welche ein Paar franz. Meilen weit von der Stadt ein Landhaus zur Miethe hatte, meldete sich mit einem schriftlichen Erlaubnißscheine von ihrem Herrn bey dem Eigenthümer einer benachbarten Plantage, einem Kreolen des Landes, legte ihm ihren Schein vor, und bat ihn um Erlaubniß, daß sie zu seinen Sklaven in die Hütte gehen, und einige zum Gebrauche der Negern dienliche Kleinigkeiten an sie verhandeln dürfte; eine Erlaubniß die hier abzuschlagen, gar nicht Sitte ist, und die sie auch wirklich, freilich aber bloß mündlich, erhielt. Sie gieng also ein paar Male hin; aber da sie das dritte Mal kam, wurde sie um sieben Uhr des Abends von dem Verwalter der Plantage angehalten, einem groben Diener des kleinen Despoten, dem die Plantage gehörte — beides ein Paar Teutsche, der eine von Geburt, und der andere von Herkunft, und alle beide, wie Teutsche, (versteht sich, ungezogene Teutsche) Erz-Grobiane. Die arme Negerin berief sich umsonst auf die zweyfache Erlaubniß, die sie nicht allein von ihrem Herrn, sondern auch von dem Herrn der Plantage selbst, wo man sie jetzt anhielt, bekommen hatte; aber ihre Entschuldigung war vergeblich, und es half ihr nichts, sich so bündig zu rechtfertigen. Der teutsche Herr Verwalter ließ sie mit dem Bauch auf die Erde strecken, ihr den Unterrock bis auf über die Lenden heraufschürzen, und fünf und zwanzig Hiebe mit der Peitsche auf den bloßen Hintern zuzählen. Jedoch war der Neger-Kommandeur, dem er diese Exekution anbefohlen hatte, menschlicher, als der weiße Schinderknecht; er nutzte die Dunkelheit der Nacht, die sich so eben zu verbreiten begonnte, und hatte die Geschicklichkeit, fast alle Peitschenhiebe auf die

Erde treffen zu lassen — ungefähr wie Sancho, da er zur Entzauberung der Dulcinea schritt; und darauf wurde sie entlassen.

Da der Herr der Negerin von ihr den Bericht von dieser niederträchtigen Gewaltthätigkeit vernahm, schickte er gleich des folgenden Tages in aller Frühe seinen Sohn hin, wider den Verwalter bey dem Pflanzer zu klagen, der aber über diese Klage ein pöbelhaftes Hohngelächter aufschlug, und mit der Miene völliger Zufriedenheit zur Antwort gab, der Verwalter hätte das auf seinen Befehl gethan, und hätte es ganz recht gemacht. Und da ihm der junge Mensch mit Hitze ins Gesicht sagte, ein solches Verfahren gegen einen Nachbar, und besonders gegen einen Fremden, der ihm nichts zu Leide gethan habe, womit er es hätte verschulden können, schickte sich nicht für einen rechtlichen Mann, und wäre von allen Seiten betrachtet strafbar; so antwortete jener, wo nicht ganz den Worten nach, wenigstens doch in Worten, die gleichviel sagten, mit auffahrischem Tone: „Mag doch meinethalben „Ihr Vater seine Klage anhängig machen, wo er will! „Ei! zum Henker, was wird denn draus werden? Ich „habe dreißig Jahre in der Kolonie gelebt, und Er ist „erst zwey Jahre hier.“ Und freilich konnte er wohl mit Recht sagen, er hätte dreißig Jahre in der Kolonie gelebt; denn der Limmel war darin geboren, und in seinem Leben nicht heraus gekommen. Und nach einem solchen abscheulichen Verfahren konnte er sein Werk nicht besser krönen, als mit den angeführten Worten, welche die Lage der Dinge in diesem Lande, und die Achtung, die gegen

darin wohnhafte Fremde bezeuget wird, nach dem Leben schildern: ich habe dreißig Jahre in der Kolonie gelebt, und Er ist erst zwey Jahre hier. In der That, eine treffliche Manier, ehrliche Leute zu bereden, daß sie aus ihrem Vaterlande gehen, mit ihren Mitteln oder Talenten die Meere durchschiffen, um sich hier in einen Froschpfuhl einzusperren, und sich mitten unter einem Schwarme von Gewürmen und giftigen Insekten von allerley Art und Gestalt, wo noch dazu die schöne und ehrwürdige Gastfreiheit so schmählig mit Füßen getreten wird, lebendig zu begraben!

Ich will den Louisianer Kreolen nicht eben Feigherzigkeit Schuld geben; aber es hat sich doch, mit einem Worte, während des unlängst glücklicher Weise geendigten Krieges, und unter den armen, zahlreichen und müßigen jungen Leuten, die in der Kolonie wohnen, (sieben bis acht Kreolen abgerechnet,) Niemand gefunden, der sich hätte einfallen lassen, sie aus ihrem ewigen Müssiggang entweder auf dem Wege des Handels, oder wenigstens dadurch heraus zu reißen, daß er mit einigen bewaffneten Fahrzeugen die kleinen Korsaren, welche alle Augenblicke ihre Küsten anfielen, vertriebe, wie die Kreolen auf den Inseln unter dem Wind, und namentlich die in Martinique jedes Mal, so bald sie nur unter ihrer National-Flagge schiffen und fechten konnten, gethan haben. In dieser Rücksicht kann man also die Louisianer Kreolen zum wenigsten der Sorglosigkeit beschuldigen, und glauben, daß es ihnen eben so sehr an Kraft, als an reellem Pa-

triotismus fehle, da sie doch Unterthanen einer Regierung sind, die nun seit sechs Jahren her die innigste Bundesgenossin Frankreichs ist, und mit Frankreich gemeine Sache macht; ob sie sich gleich laut rühmen, daß sie im Herzen gut französisch gesinnt wären, und bis heutigen Tag mit Leib und Seele Theil an Frankreichs Kriegsglück, und an dem Siege der französischen Revolution genommen hätten.

In der That hab' ich Ursache, zu glauben, es sey eine Folge von der Regierungsart, unter der diese Kolonie so wohl zur Zeit der Franzosen, als seitdem die Spanier darin herrschen, gestanden hat, wenn die hiesigen Kreolen größten Theils keine moralische Kraft haben, und überhaupt weiter keines tiefen Gefühles fähig zu seyn scheinen, als desjenigen, welches mit ihrem persönlichen Eigennutze zusammenhängt, dem einzigen, welches im Stande ist, sie zu beleben und wohl gar über sich selbst zu erheben. Dem zu Folge kann sich das Maaß ihres angeblichen Patriotismus, und der Anhänglichkeit, die sie gegen ihr altes Vaterland Frankreich zu hegen vorgeben, unmöglich weit her seyn.

Hat man doch gesehen, daß sie nach einer Aufwallung der Gemüther, die nichts Geringeres als verzweifelte Maaßregeln zu verkündigen, und einen gewaltsamen Ausbruch zu prophezeien schien, so gleich dem Joche, welches ihnen der grimmige Orelly brachte, (den sie, laut ihres eignen Geständnisses, ohne große Mühe samt seinen Trabanten hätten aus dem Lande jagen können,) von freyen

Stücken entgegen gekommen sind, und schändlicher Weise, unter dem tiefen Schweigen des Schreckens, vor ihren Augen und in ihren eigenen Wohnungen unglückliche Landsleute haben aufopfern lassen, die zum Theil Opfer des blinden Zutrauens waren, welches sie in ihre kleinmüthigen Mitbürger gesetzt hatten. So hat man auch nur vor ein Paar Jahren noch gesehen, nachdem sie sich maschinenmäßig geregt, sich zu verschiedenen Versammlungen verbunden, und einander endlich gar Traktamente gegeben hatten, bey denen die albernen Tröpfe im Beiseyn ihrer Sklaven, aus vollem Halse, mit unbegreiflicher Unbesonnenheit die französischen Hymnen sangen, in denen die Rechte des Menschen gepriesen wurden, nach solcher eiteln Pralerey und solchem tobenden Geräusche, sag' ich, hat man doch gesehen, daß sie mit einmal wieder in ihre Schneckenhäuser krochen, und sich unter die Zuchtruthe der spanischen Regierung, wie eine Heerde Schaafe unter den Stock des Hirten beugten, so bald sie aus einigen stillen Bewegungen, einigen partiellen Unruhen in ihren Werkstätten zu errathen begonnten, daß die Neuerungen, auf die sie sich so viel zu Gute thaten, auch wohl auf die Gemüther der Menschenklasse, die ihrer Gewalt unterthänig war, einigen Eindruck machen, und dem Sklaven so gut, wie dem Herrn, den Kopf warm machen könnten.

Ja selbst im gegenwärtigem Zeitpunkte, in einer Epoche, die so interessant und merkwürdig ist, als es jemals eine gegeben hat, kurz, in der Epoche des allgemeinen Friedens in der alten und neuen Welt, nachdem sie neun Jahre hinter einander durch einen erbitterten

Krieg gequält und zerfleischet worden sind, hat die Nachricht davon, die seit zwey Monaten in die hiesige Kolonie gelanget ist, nichts weniger als einen lebhaften und tiefen Eindruck gemacht; eine Nachricht von einer solchen Begebenheit, die doch ganz eigentlich dazu gemacht war, alle fühlende Herzen, und insonderheit alle gute und ächte Franzosen in die Freude des Entzückens und Vergnügens zu versetzen. Hier ist die Wirkung, welche diese Nachricht bis jetzt thut, keine andere, als eine unbestimmte Aengstlichkeit, eine Ebbe und Fluth von Vorstellungen, die allesammt mit dem persönlichen Eigennutze der weißen Kreolen zusammen hängen, kurz, eine Art von Erstarrung, welche die Gedanken im Zügel hält, und gemacht hat, daß jene Nachricht, welche Frankreich und dessen Kolonien mit Empfindungen und Bezeugungen der größten Freudigkeit aufgenommen haben, hier so zu sagen mit saueren Gesichtern aufgenommen worden ist. Das kann man hier dermalen bey den Louisianer Kolonisten ohne Mühe wahrnehmen. Alles ist hier trübsinnig, frostig, in sich selbst gekehrt, so wohl in der Stadt, als auf dem Lande, so wohl bey den Handelsleuten, als bey den Plantagen-Besitzern. Da sieht man keine Freude und keinen Frohsinn, weder öffentliche noch Privat-Lustbarkeit, welche der Feyer dieser beglückten Begebenheit gewidmet wäre, ungeachtet wir gerade in der Zeit der Bälle und der Schauspiele (im Karneval) leben, sonst der einzigen Zeit, wo man sich hier zu Lande etwas lustig zu machen pflegt, wo man ordentlicher Weise aus dem alltäglichen Gleise des unempfundenen und einförmig langweiligen Lebens heraustritt, welches zu jeder andern Jahreszeit hier geführt wird, und

die überdies eben in diesem Jahre länger, als in den vorherigen, und mithin den Lustbarkeiten desto günstiger gewesen ist. Augenscheinlich hat diese Nachricht hier eine so unwillkommene Sensation gemacht, daß darüber sogar einige Privat-Traktamente, die man im voraus und schon lange vorher während des Karnevals zu geben willens gewesen war, so ganz rückgängig geworden sind, daß namentlich auf dem Lande, wo doch sonst kein Winter hingeht, in dem ihrer nicht mehrere gegeben werden, keine einzige Statt gehabt hat.

Die Handelsleute, die fast allesammt Engländer, Amerikaner, oder Franzosen, (Agenten der einen, wie der andern) sind, erblicken in der bevorstehenden Zukunft nichts besseres, als eine Veränderung, die ihrem Interesse zuwider ist; und die Plantagen-Besitzer, die mit dieser Nachricht in Gedanken die Gerüchte verbinden, welche hier herum gehen, daß Spanien die hiesige Kolonie an Frankreich abgetreten habe, und die nicht gern anders wieder Franzosen werden wollen, als unter vortheilhaften Bedingungen, (wenn sie nämlich beim Tausche gewinnen, und, wie man zu sagen pflegt, gute Sache machen können,) sind dermalen von alle dem, was in den französischen Kolonien geschehen, und eine eben so unvermeidliche als klägliche Folge von den neuen Grundsätzen ist, die das Mutterland angenommen hat, umständlich benachrichtiget. Eben die Nachrichten hiervon haben ihnen einen Floh ins Ohr gesetzt; und nun stehen sie, wegen der bevorstehenden innern Verwaltung der Kolonie, und wegen der gedachten Grundsätze und der Folgen derselben, die zu

dem Geiste des Egoismus und persönlichen Eigennutzes, der das Wesen ihrer Denkungsart ausmacht, durchaus nicht passen; in der entsetzlichsten Furcht, daß dieser Regierungs-Wechsel auch eine Aenderung im Kolonial-System mit sich bringen werde, falls Frankreich nicht, ehe der Wechsel noch eintritt, völlig von diesen Grundsätzen abgeht. Dies ist in dieser Rücksicht gegenwärtig die herrschende Art und Weise, zu sehen und zu denken, bey den Pflanzern, von denen ihrer wenigstens drey Viertel Kreolen sind; und ich kann dieses füglich sagen, da ich an Ort und Stelle lebe, und selbst Augenzeuge von dem bin, was ich von dieser Sache mit der strengsten Unparteilichkeit berichte.

„Aber eben diese Pflanzer," wird man vielleicht einwenden, „haben doch schon mehr als ein mal darum an„gesucht, daß sie wieder unter ihre ehemaligen Regierung „vereiniget, wieder französisch werden möchten. Ja was „noch mehr sagen will, es ist seit der Epoche der Revolu„tion sogar in ihrer aller Namen, und gerade zu diesem „Zweck öffentlich eine Bittschrift erschienen, die von einem „Mitgliede der Gesellschaft der Freunde der Konstitution, „von Des-Odoarts-Fantin, *) als Agenten der Ko„lonie, abgefaßt und unterschrieben war." Das hat seine Richtigkeit, allein man darf nur in Gedanken das verschiedentliche Datum dieses mehrmaligen Ansuchens, und be-

*) Von dieser Bittschrift ist, meines Wissens, dem teutschen Publikum nichts bekannt geworden.

A. d. Ueb.

sonders das Datum der erwähnten Bittschrift, die im J. 1790 erschien, wieder nachsehen, und überdies noch den hauptsächlichsten Zweck, das wesentlichste Stück aller solcher Bitten in Betrachtung ziehen; so kann man so wohl aus dem Datum selbst, als besonders aus genauer Prüfung des Inhaltes deutlich ersehen, daß die Schritte, die von den Louisianer Kolonisten damals gethan wurden, und die Grundsätze, von denen sie jetzt geleitet werden, völlig konsequent sind und sich recht gut mit einander vertragen. Man kann sehen, daß das Mutterland damals noch keine Neuerung in der innern Verfassung seiner Kolonien gemacht hatte. Ferner kann man auch sehen, daß sich die Louisianer nicht so wohl von der reinen Begierde, wieder französisch zu werden, als vielmehr von der Furcht beherrschen ließen, in der sie damals standen, daß bey ihnen das gewöhnliche Handels-Einschränkungs-Wesen der spanischen Kolonien eingeführt werden würde. Denn es stand ihnen nichts Geringeres bevor, als daß sie bey dem heran nahenden Ablauf einer Bewilligung der Handels-Freiheit mit den französischen Häfen, die ihnen von der spanischen Regierung nur auf zehn Jahre zugestanden worden war, und die mit dem J. 1791, (dies heißt, mit dem Jahre, welches auf das Datum ihres Ansuchens folgte,) wieder wegfallen sollte, wieder mit jenem Einschränkungs-Wesen belästiget werden würden. Die gedachte Bewilligung war zu ihrem Besten durch ihren General-Statthalter Herrn de Galvez bey Hofe gesucht, und den Louisianern zugestanden worden, und zwar zu Folge des förmlichen Versprechens, welches sich die Kolonisten mit aller Vorsicht vom Statthalter authentisch zu der Zeit geben zu lassen

Sorge getragen hatten, da er während des Krieges vom J. 1778 der Land-Miliz der Kolonie bedurfte, damit sie ihm die Posten, welche die Engländer an den Küsten des mexikanischen Meerbusens und längs des Missisipi, (bey der Einfahrt der Kolonie und im Innern derselben,) inne hatten, wegnehmen hälfe — also den schlauen Kolonisten gleichsam zum Ersatze für die Vernichtung des Schleichhandels, den sie bisher mit den Engländern mittelst dieser Posten getrieben hatten, durch deren Wegnahme nunmehr allen dergleichen betrüglichen, für die Gerechtsame der Regierung schädlichen, für die Kolonisten aber vortheilhaften Verhältnissen ein Ende gemacht werden sollte. Dies ist so wahr, daß ich selbst alte Kolonisten mit verdrüßlichem Tone habe sagen hören, der Herr von Galvez hätte sie zum Theile betrogen; er hätte ihnen unbegränzte Bewilligung des Handels mit Frankreich und den französischen Kolonien versprochen, und doch wäre die ganze Bewilligung auf eine Zeit von nicht mehr als zehn Jahren eingeschränkt worden. Wäre nun diese Frist abgelaufen gewesen; so würde die Kolonie hernach völlig in die Fesseln des verwünschten Handels-Einschränkungs-Wesens gerathen seyn, wenn nicht der, für sie so glückliche Umstand der allgemeinen Erschütterung zu der die französische Revolution den Anlaß gegeben habe, und darauf der Krieg gekommen wäre, der nach jener Erschütterung eingetreten, und durch den die verlornen Vortheile vom französischen Handel durch Einführung des Englischen und Amerikanischen, noch dazu mit größerem Vortheil ersetzet, und durch alle diese Umstände der Genuß der Bewilligung des freyen Handels mit den Ausländern verlängert worden sey. Kurz,

wenn man die ganze Sache recht untersucht, wird man sehen, daß die Basis und die unmittelbaren Bewegungsgründe der Forderungen der Louisianer, in dieser Hinsicht, von je her eigentlich nichts weniger, als die ihnen angeboren seyn sollende Anhänglichkeit an Frankreich, sondern vielmehr einzig und allein ihre Furcht vor dem Handels-Einschränkungs-Wesen der spanischen Kolonien gewesen sey, wozu sich noch der Wunsch und die Hoffnung gesellten, eines freyen Verkehrs mit Frankreich, oder überhaupt mit jeder andern handelnden Nation zu genießen.

Seit etlichen und dreißig Jahren, während welcher sie der Krone Spanien unterthan sind, haben sie immer die Kunst besessen, dem Joche des gedachten Handels-Beschränkungs-Wesens auf diese oder jene Art auszuweichen; und ich wollte wohl kühnlich wetten, wenn ihnen die spanische Regierung unter gegenwärtigen Umständen kund und zu wissen thäte, daß die Kolonie ferner unter spanischen Gesetzen verbleiben solle, und ihnen dabey zugleich fürs Künftige völlige Handels-Freiheit mit den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, so wie solche seit einigen Jahren besteht, zusicherte; sie würden weiter nichts begehren, und würden dieser Regierung eben so herzlich zugethan bleiben, als sie unter anderen Umständen, bey denen ihr persönliches Interesse gefährdet zu werden schien, offenbar nie gewesen sind.

Das Verhalten der Louisianer, wird man vielleicht sagen, das sie bis heutigen Tag immer beobachtet, und der Plan, den sie so treulich befolget haben, die Vortheile

der spanischen Regierung zu benutzen, ohne die Beschwerlichkeiten derselben zu tragen, die Rose zu pflücken, und die Dornen davan wegzuwerfen, verrathe doch auf Seiten der Luisianer einen gewissen Vorrath von Begriffen und Kombinationen, die zu den wenigen Kenntnissen und Einsichten, welche ich ihnen oben beygemessen habe, nicht wohl zu passen scheinen. Darauf kann ich aber antworten: erstlich befindet sich hier eine gewisse Anzahl aufgeklärter Leute, Europäer und in Europa erzogener Kreolen, die in diesem wichtigen Stücke von je her die öffentliche Meinung gelenkt und geleitet haben; und zweytens ist es übrigens Thatsache, daß der Mensch in dem, was sein eignes, persönliches Interesse angeht, niemals, und der heißhungrige Louisianer besonders noch weniger dumm ist, als irgend ein Andrer.

Außerdem darf man von den Louisianer Kreolen, (und hier ist die Rede immer von denen, die im Lande selbst aufgewachsen sind, und aus denen der größte Theil besteht,) nicht die mindeste Gefälligkeit erwarten, so fern sie nicht einen mittelbaren oder unmittelbaren Vortheil daraus zu ziehen hoffen. Was man Mildthätigkeit oder gar Großmuth nennt, ist bey ihnen eine ganz ungewöhnliche Sache; ja, man hat sogar noch von Glücke zu sagen, wenn sie einem nicht geradezu, oder unter der Hand, üble Dienste thun.

Ich will in dieser Hinsicht hier einen Vorfall anführen, der zum Beweise dienen kann, wie wenig diese Leute geneigt sind, einander wechselseitig, sogar zwischen Nach-

baren und Blutsverwandten, einen Gefallen zu thun. Ein Pflanzer, der mit einer zahlreichen Familie beladen war, und nicht viel im Vermögen, aber viele wohlhabende Anverwandten hatte, wurde von einem Handelsmann in der Stadt wegen der mäßigen Summe von achtzig Piastern, die er dem Manne schuldig geworden war, heftig vor Gerichte verfolget. Da er nun, wie natürlich, zur Bezahlung dieser Summe verurtheilet, und ihm zugesetzt ward, die Schuld abzuthun, ohne daß er die Mittel dazu hatte; so klopfte er an unterschiedliche Thüren, wendete sich an diesen und an jenen, an Freunde und an Verwandte, ohne etwas auszurichten. Ein angeblicher Freund jedoch griff sich so weit an, daß er sich mit aller Artigkeit erbot, ihm die verlangte Summe zu geben, wenn er ihm dafür ein Paar prächtige Reitpferde, die zum wenigsten doppelt so viel werth waren, in rechtlicher Form käuflich ablassen wollte; — von seiner Seite, wie man sieht, ein sonderbares Werk der Großmuth, welches jedoch nicht angenommen ward. Und dieser gute Freund war, (im Vorbeygehen zu sagen,) ein Quartiers-Kommandant, folglich ein Mann, der dazu gemacht schien, einige Regung von Ehrliebe und Edelmuth zu empfinden, oder doch wenigstens die Miene davon anzunehmen.

Endlich kömmt der Termin, an dem die fahrende Habe des Schuldners, laut des wider ihn ergangenen Urthels, in Beschlag genommen werden soll. Ein anderer Kommandant, unter dem das Kirchspiel stand, worin der Schuldner wohnte, und dem die Vollstreckung des Urthels zur Beschlagnahme anbefohlen war, macht sich zu

dem Ende auf den Weg; (denn nach der, hier zu Lande durch das spanische Gesetz, hergebrachten Sitte scheint diese strenge Verrichtung, die an andern Orten schimpflich ist und untergeordneten Werkzeugen überlassen wird, hier veredelt zu seyn, und wird oftmals den Kirchspiels-Kommandanten, als gehorsamen Vollstreckern gerichtlicher Urthelssprüche, aufgetragen.) Unter Weges kehrt dieser Beamte, der Ueberbringer des Decrets, um zu Mittage zu speisen, in einer Plantage ein, die nicht weit von derjenigen ablag, nach der sein Weg gieng. Während der Mahlzeit erzählt er der Gesellschaft, was für eine Verrichtung ihn hierher brächte, und bezeigt dabey einiger Maaßen sein Leidwesen darüber, daß er von Amtes wegen genöthigt wäre, zu den strengen Rechtsmitteln, die ihm anbefohlen wären, zu schreiten.

Ein Fremder, nicht eben dem Orte nach, sondern von dem ganzen Lande, der vor wenigen Tagen erst hier angekommen war, ein junger Mensch, der nicht viel Mittel hatte, (indem er längs der Küsten hin das Krämer-Gewerbe mit ein Paar Lastthieren, die er selbst führte, trieb,) der aber dagegen Erziehung gehabt und Grundsätze hatte, war im nämlichen Hause mit zu Tische. Weil er nun hört, wie mäßig die Schuld-Summe sey, fragt er treuherzig, ob denn der Schuldner (denn diesen kannte er gar nicht,) ganz und gar keinen Anverwandten, keinen guten Freund, keinen bloßen Bekannten, mit einem Worte keinen Menschen hätte, der geneigt wäre, ihm zu helfen und ihn aus der Verlegenheit zu reißen. Man sieht ihn mit großen Augen, mit einer ganz besondern Miene

von Verwunderung an, nicht anders als hätte er die unerhörteste Frage gethan, und antwortet ihm weiter nichts, als, der Schuldner wäre ein sehr wackerer Mann, der von Jedermann gern gesehen würde, und hätte auch eine starke Verwandtschaft; aber es wäre da die Rede weder von Freunden, noch von Verwandten, sondern von Gelde; und da einem jeden das Seinige zukäme; so geschähe ihm keinesweges zu nahe.

Das Gespräch kam hernach auf eine andere Materie. Unser junger Mensch erstaunte über einen solchen durchgängigen Egoismus und eine so tiefe Fühllosigkeit, war inniglich gerührt über die Lage, in der sich ein Hausvater in der Stunde befinden mußte, wo seinem Hause ohne Barmherzigkeit die Hülfe gethan werden sollte, sprach weiter kein Wort, aß, um bald fertig zu werden, stand mit ungezwungener Art vom Tisch auf, verließ die noch bey Tafel sitzenden Gäste, gieng zu seinem Mantelsacke, nahm die etlichen und achtzig Piaster zu sich, die den Gegenstand der bevorstehenden Beschlagnahme ausmachten, verfügte sich so fort mit starken Schritten nach der Plantage des Schuldners, und verlangte denselben zu sprechen. Nun sieht er einen Mann von freundlicher Physiognomie, der sieben oder acht Kinder um sich hat, zieht ihn auf die Seite, kündigt ihm mit ein Paar Worten den Arrest an, der so eben auf sein Mobiliar-Vermögen gelegt werden sollte, und bittet ihn, daß er so gütig seyn, und die mäßige Summe annehmen möge, die er brauchte, den Ausbruch der Exekution und die Wirkungen davon zu verhüten. Der Pflanzer erstaunte über ein solches Verhal-

ten, welches bloß die natürliche Regung eines gefühlvollen Herzens und einer ehrlichen Seele war, so ungemein, daß er darüber bis zum Weinen gerührt wurde, und nahm, nach einigemal von dem Jünglinge wiederholten Bitten, sein Anerbieten unter Bezeugung seiner lebhaftesten Dankbegierde an, indem er ihm dabey mit offner Herzens-Ergießung mehrmals die Worte vorsagte, die so schön den Kontrast schildern, der sich zwischen einem guten, durch sorgfältige Erziehung gestärkten Herzen, und einem plumpen, durch Mangel an aller moralischen Bildung noch mehr verhärteten Instinkt, oder mit andern, das Nämliche sagenden Worten, zwischen dem Europäer von guter Herkunft und Erziehung, und dem rohen und dummen Louisianer findet: „ach! mein Herr, Sie sind fremd, „sind selbst nicht reich, und doch machen Sie mich Ihnen „so verbindlich; und meine seyn wollenden Freunde, meine „Anverwandten, sind wohlhabende Leute, und doch lassen „sie mich ohne Hülfe."

Ich könnte viele Streiche von dieser Art erzählen, wodurch sich die Unempfindlichkeit des Louisianer Kreolen auszeichnet; aber es würde mich zu weit führen, und doch nicht mehr beweisen, als was wirklich ist. Indessen kann ich mich doch nicht enthalten, ein einziges Faktum zu berichten, das völlig erwiesen ist, und daß nicht etwa bloß einen Mangel an Empfindung, sondern die wilde Unmenschlichkeit einer Menge von Menschen, die in diesem wüsten Lande geboren und gezogen sind, und die undurchdringliche, fühllose Härte schildert, mit der ihre Herzen umgeben sind. Im verwichenen Junius hat man während

des hohen Wassers im Strom einen Pflanzer, der eine Mühle hat, bey hellem Tage beschäftigt gesehen, die Leichname von drey weißen Amerikanern, die durch einen unglücklichen Zufall ertrunken waren, und die der Strom in den Mühlgraben des Pflanzers geschwemmt hatte, durch seine Negern aus dem Mühlgraben losmachen, und sie mit langen Stangen wieder in das Bette des Stromes schaffen und stoßen zu lassen — statt daß er sie eilig hätte aus dem Wasser ziehen, und ihnen alle mögliche Hülfe und Pflege die doch hin und wieder, selbst dann nicht vergeblich ist, wenn sie gleich keinen Nutzen schaffen zu wollen scheint, angedeihen lassen, oder zum allerwenigsten, wenn auch alle angewandte Bemühungen umsonst gewesen wären, diesen traurigen Ueberresten ein anständiges Begräbniß geben lassen sollen; und dieser barbarische Mann war ein Louisianer! Gute und gefühlvolle Leser werden bey diesem Berichte vor Entsetzen schaudern und vor Unwillen darüber zittern; aber aus diesem einzigen Zuge kann man auf alles Uebrige schließen.

Was mich in dieser Hinsicht am meisten verdrießt, und was darin das kränkendste ist, so ist diese fühllose Unbekümmertheit, diese Herzens-Härte des Louisianer Kreolen nicht etwa bloß der niedrigsten Klasse der Gesellschaft, sondern dem ganzen Geschlechte durchgängig eigen; und sonach scheint dieses moralische Gebrechen hier zu Lande endemisch zu seyn.

Dies ist jedoch noch nicht alles; und ich kann mich bey dieser Materie nicht entbrechen, zu erinnern, daß der

Kolonie von Louisiana bey verschiedenen Gelegenheiten von Seiten der französischen Kolonien, und insonderheit von der in St. Domingo sehr liebreiche Beweise von dem eifrigen Antheile gegeben worden sind, den sie von jeher an allen den unglücklichen Zufällen, welche ihr vorzüglich begegneten, genommen haben, sowohl vor als nach der Besitznehmung dieses Landes von den Spaniern, wo sie den hiesigen Kolonisten eine vortheilhafte Freistätte in ihrer Mitte anboten, und ohne Unterschied einem jeden von ihnen aufnahmen, der sich dahin begab, und von denen ihrer mehrere da sogar ehrenvolle oder einträgliche Stellen bekommen haben; besonders nach dem schröcklichen Brande von 1788, der die Hälfte von Neu-Orleans in die Asche legte, und Trauer und Mangel daselbst verbreitete, wie eifrig sich die französischen Kolonien damals angelegen seyn ließen, der Louisianer Kolonie allerley Beistand, mit ferneren Anerbietungen ihrer willigen Dienste zuzusenden.

Solch' ein großmüthiges und uninteressirtes Betragen hätte Louisiana nach allen jenen wiederholten Handlungen der Mildthätigkeit und Gastfreiheit, die es von ihnen erfahren und genossen hatte, billig mit gegenseitigen guten Diensten und guter Aufnahme von ihrer Seite, in Ansehung einiger unglücklichen Colonisten von St. Domingo erwiedern sollen, die dem Umsturz ihres Landes entgangen, in dieses Land gekommen sind, hier eine friedliche Freistätte bey Franzosen, wie sie selbst sind, und zwar bey Franzosen zu suchen, die ihnen außer dem Mitleiden, welches ihren Leiden gebührte, noch Gesinnungen ewiger

Dankbarkeit für die ehemaligen Dienste, die diese erste Kolonie der andern geleistet hatte, schuldig waren. Und was ist geschehen? Kaum wage ich, es zu berichten.

Ehe wir das scheusliche Gemälde des wunderlichen Verfahrens der Louisianer Kolonisten gegen die von St. Domingo entwerfen, wollen wir zuvörderst das edle und großmüthige Verhalten verschiedener Provinzen der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, und namentlich das Verhalten der Provinz Maryland gegen eben diese Kolonisten von St. Domingo schildern, die nach den entsetzlichsten Unglücksfällen im Norder-Theile dieser Kolonie, nach dem Brand auf dem Kap, und der Niedermetzelung einer Menge von dasigen Einwohnern schaarenweise nach diesem Lande flüchteten. Ich will hier bloß von dem reden, was unter diesen Umständen in Maryland geschehen ist, da ich an Ort und Stelle selbst gewohnt, und mich mit eignen Augen und Ohren von der Wahrheit des Vorgefallenen überzeuget habe.

Die unglücklichen Kolonisten von St. Domingo, die über die Flammen hin, und mitten unter den Abscheulichkeiten, welche ihr Vaterland zu einer Art von Hölle machten, entkommen waren, und sich über die Meere nach den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika retteten, wurden mit offenen Armen von den Einwohnern dieses Landes empfangen, welche sich haufenweis an den Landungs-Plätzen einfanden, und da mit einander um das Vergnügen stritten, die zahlreichsten Familien zu sich zu

nehmen, und ihnen mit jedem Beistande der Menschenliebe aufs reichlichste, mit der theilnehmendsten, mitleidigsten und interessirter Absichten in allen Betrachtungen am wenigsten verdächtigen Art unter die Arme zu greifen. Alle diese jammervollen Flüchtlinge, Männer, Weiber, Kinder, von jedem Stande, und von jeder Farbe sahen sich gleich in den ersten Tagen der wichtigsten Bedürfnisse der menschlichen Natur, der Herberge, der Kleidung und der Nahrung wegen völlig gesichert. Insonderheit hat sich Baltimore bey diesem merkwürdigen Ereigniß in den Augen der Welt überhaupt, und Frankreichs vornehmlich, durch die Art von Enthusiasmus verewiget, womit diese großmüthige Stadt die leidende Menschheit in ihren Schoos aufgenommen, unbemittelten Fremden eine gastfreye Zuflucht gewähret hat, und einem solchen Haufen von Unglücklichen zu Hülfe gekommen ist. Die Regierung von Maryland, unter welcher diese Stadt steht, trug in alle dem, was sie selbst angieng, aufs edelste das Ihrige zu diesem Werke des Mitleidens und der Großmuth bey, sicherte noch überdies diesen Unglücklichen für die ersten sechs Monate nach ihrer Ankunft baare Unterstützung mit Gelde, wie auch denen unter ihnen, die für sich zu seyn wünschten, Quartiere und Rationen in Natura zu.

Bey diesen ersten Handlungen der Wohlthätigkeit blieb es noch nicht. Man hat in diesem Staate ein Grund-Gesetz, worin ausdrücklich verboten ist, schwarze und andere ausländische Sklaven ins Land kommen zu lassen — und dies darum, weil man nach und nach, und ohne irgend ein gewaltsames Mittel anzuwenden, die Bevölke-

rung der Weißen im Lande, welche die Kraft und Basis desselben ausmachen soll, dadurch vermehren will, daß man darin, so viel möglich, die Anzahl der Schwarzen und die Menge der Sklaven vermindert. Ohne Rücksicht auf dieses Grundgesetz, oder, besser zu sagen, aus ehrerbietiger und heiliger Rücksicht auf ein unbedingtes Gesetz aller Gesetze, die vor diesem sich beugen müssen, auf ein Gesetz, das bey allen policirten Völkern angenommen ist, und das die alten Römer so richtig mit der schönen Benennung Caritas humani generis (Liebe der Menschheit) bezeichneten, gab die maryländische Regierung, die ihren Sitz zu Annapolis hat, die mit diesen erhabnen und ehrwürdigen Grundsätzen genährt, und überdies von den ganz besondern Umständen, welche ihr jenes allgemeine Gesetz noch heiliger machten, aufs lebhafteste gerührt war, einmüthig ein Dekret, daß die Sklaven, die im Dienste der Kolonisten von St. Domingo ständen und ihren Herrschaften hierher gefolgt wären, so gut, als die Herrschaften selbst, aufgenommen, mit der ihrem Stande gemäßen Hülfe unterstützet werden, und ihren Herrschaften, wie gewöhnlich, ferner dienen sollten, mit der einzigen Verbindlichkeit auf Seiten der Herrschaften, ihre Anzeige darüber bey den Municipal-Gerichten der Orte, wo sie sich befänden, einzugeben. Gleichwohl waren die Kolonisten von St. Domingo für diese großmüthigen Amerikaner so wohl der Regierung, als der Sprache und den Gebräuchen nach Fremdlinge, und standen mit ihnen schlechterdings in keiner weitern Verbindung, als durch das gemeinsame Band der Menschheit, durch den bloßen Namen Mensch. Und da diese Provinz noch obendrein stark mit

Sklaven bevölkert ist; so hätte man zur Behauptung des gedachten Gesetzes, keine schwarzen und auswärtigen Sklaven ins Land zu lassen, gar füglich vorwenden können, die Zulassung der Schwarzen von St. Domingo, die mit ihren Herrschaften hierher gekommen wären, könnte vielleicht Anlaß zu einer Gährung unter den Sklaven im eignen Lande geben, und durch das wechselseitige Verkehr zwischen beiden, Unruhen stiften, und es müsse daher über das gedachte Verbot gegen sie ernstlicher, als jemals, gehalten werden. Allein die Vernünftigen, die hier die öffentliche Meinung leiten, dachten mit Recht, eine kleine Anzahl von Sklaven, die alles, selbst das lockende Anerbieten der Freiheit verlassen hatten, um ihren Herrschaften zu folgen und denselben fernerhin, auch in fremden Landen, zu dienen, könne weder durch ihre Grundsätze und Gesinnungen, noch durch ihre Menge gefährlich werden. Auch hat der Erfolg in allen Stücken ihre Denkungs-Art hierin gerechtfertigt, und vollkommen bewiesen, daß ein verständiges und menschenfreundliches Verfahren schlechterdings keine schädlichen Folgen nach sich ziehen könne. Ja es scheint sogar, daß vielmehr im Gegentheil eben dieser, in den Augen der Menschheit interessante Zeitpunkt gerade die Epoche des baldigen Anwachses von Baltimore, und mithin der schnellen Zunahme des Handels, der Kultur, der Manufakturen, u. s. w. in der ganzen Provinz gewesen sey, deren vornehmste Niederlage und Geschäfts-Centrum diese Stadt ist. So wahr ist es, daß weise Politik sich recht gut mit vernünftiger Wohlthätigkeit vertragen kann; daß ein gütiges und edelmüthiges Verfahren nie ganz verloren ist, und daß es,

alles wohl überlegt, in allen Fällen und unter allen Umständen nicht nur rühmlich, sondern auch sehr oft sogar nützlich ist, gütig, mitleidig und theilnehmend zu seyn.

Dieser schwachen, aber getreuen Skitze des offnen und großherzigen Betragens der Amerikaner gegen die Kolonisten von St. Domingo gegenüber mag nun hier das Bild des unmenschlichen Verfahrens der Louisianer gegen eben diese Kolonisten stehn; eines Verfahrens, welches in allen Stücken gerade so roh und wild aussieht, wie das Land, wo es herkömmt. — Kaum erhalten die Louisianer die ersten Nachrichten von den unglücklichen Vorfällen, die sich auf den Antillen ereignen, und die eine unmittelbare nnd augenblickliche Folge von der französischen Revolution sind, so lassen sie sich aufs eifrigste angelegen seyn, durch die Kabilde oder den Municipal-Rath ihrer Kolonie ein Regulativ entwerfen zu lassen, worin ausdrücklich verboten wird, Negern, die von dort her, und namentlich von den französischen Inseln kommen, ins Land zu bringen, und dies bey Vermeidung einer Geldbuße von vier hundert Piastern von jedem Neger-Kopfe, die der Herr des Negers zum Vortheile der Kolonie zu erlegen schuldig seyn solle, augenblicklicher Verhaftung besagter Neger, und ungesäumter Fortschaffung derselben aus dem Lande. Bey dem General-Statthalter suchen sie um die Publikation dieses Inhibitions-Regulativs an allen Zugangs-Orten an, welche sie auch erhalten. Mit dieser Maaßregel noch nicht zufrieden, lassen sie bey dem Hofe von Spanien um Konfirmation derselben anhalten, die auch im Januar 1793 wirklich ertheilet wird. Mit Hülfe ihrer

Kabilde haben sie hernach auf das strengste über Vollziehung dieses Regulativs gehalten, ohne die mindeste Ausnahme zum Besten der französischen Kolonisten, die sich im Norden von Amerika häuften, (in einem Lande, dessen Sprache sie nicht verstanden, und dessen Klima ihnen nicht zusagte,) und die, ohne ein solches strenges Verbot, in großer Anzahl hierher gekommen seyn, sich hier niedergelassen, und nicht nur die Trümmern von ihrem Vermögen, sondern auch ihre Talente mitgebracht haben würden, wenn sie einige treue Domestiken, die ihnen nie von der Seite gekommen waren, hätten mitbringen dürfen.

Einige von diesen Kolonisten, die von diesem einheimischen Regulativ entweder keine Kenntniß hatten, oder auch wohl in den Gedanken standen, daß dasselbe nach Verlauf einiger Jahre in Abgang gekommen oder wieder aufgehoben wäre, kamen in den letzten Jahren zu Lande aus dem Norden von Amerika, noch dazu mit Pässen versehen, welche ihnen der königlich spanische Gesandte bey den Vereinigten Staaten ertheilet hatte, in die Provinz, um sich hier mit ihren Familien und Bedienten niederzulassen. Sie waren auch von der spanischen Landes-Regierung, die an ihrem Elende liebreichern Antheil nahm, als die ehemaligen Landsleute der Ankömmlinge, in der Stille zugelassen worden; aber es währte nicht lange, so wurden sie von dem Louisianischen Lumpengesindel angegeben, verfolget, und mußten sich ihre Bedienten, (Weiber und Kinder,) wegnehmen sehen, die man in die Gefängnisse schleppte, worin die armen Geschöpfe mehr oder minder lange auf Kosten ihrer Herrschaften sitzen blie-

ben, da indessen ein Schwarm von Menschen ohne Herz und Seele aufs dringendste und zu vielen wiederholten malen verlangte, daß sie aus dem Lande geschafft werden sollten, bis die spanische Regierung die über diese Sache entstandene Gährung der Gemüther auf sich beruhen, und die gefangen gehaltenen Domestiken ihren Herrschaften wieder übergeben ließ.

Mit dieser hartherzigen und der natürlichen Gastfreiheit so widersprechenden Denkungs-Art geht es hier so weit, daß einst, da ein gewisser ehrlicher Mann, der einiger maßen Theil an dem traurigen Schicksal einer Plantagen-Besitzerin von St. Domingo nahm, die mit ihren Kindern hierher geflüchtet war, und deren drey Neger-Mägde man nun schon über ein Jahr lang im Stadt-Gefängnisse sitzen ließ, in einem Cirkel von Louisianer-Gevatterinnen den Einfall hatte, zu sagen, diese Dame wäre doch, da sie so viele Kinder hätte, außer ihrem Vaterlande wäre, und wenig Mittel besäße, sehr übel dran, daß sie nicht wenigstens eine von ihren drey Mägden haben könnte, die ihr etwas kochte und die Wäsche für ihre Kinder wüsche, und um ihre ohnehin wenigen Mittel noch damit schwächen müßte, daß sie eine Köchin und eine Wäscherin hielte: „Ha!" erwiederte hierauf eine von diesen liebreichen Gevatterinnen mit einem von Verdruß und Ironie zusammen gesetzten Ton und einer gedehnten Stimme, „da ist sie wohl recht zu bedauern, die schöne Dame „vom Kap! Kann sie keine Leute halten, so mag sie doch „ihre Wäsche selber waschen und ihr Essen selber kochen!" Und alle Andere gaben ihr auf der Stelle einmüthig mit

ungezogenem und höhnischem Gelächter herzlichen Beifall. Am Ende hat indessen die Dame, trotz dieser gütigen Gesinnungen der Personen von ihrem Geschlechte gegen sie, ihre drey Mägde nach fünf Vierteljähriger Gefangenhaltung, gegen drey hundert Piaster Kosten und Auslagen für deren Verpflegung wieder bekommen, ohne noch zu rechnen, was es sie übrigens gekostet, daß sie ihrer Domestiken so lange hat entbehren müssen.

Mit einem Worte, bey diesem unwürdigen Betragen der Louisianer gegen ihre unglücklichen Landsleute und vormaligen Wohlthäter, hat auf Seiten ihrer weiter nichts gefehlt, dem löblichen Werke die Krone aufzusetzen, als daß sie, nach dem Inhalte des bloß hier, aber nirgend außer Landes publicirten Regulativs, auf Bezahlung der Geldstrafe von vier hundert Piastern für jeden mitgebrachten Neger zum Besten ihres Landes drangen; und dies zu thun, würden sie gewiß auch nicht ermangelt haben, wenn die Regierung nur hätte die Hände dazu bieten wollen. So wohl Privatleute, als die Kabilde würden von ganzem Herzen durchgängig das Ihrige beigetragen haben. Doch will ich eben nicht sagen, daß sie alle ohne Unterschied so übel gesinnt gewesen wären; aber es ist Thatsache, daß sich unter der kleinen Anzahl derer, die ein solches Verfahren gegen alte Landsleute, welche jetzt von Unglücksfällen zu Boden gedrückt waren, mißbilligten, nicht ein einziger gefunden hat, der seine Stimme wider eine solche Ordnung der Dinge erhoben, das Gehäßige dieses aller Gastfreiheit widersprechenden Verhaltens nachdrücklich vorgestellt, und die interessante Sache einiger

unglücklichen Kolonisten von St. Domingo vertreten hätte, die hierher entflohen waren, und hier dieses Ueberrestes von ihrem großen Eigenthum, einer kleinen Anzahl von Domestiken, beraubet wurden; kurz, nicht ein einziger, von dem man erlebet hätte, daß er sich ihrer mit Ernst und Nachdruck annehmen wollte, um diesen Bedrückungen, die für das Land selbst, worin sie ausgeübt wurden, so entehrend waren, wenigstens zum Theil ein Ende zu machen; und eben so ist es Thatsache, daß diese kleine Anzahl unglücklicher Fremden einzig und allein Spaniern einige Verbesserung ihres Zustandes, einige Milderung ihrer Leiden zu verdanken hat.

Man sage ja nicht, daß hier eine nahe bevorstehende Gefahr dabey gewesen wäre, Familien von St. Domingo mit ihren Domestiken herein zu lassen, da aus Thatsachen schon Beweise zur Genüge vorhanden waren, daß in den amerikanischen Staaten, in denen man mehr als sechs mal hundert tausend Sklaven zählt, namentlich in Georgien, Süd- und Nord-Carolina, Virginien und Maryland, eine solche Gefahr eben so wenig vermuthet worden war, als dergleichen wirklich existiret hatte. Und was hätte man auch wohl von einer so unbedeutenden Anzahl von Domestiken zu befürchten gehabt, die überdies dadurch schon eine Probe von ihrer Treue und Ergebenheit gegen ihre Herren gegeben hatten, daß sie St. Domingo, ihren Geburtsort oder ihr angenommenes Vaterland, in dem alle Umstände zum Dableiben lockten, verlassen hatten, und diesen Weissen, ihren Herren, in fremde Länder, welche sie nicht kannten, gefolgt waren; zumal da die Herren sich für die

Aufführung ihrer Domestiken verantwortlich machten? Man sieht aber leicht ein, daß bey diesen Inhibitions-Maaßregeln so wenig, als bey der Art und Weise, wie dieselben hier in Vollzug gesetzt worden sind, irgend eine Absicht auf das gemeine Beste des Landes, irgend eine in dieser Hinsicht gegründete Besorgniß zum Grunde lag, sondern vielmehr eine engherzige und grillenhafte Geistesstimmung, eine natürliche Hartherzigkeit, ein niederträchtiger Neid, der sich über den vergangenen Wohlstand der Kolonisten von St. Domingo zu ärgern, über ihr nunmehriges Elend ein schadenfrohes Vergnügen zu haben, und sich am Ende noch eine Lust daraus zu machen schien, ihnen bey ihrem Schiffbruch auch nur ein Bret zu nehmen, und ihnen die Trümmer davon aus den Händen zu reißen; und zuletzt, ein eingewurzelter Egoismus und eine Unwirthbarkeit, von der man anderwärts selten ein Beispiel findet. So stand und so steht es um die Gesinnungen der Louisianer gegen ihre alten Landsleute in St. Domingo; und diese Gesinnungen haben sie durch ihr auffallendes Benehmen gegen dieselben vollkommen zu Tage gelegt. Deswegen haben denn auch nur sehr Wenige von diesen unglücklichen Kolonisten eine Zuflucht in diesem wilden und unwirthbaren Lande gesucht; und die kleine Anzahl derer, die ihr trauriges Schicksal dahin stieß, hat alle mögliche Ursache gefunden, sich's reuen zu lassen, daß sie hierher gegangen waren — bloß mit Ausnahme einiger Zuckersieder und Arbeitsleute, deren man zu Errichtung der Zucker-Fabriken nöthig hatte, und die denn auch hier wegen des Nutzens, den sie zu dieser Absicht schaffen konnten, willkommen ge-

wesen und wohl aufgenommen worden sind. Fast alle Kolonisten von jener unglücklichen Insel, die aus ihrem Lande, fern von ihrem Eigenthume herum irrten, die aber erfahren hatten, was für Widerwärtigkeiten sie hier erwarten mußten, haben ihr Leben und ihre Leiden lieber zu den Amerikanern, den Dänen, den Holländern, den Spaniern, ja sogar lieber zu den Engländern, die mit ihrem Vaterland im Kriege begriffen waren, und von denen allen sie, in größerer oder geringerer Anzahl, aufgenommen worden sind, mitnehmen, als sich zu der hiesigen Kolonie begeben wollen, die vor diesem französisch war, und die dieses auch, der Herkunft der mehresten Kolonisten, den äußerlichen Gewohnheiten und der Sprache nach noch jetzt, dem Charakter nach aber ganz und gar nicht mehr ist, welcher hier mit der Offenherzigkeit und dem Hange zur Gastfreiheit, die den ächten Franzosen auf ganz eigne Art auszeichnen, nicht die geringste Aehnlichkeit hat. Seit den etlichen und dreißig Jahren, da dieses Land unter eine andere Regierung gerathen ist, scheint der National-Charakter in demselben ganz aus der Art geschlagen zu seyn, wenn er anders wirklich jemals da recht einheimisch gewesen ist.

Uebrigens kann man sich nach dem, was bisher berichtet worden, leicht vorstellen, daß die oft gedachten Kolonisten von St. Domingo, denen man hier lieber die Freiheit, die Luft des Landes einzuathmen, und bey ihren wenigen Mitteln in Ruhe zu leben, verweigert hätte, nicht den mindesten Beistand, weder von der Regierung, noch von Privatleuten, und von diesen am wenigsten,

erhalten haben müssen. Und so ist es auch. Nicht geschützt, sondern in allen Stücken gehudelt; nicht bedauret, sondern verhöhnet; verlassen von Jedermann, und ganz isolirt in einem Lande, das bey seiner ersten Anlage ein Verbannungsort war, und das in vielen Rücksichten noch jetzt einer seyn könnte, haben diese Unglücklichen, deren zu gutem Glücke nur eine kleine Anzahl war, und die eine Louisianische Frau, da sie von ihnen sprach und über sie scherzte, spöttisch die Entlaufenen aus St. Domingo nannte, gar bald den Staub von ihren Füßen geschüttelt, und sind aus diesem noch wilden Lande wieder geflohen, so bald es ihnen die Umstände verstatten wollten. Einige von ihnen haben sogar geeilt, dieses zu thun, ehe noch die Feindseligkeiten aufgehört hatten, und auf die Gefahr hin, von feindlichen Korsaren gefangen zu werden, die doch menschlicher, als die Louisianer, den Unglücklichen nicht immer geplündert, und vielmehr im Gegentheil ihm zuweilen beigestanden haben.

Ich breche die Schilderung der moralischen, den Louisianern gemeinschaftlichen Gebrechen ab, will aber doch nicht die Ungerechtigkeit begehen, einige gute Eigenschaften zu verschweigen, die ihnen nicht abzusprechen sind, und die sich bekannter Maaßen mit Lastern und Mängeln, welche ihnen gerade entgegen gesetzt zu seyn scheinen, in dem Herzen des Menschen, diesem undurchdringlichen Abgrunde von Widersprüchen, in dem hin und wieder die Extreme beisammen und mit einander vermischt sind, gar wohl vertragen können. Die Louisianer halten ihre eingegangenen Verpflichtungen treulich; sie sind gute Ehe-

männer, liebreiche Väter und gehorsame Söhne. Dabey sind sie arbeitsam, sogar fleißig, schicken sich sehr gut zu mechanischen Künsten, sind Künstler aus Instinkt, und machen leicht alles nach, wobey es auf richtigen Blick und gewandte Finger ankömmt. Sie führen keinen ungebundenen Lebenswandel, und so überaus unwissend sie auch sind, so haben sie doch in der Jugend einen gewissen natürlichen Scharfsinn und eine besondere Begierde, das Wenige, was man sie lehrt, zu lernen. Leider! ist dies nur ein Strohfeuer, das aus Mangel an Nahrung und Unterhalte bald verlöscht. Vielleicht brauchte es weiter nichts, ihre Geisteskräfte besser zu entfalten und ihren erstarrten Seelen mehr Federkraft zu geben, als erfahrne Lehrer und guten Unterricht; und hieran hat es in diesem Lande von jeher gefehlt, und fehlt noch daran. Vermuthlich werden aber auch dergleichen gute Unterrichts-Anstalten, wie ich gar sehr glaube, nimmer mehr im Lande selbst Platz greifen, und es werden also die jungen Leute unter den Kreolen, (wenn etwas aus ihnen werden soll,) nothwendiger Weise außer Landes über See nach Europa, oder aufs allerwenigste in einen der vornehmsten Staaten von Nord-Amerika geschickt werden müssen, wo seit einigen Jahren ziemlich gute Schulen gestiftet sind, deren Anzahl und Verdienste mit der Zeit zunehmen werden.

Was das weibliche Geschlecht der meisten Kreolen betrifft, so ist von dem Aeußerlichen desselben oben schon das Nöthige bemerket worden; hier also noch ein Paar Worte von dem Innern und Moralischen der Kreolen-Weiber. Wenn man sie von dieser Seite näher kennen lernt; so

findet man, daß sie auch darin so wohl, wie im Physischen, vieles vor den Männern voraus haben. Sie besitzen überhaupt mehr Fassungskraft und Scharfsinn, und sind auch nicht so ungeschliffen, als die Männer. Sie haben zwar eben so wenig Erziehung und Unterricht, als diese; aber der Mangel daran ist bey ihnen lange nicht so sichtbar, und die Fehler, die davon herrühren, sind auch bey diesem Geschlechte nicht so auffallend, als bey dem andern. Manche unter ihnen haben sogar natürlichen Witz und einen Trieb zur Geselligkeit, mit dem hier zu Lande nur wenig Männer in gleichem Grade begabet sind. Kömmt ein Fremder von einigem äußerlichem Ansehen in eine Plantage, und verlangt da Herberge; so ist es gewöhnlicher Weise die Frau, die ihn empfängt, ihn unterhält, und in allen Stücken für seine Bewirthung sorgt, indeß der Mann nach einer kurzen Unterredung von einigen Minuten, zu der er selbst wenig beiträgt, und bey der er wohl öfters wie auf Kohlen steht, ohne Umstände an seine ländlichen Geschäfte geht, und sich eher nicht wieder sehen läßt, als zur Speisestunde, wo er nicht so wohl den Herrn im Hause, als vielmehr den untergeordneten Verwalter der Frau vom Hause vorstellt. Da nun also die Louisianerinnen mehr Kopf und Einsicht haben, als ihre kreolischen Männer, so ist es kein Wunder, daß sie im Hause vor ihnen ein Ansehen behaupten, welches aus dem Uebergewicht an Geist, und aus dem Gepräge des Charakters entsteht; und es folgt auch daraus kein merklicher Mißbrauch, indem die Haushaltung einen desto ruhigern und einförmigern Gang hält.

Sind hingegen solche Weiber mit Europäern verehlichet, so wendet sich das Blatt. Dann ist das vorzügliche Ansehen im Hause nicht mehr auf der Weiber Seite, oder wenn sie sich dessen ja im Guten oder im Bösen bemeistern, und es nach der Weise derer von ihnen, die an Kreolen verheirathet sind, genießen wollen, so ist die Folge von dieser Prätension, welche ihre Eheherren nicht anerkennen wollen, ein unaufhörlicher Streit und ein widerwärtiges Gezänk, woraus eben so schimpfliche als ärgerliche Auftritte entstehen, die am Ende gemeiniglich auf nichts besseres hinauslaufen, als daß die Männer davon gehen und ihre Weiber sitzen lassen. Daher findet man hier zu Lande, besonders in der Stadt, eine große Anzahl Frauenzimmer, die, eigentlich zu reden, weder Mädchen, noch Frauen, noch Wittwen sind, und deren Männer, weil sie es überdrüssig wurden, sich länger mit ihnen herum zu streiten, und alle Hoffnung aufgaben, sie nachgiebiger und geschmeidiger zu machen, ohne daß sie ihnen doch hätten die Herrschaft einräumen, und sich mit den kreolischen Männern auf gleichen Fuß setzen wollen, endlich den Entschluß ergriffen haben, ihrer Wege zu gehen, die starrköpfigen Honesta's, wie einst Belphegor, zu verlassen, und das Land, in dem sie wohnen, zu meiden.

Im Uebrigen haben die Louisianerinnen, und darunter vorzüglich die, die in den Plantagen geboren, gezogen, und da immer wohnhaft sind, verschiedene gute und löbliche Eigenschaften. Sie sind folgsame, achtungsvolle, liebreiche Eheweiber, und sorgfältige Hauswirthinnen, verstehen sich gut auf alles, was zur häuslichen Oekono-

mie gehört, halten sich ehrbar, mäßig, wohlanständig, und sind, den Starrsinn abgerechnet, überhaupt recht wackere Weiber.

Vermuthlich ist es indessen guten Theils eben der unbiegsamen, und sogar trotzigen Gemüthsart der Louisianerinnen, welche sich nur zu sichtbarlich zu Tage legt und gegenwärtig nur gar zu herrschend ist, so wie dem Luxus, der sich seit zehn bis zwölf Jahren in dieser Kolonie eingeschlichen hat, zuzuschreiben, daß jetzt so sehr wenig Heurathen in diesem Lande geschehen, welches doch voll mannbarer, zum Heurathen reifer und überreifer Mädchen ist, welche ihre Jahre ledig hin schmachten, in der Erwartung einer Heurath, die sie immer nur in der Ferne vor sich sehen, und die für diese unbeglückten Vestalinnen nur ein Tantalus-Becher zu seyn scheint. Ueberdies ist auch noch zu bemerken, daß in diesem Lande überhaupt die Anzahl der Töchter bey weitem stärker ist, als die Anzahl der Söhne; ein übler Umstand mehr, wodurch die Aussichten der Töchter nur noch mißlicher werden. Deswegen haben auch die Aeltern, wenn ein Sohn zur Welt kömmt, eine viel größere Freude, als über die Geburt einer Tochter, die nur dient, eine schon zu lange Liste noch mehr zu verlängern, und das ohnehin schon große Mißverhältniß zwischen den Personen beider Geschlechter noch mehr zu vergrößern, indem eine Tochter immer ein Gewicht mehr in die Waagschale wirft, die des Gewichtes vorher schon zu viel hatte.

Im Uebrigen ist es, dünkt mich, ganz unnöthig, zu

erinnern, daß alles, was bisher vom Physischen und Moralischen der Kreolen in Louisiana an Männern und Weibern gesagt worden, bloß aus einem allgemeinen Gesichtspunkte gefaßt ist, der in allen Rücksichten eine Menge Einschränkungen leidet. Giebt es unter den hiesigen Kreolen viele unwissende, hartherzige, eigennützige, falsche, lästersüchtige, prahlhafte, ruhmredige, großsprecherische Männer, so finden sich doch dagegen auch andere, die aufgeklärt, menschenliebend, edelmüthig, aufrichtig, gefällig, bescheiden und wahrheitliebend sind, zu deren Anzahl insonderheit diejenigen gehören, die in Europa erzogen und gebildet worden. Nur Schade, daß die Anzahl dieser letztern gar zu klein ist. Giebt es desgleichen auf der andern Seite hier viel trotzige und unverträgliche Weiber; so finden sich doch auch andere von biegsamerer und verträglicherer Sinnesart. Und finden sich eine Menge von Mädchen, die ihres ledigen Standes müde und satt sind; so sieht man doch auch hin und wieder andere, die sich nicht darum kümmern, oder auch ihre Verlassenheit muthig und in Geduld ertragen, und aus der Noth eine Tugend machen. Wie es im Sprüchwort heißt, keine Regel ohne Ausnahme.

Zwey und zwanzigstes Kapitel.

Bemerkungen über die weißen Ausländer.

An allen Ausländern, die man hier trifft, und die den kleinsten Theil der Kolonisten ausmachen, kann man das Gepräge von ihrem National-Charakter immer noch, obwohl freilich verfälscht und verdorben, erkennen.

Die Franzosen, die in Louisiana wohnen, sind, mit Ausnahme einer kleinen Anzahl von wackern und angesehenen Männern, entweder Leute von ganz gemeiner Herkunft, und der Vortheile einer sorgfältigen Erziehung beraubt, Handwerksleute, Kleinkrämer und Landwirthe, oder auch Abentheurer, die aus dem Mutterland oder aus den französischen Kolonien, aus denen sie wegen gespielter Bankerotte, wegen der Entführung von Mädchen oder Weibern, wegen Verscherzung des genossenen Vertrauens, wegen verschiedener entdeckter Räubereien, und anderer dergleichen Schwänke, für die sie, wenn sie länger zu Hause verweilet hätten, von ihren Mitbürgern eine exemplarische Züchtigung zum Lohne bekommen haben würden, lieber nach hiesigem Lande, als anderswohin, geflüchtet sind — zuförderst, weil sie hier ohne die mindeste Schwierigkeit eingelassen wurden, und nächstdem, weil sie hier außer dem Vortheile, vor einer auswärtigen Regierung gesichert zu seyn, zugleich auch das Gute fanden, daß sie weder eine andere Sprache lernen, noch sich zu andern

Sitten zu gewöhnen brauchten, als ihnen schon eigen waren. Und unter beiderley Klassen giebt es ihrer, theils von der erstern, die ihr Glück hier gemacht, und sich herausgepuzt haben, theils von der letztern, die hier ebenfalls reich, und, was noch mehr sagen will, rechtliche Leute geworden sind, oder doch die Maske davon angenommen haben — welches, in den Augen vieler Menschen, auf eins hinausläuft.

Die Spanier sind, entweder Männer, die es in den mancherley Geschäften der Juristerey mit der Feder, oder mit dem Degen zu thun haben, und die mit einander um die Wette auf Kosten des Königs, ihres Allergnädigsten Herrn, und des Publikums, ihres ganz unterthänigen Dieners, ihre Pfeife schneiden, (mit Ausnahme einiger von ihnen, die, mit einer kleinen Anzahl von Franzosen, Engländern und Amerikanern zusammen gerechnet, überhaupt dasjenige ausmachen, was unter allen den Ausländern von mancherley Nationen, welche man hier zu sehen bekömmt, noch die einzige redliche und gesittete Gesellschaft ausmachen,) oder Katalonier, gemeine Leute, fast allesammt Schenkwirthe und Kleinkrämer, die sich unter einander helfen und beystehen, wie die Spitzbuben auf dem Jahrmarkt, und die auf alle erdenkliche Weise, oft der Ehre und Redlichkeit zum Possen, nach dem Glücke rennen und reich zu werden suchen.

Die Engländer oder Irländer, und die Amerikaner sind fast durchgängig Handelsleute in der Stadt. Unter ihnen befinden sich Männer von guter Erziehung und großer

Rechtschaffenheit, so wie es desgleichen auch wieder andere giebt, die eben so ungesittet, als ungewissenhaft sind; und das kann man denn Mang=Waare nennen, wie der Fall gemeiniglich bey Leuten von allerley Klassen, die der Handel zusammen führt, seyn muß. Außerdem giebt es hier noch eine gewisse Anzahl Amerikaner, die sich als Landleute, oder als Handwerksleute, in den abgelegenen Posten niedergelassen haben, Hefen und Wegwurf ihres Vaterlandes; wie auch gewisse Franzosen, deren ich bereits gedacht habe, die aber das Glück nicht so, wie einige der letztern, herausgeputzt oder gesäubert hat, und die folglich, weil sie nicht eben so gut, wie jene Günstlinge der Fortuna, die Rolle angesehener, oder wenigstens doch rechtlicher Leute, methodisch spielen können, in statu quo und so geblieben sind, wie sie gleich anfangs waren, dies heißt, arme Schlucker oder ausgemachte Schurken.

Die Akadier oder Neuschottländer sind Ueberreste oder Nachkommen von jenen französischen Kolonisten, die ehedem aus dem tiefen Nord=Amerika, ihrem Vaterlande, oder von Europa aus, gerades Weges hierher versetzet wurden. Man hat ihnen Ländereien eingegeben, Ackergeräthe unter sie ausgetheilt, und sie in den ersten Zeiten ihrer Versetzung in dieses Land und ihres Wohnens darinnen genähret und gekleidet. Uebrigens ist es aber der spanischen Regierung nicht möglich gewesen, die faule Sinnesart dieser Leute zu ändern, sie aus ihrer tiefen Unempfindlichkeit zu wecken, und ihnen, mit einem Wort, eine Thätigkeit einzuflößen, deren Keime freilich bey der Regierung selbst nicht lebendig genug waren. Es sind ungehobelte

Menschen, (jedoch übrigens ehrliche Leute,) langsam, ohne Feuer zur Arbeit, kurzsichtig, unbemittelt, leben elendiglich in ihren armseligen Plantagen, und schränken ihre ganze Mühe und Arbeit auf weiter nichts ein, als daß sie türkisches Korn bauen, Ferkel, (wie sie sagen,) oder Schweine ziehen, und Kinder zeugen. Daher sieht man auch rings um ihre armseligen, bäurischen Wohnungen her überall nichts, als zerlumpte, bettelhafte Kinder und Schweine, alles unter einander, und die einen so unsauber, wie die andern, und vor den Thüren ihrer Hütten große Strunzen von Mädchen, so steif, wie Hebebäume, und große Bengel von Bauerjungen, eben so wild, wie sie, die mehreste Zeit ganz müßig, und die Vorbeygehenden Leute dumm angaffend, beide Geschlechter in den groben baumwollenen Zeuch von einerley Grundfarbe mit bunten Streifen gekleidet, der bey ihnen, freilich langsam, wie alles andere, gemacht wird.

Die Teutschen waren vor diesem ziemlich zahlreich in dieser Kolonie, in die man sie versetzet hatte, wie nachher auch mit den Akadiern geschehen ist. Von denen, die gerades Weges hierher gebracht worden sind, ist natürlich, da diese Verpflanzung schon vor so lange Zeit geschehen ist, keiner mehr am Leben; aber es sind nach der Hand einige andere von dieser Nation hergekommen, die noch leben, und die so gut, wie die mehresten, hier zu Lande ziemlich zahlreichen Kreolen von teutscher Herkunft, leicht zu kennen sind, theils an ihrer Aussprache, theils an ihrer hohen Röthe und blonden Farbe, theils endlich auch an ihrem Hange zur Röllerey, an ihrer Abneigung gegen

Gastfreiheit, an ihrer hartherzigen Denkungsart, die ihnen gleichsam angeboren ist, und an der wilden Unbarmherzigkeit, die dem gemeinen Volke von dieser Nation eigen zu seyn scheint; im Uebrigen ehrliche Leute, arbeitsame Landwirthe und gewandte Handwerker, ob sie wohl eben so steif auf der Weise, wie sie eine Sache einmal treiben gelernt haben, als auf ihrem Interesse bestehen, (und das will nicht wenig sagen,) und zu großen Aussichten und Unternehmungen wenig, oder fast gar nicht aufgelegt.

Unter der niedrigsten Klasse der Ausländer giebt es außerdem noch einige Italiäner, die sich der Fischerey befleißigen; Kanarier, die sich mit der Gärtnerey und einigen andern kleinen Gegenständen der Konsumtion beschäftigen; und sogar Zigeuner, die man hier seßhaft zu machen gewußt hat, und die fast sammt und sonders Tänzer oder Spielleute sind.

In dieser Hinsicht darf ich wohl sagen, es giebt wenig Orte in der Welt, wo man in einem Lokal von ähnlichem Umfange den Menschen-Stamm so mannichfaltig in Nationen, in Geschlechtern, und in Haut-Farben abgeändert beisammen sehen könnte, wie zu Neu-Orleans in den Monaten Januar, Februar und März, wo das Zusammentreffen von so mancherley Menschen-Arten beträchtlicher und bunter ist, als zu jeder andern Zeit. Es ist dies ein originelles Schauspiel, welches diesem Winkel der Welt allein vorbehalten zu seyn scheint.

Drey und zwanzigstes Kapitel.

Bemerkungen über die Freygelassenen und Pflanzersklaven.

Die Klasse der Freigelassenen besteht aus Negern, und hauptsächlich aus Mulatten, beide von sklavischer Herkunft, die ihre Freiheit entweder von ihrem Herren erkaufet oder geschenkt bekommen, oder dieselbe von ihren Aeltern, welche sie auf gedachtem Wege erlanget hatten, ererbet haben. Ein Theil von diesen Leuten, der auf dem Lande wohnt, baut da Lebensmittel, und vornehmlich Reiß, und einige kleine Baumwollenfelder. Eine große Menge von ihnen, Männer, Weiber und Kinder, leben haufenweise beisammen in der Stadt; und von diesen treiben die einen mechanische Künste, zu denen sie zwar viel natürliche Geschicklichkeit, aber nur wenig Neigung haben, und einen oder den andern Kleinhandel, und die andern beschäftigen sich mit der Jagd, von der sie den Ertrag mit nach Hause bringen und in der Stadt verkaufen.

Die Mulatten sind insgemein Faulenzer, Schwelger, Trunkenbolde, Lügner, Windbeutel, Grobiane und feige Memmen. Sie hassen von Herzensgrunde die Weißen, denen sie doch ihr Daseyn zu danken haben, und die ihre ersten und vornehmsten Wohlthäter sind. Und da die Politik der spanischen Regierung erfordert, ihnen bis zu einer gewissen Gränze die Brücke zu treten; so giebt dieser solchergestalt unterstützte natürliche Widerwille dann und

wann Anlaß zu ärgerlichen Auftritten zwischen ihnen und manchen Weißen. Weil dann aber doch in diesem Lande wenigstens sechs Weiße gegen einen Freigelassenen sind, so dient dieser wichtige Umstand, verbunden mit ihrer angebornen Zaghaftigkeit, ihrem Trotze noch zum Zaume.

Die Mulattinnen sind zwar nicht so ganz mit allen Gebrechen der Mulatten behaftet; aber sie ähneln ihnen doch in ihrem großen Hange zur Ungebundenheit, in ihrer Eitelkeit, welche die Schoossünde beider Geschlechter ist, und (als eine Folge von eben dieser Eitelkeit) in ihrem Hasse gegen die Klasse der Weißen überhaupt, und gegen die weißen Weiber insonderheit; einem Hasse, der doch übrigens ihrem persönlichen Interesse untergeordnet ist, indem eine große Menge von ihnen mit eben diesen Weißen im Konkubinate lebt, obwohl freilich mehr aus gieriger Habsucht, als aus aufrichtiger Zuneigung.

Beide sind von gesunder und starker Natur, und von mittlerem, wohlgestaltetem Wuchs; aber sie haben grobe Lineamente und keine gefällige Gesichtsbildung; es scheint auch ihre Haut hier gröber und schwarzgelber zu seyn, als anderwärts.

Die übrigen freien Leute haben mit diesen mehr oder weniger Aehnlichkeit, ohne jedoch einen gleich großen Hang zu trotziger Anmaßung und Eitelkeit zu haben.

Die Klasse der Neger-Sklaven und Sklavinnen, u. s. w. ist unter den dreyen die zahlreichste und am wenigsten

beglückte. Die Neger-Kreolen, die im Lande selbst, oder in sonst einer europäischen Kolonie geboren, und hierher versetzet sind, sind die gewandtesten, die gescheutesten, und den chronischen Krankheiten am wenigsten unterworfen; aber sie sind auch zugleich die größten Faulenzer, die ärgsten Schelme, und die ausschweifendsten Menschen. Diejenigen, die erst neuerdings aus Guinea her kommen, schicken sich am wenigsten zu den Diensten im Hause und zu mechanischen Künsten; sie begreifen nicht viel, und werden häufig Opfer hitziger oder schleichender Krankheiten, (besonders in den ersten Jahren ihrer Versetzung hierher,) sind aber dagegen auch stammhafter, arbeitsamer, schicken sich besser zu den Arbeiten des Feldbaues, und sind auch nicht so abgefeimte Schurken und lüderliche Buben, als jene. Dies sind die Merkmaale, woran sich die einen von den anderen unterscheiden lassen; was das Uebrige anlangt, so sind sie einander im Physischen und im Moralischen ziemlich gleich.

Es ist dies eine Art von Menschen, welche die Natur durch die Geistes-Stimmung, durch ihre Geneigtheit, sich lenken und leiten zu lassen, durch ihre moralische Unfähigkeit, durch eine, so zu sagen, ganz eigne Richtung, durch einen angebornen Hang, durch eine ihnen beiwohnende elastische Tendenz zu einem bloß leidenden Zustande, ganz eigentlich zur Sklaverey bestimmt zu haben scheint. Hierinnen sind die Neger ganz andere Menschen, als die Wilden oder ursprünglichen Einwohner von Amerika, welche allem Zwange, aller Unterwürfigkeit in eben dem Grade feind, in dem die Neger dazu geneigt sind; so wie wir

unter den Thieren gewisse Gattungen kennen, die ihr natürlicher Trieb zu dem Zustande der Hausgenossenschaft antreibt, und andere dagegen, die sich von diesem Zustand entfernen, und die sich auf keine Weise dazu bringen lassen.

Was den hierin einander so ganz entgegengesetzten Charakter dieser beiden Menschen-Arten betrifft, so ist es ein philosophisches und lehrreiches Schauspiel, das man in hiesiger Kolonie vor Augen hat, und aus dem sich folgende Schlüsse ziehen lassen. Wenn die Natur den Negern eben den natürlichen Trieb zugetheilt hätte, den sie den Wilden eingedrückt hat; so ist nichts gewisser, als daß sie, statt sich maschinenmäßig und umsonst den immer wiederkehrenden Arbeiten des Feldbaues, der strengen Manns-zucht einer Werkstätte, den schweren Strafen, die ihnen in jedem Falle, wenn sie dieser Manns-zucht entgegen handeln, angethan werden, zu unterwerfen, im ersten Anfall und von freyen Stücken aus den Plantagen, wo sie so unaufhörlich und ohne Profit arbeiten, und wo sie doch übrigens nicht gefesselt sind, davon gehen, nach den benachbarten Holzungen laufen, sich tief ins Innere des Landes begeben, und da, gleich den Wilden, um so mehr unabhängig leben würden, so sehr sie bey ihrer natürlichen Neigung zum Nichtsthun immer Ursache genug haben würden, eines solchen Entschlusses froh zu werden, und unverrückt dabey zu beharren *).

Sollte es etwa Ungewißheit eines zuverläßigen Unterhaltes bey solcher neuen Lebensart seyn, was die Neger

*) Thun dies nicht die Negern in Südamerika, u. s. w.? D. H.

bewöge, ihrem Joche so treulich unterworfen zu bleiben? Allein ihre Begriffe reichen, wie bekannt, nicht einmal so weit, daß sie sich, selbst in dieser Hinsicht, um die Zukunft bekümmerten; und zu dem würde auch das Beispiel der Wilden, die auf diese Art in verschiedenen Völkerschaften leben, hinreichend seyn, sie hierüber unbesorgt zu machen. — Sollte es die Furcht seyn, daß sie von ihren Herren weit verfolget, mitten in jenen weitläufigen Gegenden von ihnen eingeholt, nach ihren Werkstätten zurückegeschleppt, und für ihr Entweichen nach der Strenge gestraft werden würden? Wären sie auch von noch so beschränkter Einsicht, so darf man sich doch nicht einbilden, daß sie blödsinnig genug seyn könnten, eine so chimärische Furcht zu hegen — wegen der fast unüberwindlichen Schwierigkeit, die eine Handvoll Weiße finden müßte, ihnen nachzusetzen, ihnen mitten in jenen wilden Gegenden beyzukommen, und sie zumal zurücke zu bringen; eine Schwierigkeit, die, von allen Seiten betrachtet, so groß ist, daß sie sich bey mehrerer Ansicht in eine Unmöglichkeit verwandelt, von der die Negern sogleich innerlich überzeuget seyn würden. — Sollte es auch wohl die Besorgniß seyn, daß sie von den Wilden angehalten, und an ihre Herren wieder ausgeliefert, oder doch wenigstens von ihnen angefochten werden würden? Ein solcher Anlaß zum Schrecken wäre um nichts gegründeter, als die vorigen, da eher die Negern, wenn sie einmal die Werkstätte verließen, in Masse fortgiengen, und in so weitläufige Gegenden eindrängen, im Stande wären, die mäßigen Rotten von Wilden, die in jenen Wüsteneien, große Strecken weit aus einander, herum streifen, in Furcht zu setzen,

als daß sie selbst Ursache finden könnten, sich vor ihnen zu fürchten. Ueberdies würde es ihnen nicht am Platze fehlen, sich gemächlich anzusiedeln, ohne bey jenen kleinen Völkerschaften den mindesten Argwohn von einer für sie daraus erwachsenden Gefahr zu erregen, so fern sie sich nur von den Gränzen der Kolonie entfernten und sich an einsamen Orten niederliessen, wo die Natur noch ungestört Herr über sich selbst ist, und ihnen einen ruhigen und sichern Aufenthalt darböte. Uebrigens gebricht es einer solchen Furcht, von den ursprünglichen Einwohnern des Landes beunruhiget zu werden, so gänzlich an Realität, daß die kleine Anzahl von Negern, die von Zeit zu Zeit einmal wirklich zu ihnen geflüchtet ist, fast immer eine Freistatt bey ihnen gefunden, und man bey der Kolonie sogar einige solche Negern nach Verlauf eines beträchtlichen Zeitraumes ihre Freistatt wieder hat verlassen, freiwillig zu ihren Herren zurückekommen, und wieder in ihre Werkstätte gehen sehen, so wie der Hund, der aus seinem Stall entwischet war, von selbst, und aus natürlichem Triebe zur Knechtschaft wieder zu demselben zurückekehrt.

Sollten es endlich die Vergleichung, welche die Negern zwischen ihrem Zustand und dem Zustande der Wilden anstellten, und der Vorzug seyn, den sie, nach Erwägung aller Umstände, am Ende doch noch dem ihrigen gäben? In der That läßt sich vermuthen, daß eine solche Hinsicht aufs Final allerdings Einfluß auf ihr Verhalten und ihre Privat-Entschliessungen haben könnte. Allein was offenbar das Uebergewicht über jede Art von isolirtem Bewegungsgrund oder zufälliger Ursache hat, was die haupt-

sächlichste Triebfeder ihres Thuns und Lassens ist und das Wesen ihres Charakters ausmacht, ist, wie ich schon gesagt habe, jener unwiderstehliche Hang, jener maschinenmäßige Instinkt, der sie zur Knechtschaft geneigt macht und sie daran fesselt, wie die Taube an den Taubenschlag, das Federvieh an den Hünerhof, und den Ochsen an's Joch, — an einen Zustand, über den sie sich nur einige Augenblicke lang erheben, um sich auf allerley falsche Wege zu verirren, und in den sie gar bald auf eine oder die andere Art, und wie betäubt über den moralischen Rausch, und über den Irrweg, auf den sie dadurch gerathen waren, zurückkehren.

Diese Macht des Instinktes, diese Stärke des natürlichen Hanges noch besser ins Licht zu setzen, will ich nur einige, mit einander zusammenhängende Fragen aufstellen, die den Leser zu einem Schluß aus meinen Principien führen können. Hat man jemals in irgend einer Gegend von Amerika den Wilden zu einem solchen Knechtsstande zu zwingen, und Nutzen von seiner Knechtschaft zu ziehen vermocht? Hat man jemals seinen unabhängigen Geist zu diesem weggeworfenen Zustande beugen können? Hat die mächtige Springfeder, die in ihm lebt, nicht immer ihre Kraft und unzerstörbare Elasticität behalten? Kurz, hat man wohl dieses unveränderliche Getriebe vernichten können, ohne zugleich die Maschine selbst zu vernichten? Hat man den Charakter zu brechen vermocht, ohne den Menschen umzubringen? Ist nicht, mit einem Worte, die spanische und die portugiesische Regierung mehr durch die völlich eingesehene, und nur gar zu augenscheinlich durch Er-

fahrung und Länge der Zeit erwiesene Unmöglichkeit, diese Menschenart wirklich der Sklaverey unterwürfig zu machen, als durch angebliche Maximen von Gerechtigkeit und Menschenliebe, welche bey der innern Regierung ihrer Kolonien nie die Richtschnur ihres Verfahrens, nie der Kompaß ihrer Verfügungen gewesen sind, am Ende bewogen und genöthigt worden, die Freiheit eben der Menschen anzuerkennen, die man schlechterdings nie an das Joch der Abhängigkeit hatte gewöhnen können, und die sich immer lieber ermorden lassen, als Knechte seyn wollten? *)

Mit den Negern hat die Sache eine ganz andere Bewandniß, für sie ist Sklaverey, so wohl in den Ländern, aus denen sie gebürtig sind, als überall anderwärts, ein natürlicher Zustand, aus dem sie nur gewaltsam treten, und zu dem sie dagegen willig zurückekehren, wie eine Heerde Schaafe zum Stalle. Selbst die großen Auftritte, die sich seit einigen Jahren in den französischen Kolonien, und namentlich auf der Insel St. Domingo zugetragen haben, dienen bloß zur Bestätigung und Bekräftigung meiner Gedanken über diese Sache, und kommen dem, was ich bereits gesagt habe, zu Statten. Es ist außer Zweifel, daß die Negern in letztgedachter Kolonie, diesem Schauplatze so vieler traurigen Begebenheiten, bis heutigen Tag noch keine Stunde aufgehört haben, wirkliche Sklaven, wenn schon nicht immer dem Namen nach, zu

*) Diese Eigenheit ist kein wirklicher Vorzug der amerikanischen Wilden; der Grund davon liegt in zufälligen Ursachen, die der Menschenforscher leicht auffinden wird. D. H.

seyn, mag man ihnen auch von diesem oder jenem Hirngespinnste noch so viel vorgeschwatzt, mögen sie sich auch, in was für einer Lage sie wollen, befunden, und andere ihnen dieſe oder jene Benennung beigelegt haben. Vor der Revolution waren sie Sklaven ihrer rechtmäßigen Herren; in den ersten Jahren dieſer Revolution sind sie Sklaven der französischen Kommissarien und der Mulatten gewesen; und nunmehr sind sie Sklaven ihrer Anführer, (die so gut, wie sie selbst, Negern sind,) und einiger Weißen und Mulatten, die auf die Seite jener Anführer getreten sind. Man hat wohl das Wort (den Namen) vernichtet; aber die Sache ist geblieben; denn das Wort ist nichts, und die Sache ist alles. Mein Mantel, zum Beispiele, läßt sich allenfalls nicht mehr Mantel, sondern anders, nennen, wird mir aber immer, wie es seine Bestimmung mit sich bringt, zur Bedeckung dienen. Eben so kann, kurz zu reden, der Neger-Sklave mit jedem andern Titel, den man für dienlich hält, bezeichnet werden; aber in den Kolonien wird er nie anders mit Nutzen zu gebrauchen seyn, als er schon vor diesen Unruhen gebrauchet worden ist, man müßte es denn dahin zu bringen wissen, daß man sein Naturell ändern, den Instinkt, der ihn an die Knechtschaft bindet, vernichten, und ihn zum Stande der Civilisirung eben so tauglich und geneigt machen könnte, als es der Weiße ist. Dies heißt mit andern Worten: man müßte die Kunst verstehen und das Glück haben, dem Wolfe die Fertigkeiten des Hundes, und dem Affen die Gewohnheiten des Schaafes beizubringen, mithin die Gränzen der Natur zu verrücken, und die von ihr selbst eingeführte Ordnung sammt ihren Gesetzen umzukehren. Sage

und argumentire man hierwider, so viel man wolle; es ist einmal nicht anders. Alle Vernünfteleien unserer revolutionssüchtigen Sophisten, dieser Enthusiasten für allgemeine Freiheit, dieser negrophilischen Marktschreyer, scheitern gegen eine Reihe von Beobachtungen, die sich auf die Erfahrung gründen und von ihr bestätiget sind. *)

Aber wieder zu unserm Zwecke, von dem uns diese Abschweifung über die Macht und den Einfluß des Naturells ein wenig abgebracht hat, zu kommen, wollen wir den Neger-Sklaven in Louisiana etwas näher betrachten.

Er ist überhaupt und durchgängig mit allen den Fehlern behaftet, die mit der Knechtschaft verbunden zu seyn pflegen. **) Vor allen Dingen ist er faul, ausgelassen und lügenhaft, aber doch von Grund aus nicht bösartig. Dessen ungeachtet kann man nach dem unverschämten Tone, der hier bey seines Gleichen ziemlich gemein ist, nach dem gewöhnlichen Gerede dieser Menschen, und sogar nach einem gewissen, durchgehends ungeschmeidigern, rauhern und entschiedenern Charakter zu urtheilen, als er sich bey den Negern auf den Antillischen Inseln findet, (welches man so wohl dem Klima, als der Regierungsform und

*) Der Herr Verfasser möchte wohl schwerlich triftige Gründe für seine Sophistereyen auffinden können. Alle denkende Leser werden ohne unsre Beyhülfe die Nichtigkeit seines Räsonnements einsehen. D. H.

**) Richtig! Aber man muß die Wirkung nicht mit der Ursache verwechseln. D. H.

Polizey der verschiedenen Länder zuschreiben muß,) mit Recht vermuthen, daß eine politische Erschütterung von der Art, wie sie den französischen Kolonien wiederfahren ist, hier zu Lande um so kläglichere Folgen nach sich ziehen würde, weil mir die hiesigen Negern, (wie ich so eben angedeutet habe,) bey weitem mehr zu einem allgemeinen Aufstande geneigt zu seyn scheinen, als es die Negern in St. Domingo zur Zeit der Revolutions-Krisis waren, und weil es wahrscheinlicher Weise hier nicht an nichtswürdigen Buben von jeder Art und jeder Farbe fehlen möchte, die sich in einer solchen allgemeinen Verwirrung an ihre Spitze stellen, und sie zu schröcklichen und unübersehbaren Excessen verleiten würden — vorausgesetzt, daß die Umstände alsdann hier eben so passend zu einem solchen moralischen Umsturze zusammen träfen, wie der auf St. Domingo in jenen traurigen Zeiten war; welches zu gutem Glück in hiesigem Lande keinesweges vermuthet werden kann.

Die Negern sind hier zwar immer zum Arbeiten hinter einander fort genöthigt, werden aber doch eben nicht mit übermäßiger Arbeit abgemattet, ausgenommen zur Zeit der Fabrikatur in den Zuckersiedereien, in einem Zeitraume von zwey bis drey Monaten, wo die Masse der Arbeiten wirklich außer Proportion zu der Masse der Arbeiter ist, die sich dann, bey Tag und bey Nacht, nach Maaßgabe ihrer Anzahl damit überladen befinden. Man wird mir ohne Zweifel zugeben, daß eine Werkstatt von vierzig Negern, die eine Fabrikatur von hundert und zwanzig tausend Pfunden Zuckers, und 120 Tonnen Syrups in

der kurzen Zeit der zwey kalten, nebligen, regnerischen Monate November und December, unter allen den Schwierigkeiten und mannichfaltigen Beschwerlichkeiten, die aus der Strenge der Jahreszeit, der Kürze der Tage und der Länge der Nächte entstehen, zu Stande bringen muß, durchaus nicht feyern oder schläfrig arbeiten dürfe, sondern daß sie sich vielmehr diese Zeit über, wie es hier heißt, tüchtig tummeln muß. Wahr ist indeß, daß die Sklaven zu der Zeit reichlicher genährt, und, nach dem Kolonial-Ausdruck, aus der Hand gefüttert werden. Zu jeder andern Zeit, und bey den übrigen Kultur-Geschäften, wird es ihnen nicht so gut. Die Arbeiten sind dann nicht so übermäßig; dafür ist aber auch die Nahrung dabey nicht so reichlich.

In einem Lande, welches nicht die vielen Hülfsquellen, wie die Antillen, nicht jenen Ueberfluß an mancherley Lebensmitteln hat, die fast immer frisch nachwachsen, dergleichen die Bananen, die Maniokwurzeln, die Pataten, die Yamswurzeln, der karaibische Kohl oder Malangas, der Palmen-Kohl, der Reiß, das türkische Korn, der Hirse, die Erbsen, allerley Bohnen, u. s. w. sind, und wo der Neger weiter gar keine sichere Nahrung hat, als den Reiß, das türkische Korn, und eine Art von kleinen braunen Bohnen, besteht die festgesetzte Ration für jeden Neger monatlich bloß aus dem Werthe einer Tonne türkischen Korns in den Hülsen; wie denn das türkische Korn das einzige Lebensmittel ist, wovon die Aerndten in diesem Lande so ergiebig sind, daß sich daraus der unentbehrliche Unterhalt für die Sklaven der Kolonie ziehen

läßt. Der Reiß, die Bohnen und die Erdbirnen würden nicht zulangen, nur den vierten Theil dieser Leute zu ernähren, man müßte denn die Pflanzungen dieser Lebensmittel zum Nachtheile der Haupt-Kulturen verstärken, wozu aber die Plantagen-Besitzer wohl keine Lust haben möchten. Indessen giebt es unter den hiesigen Plantagen-Besitzern doch einige, die ihren Leuten außer der gedachten Ration türkischen Kornes noch ein wenig Salz dazu geben; und damit gut!

In den Stunden, die dem Neger für sich zugelassen sind, muß er beschäftiget seyn, dieses türkische Korn zu enthülsen, es auszukernen, zu stoßen, zu beuteln, oder auch, nach Maaßgabe der verschiedenen Zurichtung, zu waschen. Dann bleibt ihm noch übrig, es mit dem Holze, welches er sich selbst anschaffen muß, zu kochen. Dennoch muß er mit Tages-Anbruch, im Winter wie im Sommer, auf den Feldern seyn bis zu Mittage. Dahin nimmt er denn, wenn er des Morgens geht, sein Frühstück mit, welches er zwischen acht und neun Uhr an dem Platze genießt, wo ihn seine Geschäfte so eben zu seyn verpflichten. Vom Mittage bis um zwey Uhr nach Mittage bleibt die Arbeit für den Herrn ausgesetzt; dann aber setzt sie der Neger ununterbrochen bis zum Anbruche der Nacht unter der Aufsicht des Herrn oder des Verwalters, und unter der Geisel eines Negern-Gebieters fort.

Während der paar Ruhestunden, die ihm gegönnt sind, bringt der gute Neger seine Zeit nicht müßig zu,

sondern geht hin und arbeitet an einem Stückchen Landes, wo er Lebensmittel zu seinem Profit gepflanzt hat, da indessen seine Gattin, wenn er eine hat, beschäftiget ist, für ihn, und ihre Kinder ein Essen zuzurichten. Denn ich habe bemerket, daß in hiesiger Kolonie die Kinder der Sklaven nicht, wie auf den Antillen gebräuchlich ist, besonders ernähret werden, sondern Väter und Mütter mit ihnen beladen bleiben, gegen eine halbe Ration türkischen Korns für jedes Kind, bloß zu rechnen von dem Tag an, wo das Kind entwöhnet wird, weil man die Milch der säugenden Mutter, die indessen immer an ihre gewöhnliche Arbeit gebunden bleibt, zur Nahrung des Kindes bis dahin für hinlänglich achtet; — ein Zuwachs von Last und Beschwerlichkeit für diese unglücklichen Wesen.

Kommen sie des Abends beide in ihre Hütten, so richten sie sich ein sehr mäßiges Abendessen zu, genießen es, (welches sie noch bis ziemlich spät in die Nacht wachend erhält,) und legen sich dann schlafen — mit Ausnahme einiger Nachtschwärmer, die, weil sie in ihrer Heimath keine Weiber finden, (wie denn bey der hiesigen Kolonie die Anzahl der Negerinnen in einem beträchtlichen Mißverhältnisse gegen die Anzahl der Negern steht, von denen wenigstens drey Mannsleute gegen ein Weibsbild sind,) anderwärts herum laufen, ein glückliches Abentheuer zu suchen, an dessen Statt ihnen zuweilen ein unglückliches begegnet, wenn sie von ungefähr auf eine Patrouille von benachbarten Pflanzern stoßen, welche sie aufhebt, und des andern Morgens

wieder in ihre Werkstätten laufen läßt, nachdem sie ihnen eine mehr oder minder derbe Züchtigung mit auf den Weg gegeben hat, deren Andenken dessen ungeachtet, bey ihrer moralischen Stimmung, gar bald erlöscht, weil das Bedürfniß der Natur bey ihnen noch viel stärker ist, als die Dauer des Gefühls von der empfangenen Strafe.

Ihre gewöhnliche Nahrung ist türkisches Korn, oder ein wenig Reiß und Bohnen, in Wasser gekocht, und fast immer ohne Schmalz und ohne Salz, wozu sie dann und wann ein kleines Stück Wildpret genießen, das sie auf der Ebne oder im Gehölze zu tödten die Geschicklichkeit haben, und über dessen Auswahl sie nicht schwierig sind. Alles, was Fleisch heißt, ist ihnen gut genug. Sie essen gern Pischu, (eine Mittelart von Wolf und großem Fuchse,) Schauy, (ebenfalls eine Wildart, aber kleiner,) wilde Katzen und wilde Ratten, Eichhörner, und sogar Krokodille; Reh und Kaninchen überlassen sie den Weißen, und wenn sie dergleichen getödtet haben, verkaufen sie es an sie.

Sie ziehen auch Federvieh und Schweine, essen aber nicht davon, oder thun, eigentlich zu reden, weiter nichts, als daß sie es kosten. So was ist für sie schon zu leckerhaft; lieber machen sie es zu Gelde. Eben dieses thun sie auch mit den Eiern, um sich etwa ein Klei-

Das amerikanische, von uns sogenannte Krokodill ist bemerklich anders gebildete Cayman. D. Ueb.

dungsstück, oder sonst etwas, das mehr nach ihrer Konvenienz ist, und insonderheit ein kleines Mäßchen Tafia oder Zucker-Branntwein anzuschaffen, nach dem sie durchgehends so begierig sind, daß man ihnen, wenn man ein Stück Arbeit, wozu Kraft-Anstrengung erforderlich ist, in der Geschwindigkeit von ihnen geleistet haben, und doch zu dem Ende nicht gerade die Peitsche brauchen will, nur einen Schluck, das ist, drey Queerfinger breit von diesem, einem jeden willkommenen Lieblingstrunke versprechen darf. Damit kann man sie bereden, daß sie einem durchs Feuer laufen. Auch Tabak, geraucht oder gekaut, ist ausnehmend nach dem Geschmacke dieser Leute.

Zu ihrer Kleidung wird ihnen, das ganze Jahr über, weiter nichts gegeben, als einzig und allein eine mäßige wollene Decke, die ein jeder von ihnen zu Winters-Anfange bekömmt, und aus der sie sich eine Art von Mantel oder Kappe machen, die ihnen in dieser strengen Jahreszeit vom Kopfe bis unter die Hüften zur Bedeckung dient. Uebrigens sind ihre Herren, (welches man kaum glauben sollte,) so knauserig, so ausgelernt in der Sparkunst, daß sie ihnen vom Allerheiligenfest (1sten November) an bis zu Ostern, zum Ersatze für die Kürze der Tage in dieser Jahreszeit, von ihren zwey Ruhestunden noch eine halbe Stunde abkürzen, und ausserdem auch sogar den Werth der wollenen Decke, die sie einem Jeden geben, im voraus abziehen und für sich inne behalten, indem sie sie dafür entweder an den Sonntagen, (welche diesen unglücklichen Menschen, vermöge

der Kolonial-Verordnungen, zu eigner Disposition frey gelassen werden sollen,) so wie in ihren zwey Ruhestunden zum Arbeiten zwingen, oder es ihnen an sonst einem Artikel abbrechen, womit der Werth jenes wichtigen Stüks ersetzet werden, und zur Wiedererstattung eines solchen Vorschusses für die großmüthigen Louisianer dienen kann, zu deren Profit gleichwohl ihre armen Sklaven vom Anfange bis zum Ende des Jahres ohne den mindesten Vortheil und den geringsten Nutzen für sich selbst, arbeiten.

Ihre verrauchten Hütten bestehen aus Pfählen und Bretern von Cypressen, die neben einander aufgesetzt sind, und durch die Wind und Regen eindringen. Hierbey fällt mir eine Anekdote ein, die zwar im Grund an und für sich nicht viel bedeutet, deren Umstände aber nicht anders als interessant für jedes fühlende Herz seyn können, in sofern sie ein neues Beispiel von der eingewurzelten Fühllosigkeit der Louisianer Kolonisten gegen alles, was mit der Menschenliebe zusammen hängt, enthalten. Ich will sie erzählen, wie sie sich, vor weniger Zeit, vor meinen Augen zugetragen hat. Einige Personen, worunter ich selbst gehörte, machten sich einen von den schönen Tagen, die dann und wann den Winter in Louisiana erheitern, zu Nutze, gegen Sonnen-Untergang in dem Innern einer Plantage spazieren zu gehen. Da man nun über das hingieng, was man hier zu Lande unschicklicher Weise das

*) Quid non mortalia pectora cogis, Auri sacra fames!

Lager nennt, (welches die Gegend ist, wo die Negernhütten, in einer kleinen Entfernung von einander stehen,) sagte Jemand von der Gesellschaft: „wir wollen doch einmal die hundertjährige besuchen;" und somit wanderten wir auf die Thüre einer kleinen Feldhütte zu, in der ich den Augenblick darauf eine alte Negerin aus Senegal zum Vorscheine kommen sah, so abgelebt, daß sie wie zwiefach zusammen gekrümmt da stand und sich auf die Planken ihrer Hütte stützen mußte, um die vor ihrer Thüre zusammen kommende Gesellschaft zu empfangen, und zu dem beinahe taub, aber noch mit einem ziemlich hellen Auge versehen. Sie lebte in der äußersten Entblößung von allem, was der Mensch bedarf, wie alles, was bey ihr zu sehen war, zur Genüge bezeugte, indem sie kaum einige Lumpen zur Bedeckung, und ein Paar Bränder zur Erwärmung — in einer Jahreszeit hatte, deren Strenge für hohes Alter, und zumal für die Schwarzen höchst empfindlich ist. Wir fanden sie beschäftigt, sich zum Abendessen ein wenig Reiß in Wasser zu kochen; denn von ihrer Herrschaft bekam sie gar keinen regelmäßigen Unterhalt, wie ihn doch ihre hohen Jahre und ihre vormaligen Dienste eigentlich erfordert hätten. Uebrigens war sie sich selbst überlassen, und lebte in dem Stande der Freiheit, den ihr ihre Herrschaft, bey der in ihr erschöpften Natur, zu lassen, genöthigt worden war, und den sie folglich mehr dieser Natur, als ihrer Herrschaft, zu verdanken hatte. Nun muß ich dem Leser zu wissen thun, daß diese fast hundert Jahre alte Frau, außer ihren langwierigen Diensten, mit ihrer Milch zwey weiße Kinder aufgesäugt hatte, die

hernach zu völligem Wachsthume gelanget, und vor ihr bereits hinweg gestorben waren; leibliche Brüder von ihrem dermaligen Herrn, der damals eben zu unserer Gesellschaft gehörte. Die Alte ward ihn bald gewahr, rief ihn beim Namen, indem sie ihn (nach der Weise der Negern von Guinea,) mit der Miene der Treuherzigkeit und wahrhaftig beweglicher Einfalt duzte: „Nun," fragte sie, „wenn wirst du denn einmal die Decke an „meiner Hütte ausbessern lassen? Es regnet herein, wie „draußen." Der Herr hob die Augen auf, und sah nach dem Dache, welches mit der Hand zu erreichen war. „Ich werde darauf denken," war seine Antwort. — „Du wirst darauf denken? Das sagst du allemal, und „doch geschieht nichts." — „Hast du nicht deine Kin„der?" (ein Paar Negern in der Werkstätte, welche Enkel von ihr waren,) „Die könnten deine Hütte recht „gut wieder in Stande setzen. Bist du nicht ihre Groß„mutter?" — „Aber du, bist du nicht ihr Herr, und „bist du selber nicht auch mein Sohn? ==== Hör' ein„mal," fuhr sie fort, indem sie ihn beim Arme faßte, und in die Hütte hinein führte, „komm nur her, und „siehe selber mit eignen Augen die Oeffnungen. Habe „doch Erbarmen, mein Sohn, mit der alten Jaruba, „und laß wenigstens über ihrem Bette die Decke aus„bessern. Das ist alles, was sie von dir verlangt; und „der liebe Gott wird dir's vergelten." Die letzten Worte wurden von ihr mit einem so vielsagenden und so rührenden Tone gesagt, daß ich für meinen Theil darüber bis ins Innerste bewegt war. Und was war es für ein Bette, von dem sie redete, und wegen dessen sie so

flehentlich bat, daß wenigstens darüber die Decke ausgebessert werden möchte, um sie in ihren Ruhestunden vor dem Regen zu schützen? Ach! weiter nichts, als drey Breter, über ein Paar Queerstücken an einander gefugt, auf welchen eine Lage von der Schmarotzer-Pflanzen-Art des Landes gebreitet war, die man den spanischen Bart nennt. So sah das Ruhebette dieser interessanten Alten aus, die in der äußersten Armuth und in so hohen Jahren immer noch muntern Geistes war. Der Herr wiederholte ihr mit spöttischem Gelächter das Versprechen, daß er ihre Hütte wieder in Stande setzen lassen wollte, (ein Versprechen, welches vermuthlich eben so wenig hernach, als vorher, gehalten worden ist,) und die Gesellschaft gieng wieder weg.

Armes, unglückliches Weib! nachdem du mit deiner Milch zwey deiner Herren genährt, nachdem du ihnen lange und anhaltend gedient hast, und nun unter der Bürde von hundert Jahren und den Schwachheiten eines so hohen Alters niedergebeugt bist, hast du am Rande deines Grabes, mitten im Winter, leider! so wenig Kleider zu deiner Bedeckung, als Feuer zu deiner Erwärmung, nicht einmal einen sichern Lebens-Unterhalt; und das Dach deiner Hütte steht halb abgedeckt, und Wind und Regen stürmen auf dein elendes Lager; das sieht dein Herr, und ist dabey gleichgültig! Arme Jaruba! Zeit meines Lebens werde ich weder deines bejammernswerthen Zustandes, noch deiner demüthigen und rührenden Bitte, und des fühllosen Kaltsinnes deines Herrn, des leiblichen Bruders deiner Säuglinge, ver-

gessen. Das hab' ich mit angesehen — und habe mich für verbunden geachtet, es treulich zu berichten, als einen Zug, der zur Schilderung hiesiger Lokal-Gewohnheiten dient, und von dem die Beispiele hier ziemlich alltäglich sind.

Die Strafen, die in hiesiger Kolonie den Negern angethan zu werden pflegen, sind, wie anderwärts, je nachdem das Verbrechen mehr oder minder schwer ist, die Eisen und die Peitsche; und was diesen Punkt anlangt, kann man eben nicht sagen, daß sie in vielen Fällen grausam, oder nur mit zu vieler Strenge behandelt würden. Zum Beispiele, durch einen Diebstahl, der in Europa den Thäter auf die Galeeren, und nach der Wichtigkeit des Verbrechens, oder nach den damit verknüpften Umständen zuweilen wohl gar an den Galgen bringen würde, zieht sich der Neger, der dergleichen begangen hat, bloß die Züchtigung mit der Peitsche, und die äußerliche Beschimpfung mit einem eisernen Halsbande zu. Lange Zeit über ist in Europa ein Soldat, wenn er desertiret war, am Leben gestraft worden; thut hier der Neger eben dieses; so ist seine Strafe noch immer weiter nichts, als das Eisen und die Peitsche. Und was die Züchtigungen betrifft, die den Negern in Hinsicht auf Ordnung bey den Arbeiten und Aufrechthaltung der Mannszucht wiederfahren, so frage ich, sind nicht alle die Menschen, die ihrem Stande nach zu Betreibung einer Profession, habe sie Namen wie sie wolle, angeworben und angestellt sind, und darunter namentlich die Soldaten und die Matrosen fast in allen europäischen Ländern, besonders in England,

(diesem auf seine Landes-Verfassung und Freiheit so stolzen Lande,) hierinnen ebenfalls Strafen unterworfen, die fast eben so strenge, und so ziemlich von eben der Art sind, wie diejenigen, die in gleichem Falle die Negern hier über sich ergehen lassen müssen? Wiederfahren den einen nicht so gut Stockschläge, Spitzruthen, Krummschließen in Ketten und Banden, wie den andern? Wenn ja noch bey der Strenge der Mannszucht und bey der Härte der Strafen ein Unterschied in der Ausdehnung derselben Statt findet, gereicht derselbe nicht sehr oft zum Nachtheile der letztern? Und damit ich mit einem Worte rein heraus sage, was ich denke, ist denn nicht der verbindliche Eintritt des Weißen in fast jeden Stand, und beinahe in jedem Lande, in vielen Rücksichten, der Knechtschaft des Negers völlig gleichgeltend? Ist nicht einer so gut, wie der andere, an die Abhängigkeit, und folglich auch an die mancherley Lasten, die daran kleben, gefesselt? Von dem Wilden, der von dieser durchgängigen Abhängigkeit ganz frey ist, in wie fern er, vermöge seiner Lebensart, weder arm, noch reich ist, rede ich hier nicht; genießt er auf der einen Seite nichts von den Vortheilen, die mit dem civilisirten Leben verknüpfet sind, so hat er doch dagegen auf der andern auch nichts von den Lasten desselben zu tragen.

Eigentlich zu reden, sind also Sklaverey und die unmittelbaren Folgen derselben, nach meinen Gedanken, der Gesellschafts-Ordnung nicht gerade zuwider, und beleidigen auch die Gesetze derselben nicht, indem es, den Unterschied in Worten abgerechnet, wirklich in jedem policirten Lande, nur, wie ich eben bemerket habe, unter man-

cherley Formen immer Sklaverey giebt. Mithin kann man diesen Zustand im Grunde als ein nothwendiges Uebel betrachten, welches mit zu der Verfassung einer bürgerlichen Gesellschaft gehört; und gewiß ist dies nicht der einzige Stand, den man bey dieser Ordnung der Dinge aus einem solchen Gesichts-Punkt ansehen darf. Hat es nun diese Bewandniß, (und dies können wir ja wohl aufrichtig eingestehen;) so ist es bloß das Wort Sklaverey, was unseren Ohren anstößig klingt und uns scheu macht. Nun wohlan, so schaffe man endlich dieses mißfällige Wort ab, und führe an dessen Statt ein anderes ein, welches passend genug ist, die Stelle desselben zu vertreten; zum Beispiele das Wort Abhängigkeit, welches Baublanc vor einigen Jahren vorschlug, oder irgend ein anderes, was eben so viel sagt; so hat dieser große Streit mit einmal ein Ende. Denn oft streiten wir mehr über Worte, als über die Sache selbst und bleiben mehr an der Form des Gegenstandes, als am Gegenstande hängen. Und was die Mißbräuche anlangt, die diesem Stande nicht eben schlechterdings ankleben, aber doch sehr oft damit verbunden sind, und über die sich jeder Mensch von Gefühl und Menschlichkeit mit Recht empört, so kann ja wohl Abstellung derselben Platz greifen. Verbannten wir demnach das Wort, an dessen Statt wir leicht eine neue Benennung einführen können, und machten wir den Mißbräuchen durch gute Gesetze, die gehörig vollzogen würden, ein Ende; so wäre es, meinen Gedanken nach, gar nicht möglich, diesem Stande, der doch mehr oder weniger überall vorhanden, und in den Kolonien ganz unentbehrlich ist, einen zuläßigen und regelmäßigen Halt zu

geben. Dies ist im Ganzen, und um aller Zweideutigkeit zu begegnen, meine in dieser Hinsicht zur Genüge erklarte Meinung.

Alles wohl überlegt, bin ich am Ende der Meinung, daß das Schicksal der Neger-Sklaven in Louisiana bey weitem nicht so leidlich ist, als es das Schicksal von seines Gleichen in St. Domingo vor der Revolution war; und dies so wohl in Ansehung des Klima's, dessen rauhe Beschaffenheit vier Monate vom Jahr hindurch das Physische eines Wesens angreift, welches unter dem heißen Erdstriche zu leben geboren war, als in Rücksicht der Nahrung, der Kleidung, der Arbeit, kurz, alles dessen, was ihn betrifft, und namentlich seines Favorit-Hanges zu den Weibern, den er in einem Lande, wie dieses ist, wo gegen eine Negerin beinahe vier Negern sind, und wo man viele Werkstätten findet, die aus fünf und zwanzig Männern und nur fünf oder sechs Weibern bestehen, nicht nach seinem Geschmacke befriedigen kann. Daher sieht man auch bey den hiesigen Negern nicht die angeborne Lustigkeit, nicht den Hang zum Frohsinne, der sich, selbst mitten unter ihren Geschäften, durch Gesänge oder erfreuliche Gespräche, und in den Ruhestunden oder an Ruhetagen durch Tänze mit lauten Ausbrüchen des Lachens zu Tage legt, wie man es in St. Domingo häufig beobachten konnte. Hier ist der Neger in sich selbst gekehrt, und tritt aus dieser tiefen Erstarrung, aus seiner finstern Laune anders nicht heraus, als wenn er sich mit Tafia berauscht, den er mit Vergnügen genießt; und sogar alsdann artet seine Säufer-Munterkeit mehr in Zanksucht, als in lustige Einfälle aus.

Die gewöhnliche Sprache der Louisianer Neger-Sklaven, so wie einer großen Anzahl von hiesigen Freigelassenen, ist eine verdorbene Pöbelsprache, die aus dem Französischen herstammt, und die viel Aehnlichkeit mit derjenigen hat, welche die von ihres Gleichen auf den französischen Inseln in Amerika reden. Ein Theil von den Freygelassenen und den Sklaven, die hier zu häuslichen Diensten gebrauchet werden, spricht das Französische so gut, wie die Herren; und dies will eben nicht sagen, daß dieses Französische so sehr rein und lauter wäre.

Die gewöhnlichsten Krankheiten der Negern sind im Frühjahre leichte Fieber-Anfälle, im Sommer heftige Fieber, im Herbste Ruhren, und im Winter Flüsse auf der Brust. Doch ist, überhaupt genommen, bey ihnen die Mortalitäts-Liste nicht eben beträchtlich, und die Geburts-Liste scheint ihr ziemlich die Waage zu halten; oder wenigstens fehlt nicht viel daran. Den Beweis hiervon giebt der Umstand, daß der Sklaven-Handel zu keiner Zeit viel Negern hierher geliefert hat, und seit den letzten zehn Jahren gar keine mehr hergekommen sind. Gleichwohl haben sich die Werkstätten bis auf diese Stunde, einige ganz geringe Verminderung abgerechnet, immer durch die Geburten erhalten, welche die Lücken, die etwa durch die Sterblichkeit entstanden waren, großen Theils wieder ausfüllten. Jedoch will ich damit nicht sagen, daß die Werkstätten nicht gegenwärtig überhaupt, nach Proportion der wirklich bestehenden Kulturen, zu schwach besetzet, und das Bedürfniß, frische Negern ins Land zu bringen, eben deswegen, nicht sehr merklich wäre.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Besondere Bemerkungen über die Sitten und Gebräuche des Landes.

Obiger allgemeinen Schilderung wollen wir noch einige einzelne Bemerkungen über die Sitten und Gebräuche der Kolonie beyfügen.

Der Luxus, der sich seit zehn bis zwölf Jahren her im Lande eingeschlichen hat, der auch immer von Tage zu Tage weitere Fortschritte thut, und der Zulauf von so vielen Ausländern aller Art, die sich seit eben der Zeit nach diesem Lande drängen, haben den öffentlichen guten Sitten der Einwohner gewaltigen Abbruch gethan. Auf dem platten Lande haben die Sitten zwar noch nicht beträchtlich gelitten; aber in Neu-Orleans haben sie dagegen bereits einen mächtigen Hang zur Verderbniß bekommen, und nehmen nun in der Geschwindigkeit um so mehr überhand, weil sich der Saame der Verdorbenheit in der Stadt leichter, als anderwärts, entwickelt. Da kann man die auffallenden Wirkungen dieser Veränderung in den Sitten gar nicht verkennen. Ein Ton von Prunk und Aufwande, der die Mittel, die man hat, übersteigt, zeigt sich da in dem Putze der Weiber, in der Eleganz der Wagen, in der ausgesuchten Schönheit der Mobilien, und gesellt sich da zu der leidenschaftlichen Neigung der Männer zu den Freuden der Tafel und des Spieles.

Ein Land, welches an und für sich selbst arm ist, und seit einigen Jahren eines bloß erborgten Wohlstandes genießt, den es lediglich den reichen Beiträgen seiner Regierung, und den Zeit-Umständen zu danken hat, die ihm den englischen und amerikanischen Handel zugeworfen haben, (Beiträgen und Umständen, die in einem Augenblicke wieder wegfallen können,) — ein solches Land ist nicht dazu gemacht, den Luxus, der selbst in einem reichen Lande gefährlich, und für Länder, welche die Natur zur Mittelmäßigkeit verurtheilet hat, ein tödtliches Gift ist, zu kennen und in seinen Schoos aufzunehmen.

Wenn ich von dem Luxus rede, der sich seit kurzem in dieser Kolonie eingeschlichen hat; so darf man sich übrigens nicht einbilden, daß es ein äußerst hoch getriebener Luxus wäre, welcher dem gliche, dessen Glanz uns an so vielen andern Orten auffällt. Luxus ist, wie bekannt, ein bloß relativer Begriff. Aufwand, der die Mittel der Orte, wo er sich zeigt, überschreitet, ist Luxus. Was also Luxus für diesen oder jenen nahmhaften Ort ist, ist es nicht für diesen oder jenen andern; und was, zum Beispiel, hier Luxus heißt, wär' es ganz gewiß im Kap Français, vor der Epoche der dasigen Unglücksfälle, nicht gewesen. Mithin ist Luxus, eigentlich zu reden, Ausdehnung unsers Aufwandes über unsere Mittel; so wenigstens versteh' ich's; und in diesem Sinne sag' ich, es giebt in hiesigem Lande nach Proportion der Mittel, die das Land hat, wirklich schon Luxus, obgleich das, was dieser Luxus hier auskramt, an andern Orten gar wenig bedeuten, oder da, besser zu sagen, als ein ganz alltäglicher Auf-

wand betrachtet werden würde. Nächstdem muß ich noch hinzusetzen, (und man wird mir das leicht glauben,) daß der Hang zum Luxus hier bey weitem größer ist, als der Luxus selbst, besonders bey den Weibern in der Stadt, denen es freilich nicht an irgend einer Neigung, demselben nachzuhängen, wohl aber an den Kräften dazu fehlt, weil ihre Männer oder ihre Aeltern eben nicht Lust haben, ihnen in diesem interessanten Punkte, dem Gegenstand ihrer angelegentlichsten Sorgen, blindlings zu Willen zu seyn. Bey dieser Lage der Dinge läßt sich bald einsehen, daß aus solchem leidenschaftlichen Geschmack am Luxus immer mehr Lockerheit in den Sitten entstehen müsse; und die sichtbarste, und zugleich betrübteste Folge von dieser, wie der Krebs um sich fressenden Verderbniß in dieser Stadt ist das Wegsetzen einer Menge weißer Kinder, (der unglücklichen Früchte verheimlichter Ausschweifungen,) die gleich nach der Geburt von ihren strafbaren Müttern einer unächten Ehrliebe aufgeopfert werden, nachdem sie die ächte ihrem ausgelassenen Hange zu einem Luxus, der sie unglücklich macht, aufgeopfert haben. Im verwichenen Winter ist ein solches verlassenes kleines Geschöpfe, welches in der Nacht außerhalb der Stadt weggesetzt worden war, bey Tags-Anbruche von einer Wilden, die durch sein Wimmern herbey gezogen wurde, gefunden worden; die Wilde hob das Kind auf, trug es in ihre Hütte, reichte ihm ihre Brust, und nahm, mit einem Wort, an Kindes Statt, ein unglückliches Knäblein an, welches von einer barbarischen Mutter, einem policirten Mädchen oder Weibe, einer Louisianerin, aus der Welt verstoßen und dem Tode geweiht war, und

nun von einer Fremden, einer Wilden, einer Tschakta, mit offnen Armen aufgenommen wurde! Welch ein Unterschied in Gesinnung und Verfahren! wie schimpflich für die eine, und wie rühmlich für die andere! Und was für Folgerungen, im Großen und im Kleinen, im Ganzen und im Einzelnen, lassen sich aus einer Begebenheit ziehen, die so notorisch ist, wie diese?

Von geselligem Umgang, (unter diesem Worte verstehe ich eine Verbindung zwischen Leuten, die einander kennen und vertrauliche Gesellschaft mit einander halten,) weiß man in Neu-Orleans nicht viel. Man lebt da ziemlich isolirt, und besucht einander bloß zum Staat, um eins das andere mit den Augen zu messen und es hinterher zur Bank zu hauen. Der Geist des Eigennutzes, das Auskramen des Reichthums, und die Wut, Ansprüche zu machen, legen da, unter einander gemengt, dem, was zum Wesen guter Gesellschaft gehört, unüberwindliche Hindernisse in den Weg. Und bey der Art von Bevölkerung, welche diese Stadt enthält, kann es auch keinen Gemeingeist, keinen gleichartigen Geschmack, keine unter allen Einwohnern gemeinschaftliche Art, zu denken und zu empfinden, geben. Es ist da bloß ein verwirrtes Gemengsel, eine unförmliche Komposition von Leuten aus allerley Ländern und allerley Professionen, Kreolen aus dem Lande, Franzosen, Spanier, Engländer, Amerikaner, Teutsche, Italiäner, u. s. w. ein wahrer babylonischer Thurm, wo eins das andere kaum versteht, und wo die Sprache des persönlichen Eigennutzes die einzige, für jedes von diesen verschiedenartigen Wesen verständliche Sprache ausmacht; dies ist die

allgemeinste Sprache, die allein gangbare Münze. In dieser Stadt muß sich ein ehrlicher Mann auf den Umgang mit einer ganz kleinen Anzahl rechtschaffener Leute und guter Gesellschafter einschränken, und sich von der Gemeinschaft aller Uebrigen absondern; und dabey wird er zuverläßig nichts einbüßen.

Der Handel hat hier keine andere Basis, als enge beschränkte Merkantil-Geschäfte im Kleinen, oder eine filzige, wucherische Geld-Mäkeley. Die reichsten Kapitalisten in der Stadt und auf dem Lande, Europäer und Kreolen, schämen sich nicht, ihr Geld zu anderthalb bis zwey pro Centen monatlich, und manchmal sogar noch höher, gegen gute Kautionen, und mit den gebräuchlichen Formularien, die den ganzen Handel zierlich und rechtlich zu machen dienen, auszuleihen; und solche Leute stehen darum nicht minder in großem Ansehen, weil sie dadurch desto reicher werden. Nun kann ein Land, wo solcher Wucher nichts weniger als verabscheuet, sondern im Gegentheile vielmehr günstig aufgenommen und in Ehren gehalten wird, kaum anders bewohnt seyn, als von einem Volke, das weder Grundsätze, noch Sitten hat. Dieser Schluß kann wohl nicht trügen.

Selbst Angeberey wird hier mit eben solchen Augen angesehen, wie Wucher, in sofern damit Profit verbunden ist. Hat doch ein hiesiger Kreole die Frechheit gehabt, laut zu sagen, für zwey tausend Piaster würde er seinen Vater verrathen. Und dieser Mann ist selbst Vater von mehreren Kindern.

Neigung zum Lügen und Uebertreiben ist, wie mir's vorkömmt, ein dem Territorium eignes Laster; so durchgängig ausgebreitet hab' ichs hier gefunden. Man lügt hier bey jeder Gelegenheit, manchmal sogar um nichts und wieder nichts, bloß aus Liebe zu der Freude, lügen zu können. Ueber einen Mücken-Fuß, über die unbedeutendste Sache, über ein Nichts fängt man augenblicklich an, die ungereimtesten Mährchen zu schmieden, sie mit so viel positiven Umständen zu begleiten, und mit einem so entschlossenen Tone, mit so bestimmten Versicherungen, (als: ich habe gesehen, ich habe gehöret, u. d. gl.) zu erzählen, daß man sich, wenn man geradezu erklärt, man glaube nicht daran, gefallen lassen muß, für einen Ungläubigen, für einen Menschen, der an Allem zweifelt, für einen wahren Thomas zu gelten; und des folgenden Tages, oder wohl gar noch am nämlichen Tage stürzt das Lügen-Gebäude zusammen, um einem andern Platz zu machen, welches bald hernach auf gleiche Weise über den Haufen fallen wird.

Dieser durchgängig herrschende Hang zum Lügen verleitet, bey einem mächtigen Vorrathe von Eigenliebe und Eitelkeit, zur Aufschneiderey, mit der man hier zu Lande am wenigsten sparsam ist, wenn man's auch noch so sehr in andern Dingen wäre. Man macht sich hier noch einmal und wohl zwey mal reicher, als man wirklich ist. Die häßlichste Plantage ist ein irdisches Paradies. Der Neger, der das Feld baut, bringt seinem Herrn jährlich vier bis fünf hundert Piaster, und der Morgen Landes aufs wenigste zwey hundert ein. Die Männer sind da

sammt und sonders aufrichtig und großmüthig; die Weiber werden da nie alt, und die Mädchen nie mündig. Nun traue man solchen schönen Nachrichten, so kann man hinterher sehen, was davon abzukürzen ist.

Was die Weiber anlangt, so würden sie viel besser thun, wenn sie mehr zu Hause blieben, und sich gänzlich der Sorge für ihre Wirthschaft widmeten, als daß sie einander besuchen und überlaufen, meistens nur, um Abwesende zu verlästern, und, wenn sie wieder aus einander gegangen sind, wechselseitig eine die andere zu schmähen. Das hat aber in ihren Augen nicht viel zu bedeuten. Und es ist auch bey den hiesigen Kreolen, so wohl bey Männern als Weibern, etwas, das man bald merkt, daß sie eine so entschiedene Neigung haben, einander eins anzuhängen, zu schimpfen, ohne Barmherzigkeit zu hecheln, und sich hernach wieder mit einer Willfährigkeit auszusöhnen, die anderwärts nicht ihres Gleichen hat, außer bey dem gemeinen Volke, so daß es zwischen ihnen so gleich wieder zum du und du kömmt, ohne den mindesten, wenigstens ohne in die Augen fallenden Groll, bis ein neues Ungewitter entsteht. Ich habe Scenen mit angesehen, bey denen an jedem andern Ort ein Paar Weiber bis auf den Tod zerfallen, und ein Paar Männer würden verleitet worden seyn, einander die Hälse zu brechen, die aber hier zwischen den spielenden Personen weiter nichts, als Worte und Lärmen, zuwege gebracht, und sich mit hastigen Aussöhnungen und vertraulichem du und du geendigt haben, womit Männer und Weiber sehr verschwenderisch unter einander sind. Dergleichen Scenen können, zwischen

Mann und Mann, wenn sie recht heftig werden, im Noth-fall am Ende darauf hinaus laufen, daß sich die beiden Streiter nach englischer Sitte mit einander boxen; und damit ist es vorbey. Eigentliche Duelle kennt man hier beinahe nicht. Und ganz gewiß ist dies eben kein Uebel, sondern eher im Gegentheil etwas Gutes, freilich aber, wie die besten Dinge, manchen Mißbräuchen unterworfen, in sofern ein grober Bengel, voller Stolz auf seine körperliche Stärke, ungestraft einen ehrlichen Mann von nicht so stammhaften Bau, als er hat, beleidigen, und ihm nach seiner Manier frevelhaft Trotz bieten kann, ohne sich im mindesten davor bange werden zu lassen, daß eine Pistolenkugel oder eine Degenspitze seiner Unverschämtheit und Grobheit ein Ziel setzen könnten.

Uebrigens ist dieser vertraute Ton, das gebräuchliche Dutzen, dessen ich gedacht habe, und das sonst nur der zärtlichen Freundschaft, oder einer noch feurigern Gesinnung ansteht, der gewöhnliche Ton zwischen hiesigen Männern und Weibern, sobald sie nur einige Gemeinschaft mit einander haben, und es läßt sich daraus gar nichts Besonderes, gar nichts von Bedeutung schließen. Eigentlich zu reden, ist es weiter nichts, als Görgens Ton, wenn er mit Hansen redet, oder Gretens Sprache, wenn sie mit Liesen plaudert. Es war dies der Ton der ehemaligen ersten Kolonisten im Lande, welches fast lauter Leute von niedriger Herkunft waren, die dann durch Tradition ihre Sprache, wie viele andere Gebräuche von ziemlich gleicher Art, auf ihre Nachkommen vererbet haben, und die man in moralischem Sinne, gleich jenen Aehnlichkei-

ten, die sich ins Physische von Vater auf Sohn immerfort erhalten, Familienzüge nennen kann.

Ich muß hierbey anmerken, daß auf dem platten Lande die Sitten viel regelmäßiger sind, als in der Stadt, der Luxus bey weitem weniger herrschend ist, die dem Luxus anklebenden Neigungen weit weniger im Schwange gehen, und die Gesellschaft, mit einem Wort, überhaupt von besserer Art, obwohl nicht sonderlich anziehend ist.

Den kreolischen Weibern fehlt es durchgängig an den Geschicklichkeiten, die der Erziehung eines Frauenzimmers zur Zierde dienen; sie haben keinen Geschmack an Musik, Zeichenkunst oder Stickerey, aber dafür eine desto leidenschaftlichere Neigung zum Tanzen, womit sie wohl ganze Tage und Nächte zubringen möchten. Jene erst genannten Geschicklichkeiten erfordern Fleiß und Studium; und dies ist nicht ihre Sache. Da hingegen das Tanzen mehr körperliche Bewegung und Belustigung, als Arbeit, ist.

Während des Winters zeigt sich diese Leidenschaft in ihrer ganzen Stärke. Alsdann tanzt man in der Stadt, auf dem Lande, ja allenthalben, wenn auch nicht eben mit vieler Grazie, wenigstens doch mit vieler Hitze; und zu der Zeit haben die Spielleute vollauf zu thun. Uebrigens giebt es bey diesen Lustbarkeiten gar keine Abwechselung; es ist der ewige Contre-Tanz, der da unaufhörlich figuriret wird, dem zwar hin und wieder einige andere Formen angepaßt werden, der aber im Grund immer einerley bleibt; und diese Monotonie kann dem Zu-

schauer nicht anders als Langeweile machen, wenn auch gleich die spielenden Personen ihrer nicht müde werden.

Die kreolischen Weiber sind sehr fruchtbar, werden's bey Zeiten, und bleiben's lange. Sieben bis acht Jahre nach ihrer Verheurathung haben sie ein halbes Dutzend Kinder, manchmal auch mehr, die alle gesund zur Welt kommen, und sind dabey immer noch frisch, und übrigens so geartet, daß sie das Dutzend vollständig machen können. Es ist etwas ziemlich Gewöhnliches, Mutter und Tochter zugleich schwanger zu treffen; und es dürfte dann und wann sogar nicht unmöglich seyn, die Enkelin ebenfalls auf der Scene figuriren, und mit Mutter und Großmutter ein Trio machen zu sehen. Verschiedene ausländische Weiber, die schon lange kein Kind mehr zur Welt gebracht hatten, sind in Louisiana, nachdem sie dahin gekommen waren, vor Ablaufe des ersten Jahres ihrer Ankunft schwanger geworden, und darunter namentlich Spanierinnen, die bekannter Maaßen durchgehends ziemlich unfruchtbar sind. Deswegen sagt man auch an Ort und Stelle scherzhaft, das Wasser des Missisipi müsse ohne allen Zweifel eine Zeugungskraft enthalten. Wenn man nun diese glückliche Anlage zur Fortpflanzung, die dem Lande (Klima) eigen zu seyn scheint, und dabey eine große Menge kreolischer Mädchen, die darinnen wohnen, überlegt; so kann man, (ernstlich zu reden,) nicht ohne Leidwesen mit ansehen, daß alle diese Mittel zur Bevölkerung durch die Seltenheit der Heirathen, welche wir nothwendig den Ursachen zuschreiben müssen, aus denen wir diesen Stand der Ehelosigkeit, dieses Mönchsleben, zu dem sich die Neigung

hier bey den Mannsleuten immer mehr und mehr verbreitet, oben schon hergeleitet haben, so zu sagen ganz umsonst und vergeblich sind. Zum Beweise von dem, was ich über diesen Punkt behaupte, kann eine einzige Bemerkung hinlänglich seyn. Sie besteht darin: seit den drittehalb Jahren, da ich in dieser Kolonie bin, sind in Neu-Orleans und zehn franz. Meilen weit in der Rundung nicht dreißig, nur etwas bedeutende Heurathen zu Stande gekommen. Gleichwohl giebt es in diesem Bezirke wenigstens sechs hundert weiße Mädchen von anständiger Herkunft, die alle Stunden heurathen könnten, von vierzehn bis zu fünf und zwanzig und dreißig Jahren. Dies macht also nach Proportion auf funfzig Heurathen, die hier geschlossen werden könnten, im Jahre nicht mehr als eine, die wirklich zu Stande kömmt; die übrigen bleiben in der Spekulation und Erwartung, welche oft fehl schlägt, sitzen.

Die Weiber in der Stadt putzen sich heut zu Tage mit Geschmack; und die Verwandlung in der Mode, die sie binnen einer nicht gar beträchtlichen Zeit hierin vorgenommen haben, ist wirklich zum Erstaunen. Es sind noch nicht drey Jahre her, daß sie beinahe alle in runden und kurzen Unterröcken und in langen Ueberröcken mit langen Schößen giengen, wo denn der obere Theil ihrer Kleidung von einer, der untere von einer andern Farbe, und alles übrige nach ähnlichem Zuschnitte gemacht war, dabey kramten sie dann Bänder in schwerer Menge und wenig Galanterien aus; und so ausstaffiert kamen sie überall hin, zum Besuch, auf den Ball, und ins Schauspielhaus.

Jetzt würde ihnen dieses Kostume, mit gutem Rechte, nicht anders vorkommen, als wie eine Maskerade. Gegenwärtig sind es die reichsten gestickten Musseline, in den neuesten Formen zugeschnitten, und mit durchscheinenden, feinen und schimmernden Taffeten, mit herrlichen Spitzen-Garnituren und Goldlahn-Stickereien erhöht, worin sich hübsche Weiber und Mädchen kleiden und verschönern; wozu noch reiche Ohr-Gehenke, Hals- und Arm-Bänder, Ringe, kostbares Geschmeide, und, kurz, allerley Dinge kommen, die eine Beziehung auf Putz, diese interessante Beschäftigung des schönen Geschlechts, haben. Es fehlt ihnen, um ganz auf dem großen Tone zu seyn, nur noch an einem minder beschränkten Reichthume dieses in die Augen fallenden, nur für seltene Gelegenheiten vorbehaltenen Putzes, und insonderheit an dem Schmucke der Edelgesteine, der ihren Kräften untersaget, aber freylich gar sehr nach ihrem Geschmack ist.

Die Weiber, die ihren Wohnsitz auf dem Lande und in ihren Plantagen haben, sind noch weit davon entfernt, in diesem prunkhaften Staat es den Weibern in der Stadt gleich zu thun, indem sie nicht, wie diese, Tag vor Tag im Gepränge leben, und auf dem Schauplatze der Mode und der Galanterie, den Augen aller Welt ausgesetzt sind. Da sich aber doch nichts geschwinder fortpflanzt, als Luxus, so dürfen wir auch um so weniger alle Hoffnung aufgeben, daß sie sich nicht binnen weniger Zeit zu der nämlichen Höhe der Eleganz empor schwingen sollten, je weniger es ihnen hierinnen an gutem Willen gebricht. Uebrigens werden sie sich freilich gefallen lassen müssen, daß sie dann so

gut, wie die in der Stadt, den nahen Gefahren, mit denen diese verführerische Verzierung umgeben ist, und der üblen Nachrede der Uebelgesinnten bloß gestellt sind.

Ein ziemlich durchgängig herrschender Gebrauch in diesem Lande, der ebenfalls mit der Herrschaft der Mode, und zugleich mit der Knauserey der Einwohner, besonders der Pflanzer, zusammenhängt, besteht darin, daß man sich, von zwanzig franz. Meilen weit her, in die Stadt bringen läßt, so bald man sich unbaß befindet, statt daß man sich auf dem Lande die Hülfe, die man in solchem Falle von Kunsterfahrnen erwarten kann, in der Nähe verschaffen könnte, wenn man einige solche Männer, wie auf den Antillen geschieht, durch festgesetzte Jahrgelder dahin brächte, daß sie sich auf dem Lande niederließen. Statt einen erfahrnen Arzt, oder wenigstens einen tüchtigen Chirurgus, zu Rathe zu ziehen, begnügt man sich, die Schriften Tissot's, oder Buchan's, und einiger anderer solcher Autoren zu Hause oder bey seinem Nachbar zu haben, die denn auf Gerathewohl nachgeschlagen und zu Rathe gezogen werden. Das kostet freilich nichts: man vergleicht im Guten oder im Bösen die Symptomen von dieser oder jener, in einem solchen Buche beschriebenen Krankheit mit den Symptomen dieser oder jener andern, die man kuriren will, sieht folglich ein Uebel für ein anderes an, erhitzt, wenn man kühlen, kühlt, wenn man erwärmen sollte, braucht ein Kraut, das im Lande wächst und für gut gehalten wird, statt dieses oder jenes andern, das im Buch angedeutet und zu brauchen verordnet ist, und das man eben nicht habhaft werden kann, und macht, mit

einem Worte, durch Sorgen über Sorgen und zur Unzeit gebrauchte Mittel die einfachste Unbäßlichkeit, welche die bloße Natur allein in weniger Zeit gehoben haben würde, zu einer schweren Krankheit. Und wenn dann der Schade ernstlich wird, muß man sich, auf jede Gefahr hin, nach der Stadt bringen lassen, und sich da der hocherfahrnen Fakultät in die Arme werfen.

Dieser Gebrauch, einen Patienten auf solche Art zwölf bis fünfzehn franz. Meilen weit her, theils mit einer Fahrt auf dem Strome, welches die gebräuchlichste Manier ist, theils im Wagen nach der Stadt zu transportiren, ist an und für sich und auf alle Weise verderblich, nicht nur für den Patienten wegen der schlimmen Folgen, die zum öftern aus einem solchen Transport entstehen, sondern auch für die Stadt, weil dadurch manche Keime von Krankheiten, die da noch gar nicht vorhanden waren, eingeschleppt werden; also ein Gebrauch, durch den Neu-Orleans in ein weitläufiges Lazareth verwandelt wird, und dem billig durch schickliche Mittel abgeholfen werden sollte. Dawider würden sich aber ohne Zweifel die Herren Wundärzte zu Neu-Orleans regen; denn sie finden bey dieser Verfahrungsart ihre beste Rechnung. Ohne einen Fuß aus der Stadt zu setzen, und sich auf dem platten Lande einzusperren, sehen sie die Patienten, Tag für Tag, so zu sagen vor ihre Thüre kommen, wie der Kundmann zu dem Krämer vor die Bude kömmt. Daher dürft' ich auch wohl kühnlich behaupten, wenn ich den Dienst eines Justiz-Beamten oder Advokaten, und das Bäcker-Handwerk ausnehme, so giebt es hier keine Profession, bey der man

so geschwind zu Vermögen kommen kann, als bey der Profession eines Chirurgen, der zugleich die Arzneikunst, und was dazu gerechnet wird, treibt. Es giebt in dieser Stadt höchstens ein Dutzend Chirurgen, die ohne Umstände die Geschäfte von Aerzten, Wundärzten, Apothekern, und sogar die Operationen der Hebammen oder Matronen verrichten, und die dabey, Dank sey es dem nur gedachten Gebrauch, auf diese Weise die Patienten von zwanzig franz. Meilen Landes in dem engen Bezirke der Stadt und der umliegenden Gegenden, (dieses ohne alle Uebertreibung gesagt,) bedienen, ohne über einen Flintenschuß weit aus ihrer Wohnung zu gehen.

Nächstdem giebt es in eben diesem Landes-Bezirke keine Frau, oder wenigstens sind deren doch überaus wenige, die nicht glaubten oder zu glauben sich stellten, daß sie das unglücklichste Wochenbette von der Welt haben würden, wenn sie sich nicht einen oder ein paar Monate zuvor in der Stadt zu wohnen begäben, und sich dort anschickten, die Frucht ihres Leibes, wann ihre Zeit kömmt, lieber in die Hände eines Wundarztes, als einer Person von ihrem Geschlecht abzulegen, für die sich gleichwohl dieses bedenkliche Geschäft in allen Hinsichten am besten schickt, da zu Verrichtung desselben nicht allein persönliche Anständigkeit, sondern auch leichte Hände und geschmeidige Finger gehören; und bey allen ihren trüglichen Vorsichts-Anstalten, oder vielleicht auch zum Theil eben wegen dieser Maaßregeln giebt es wenig Orte, wo die Niederkunften und deren Folgen, nach Proportion, so viel schwere und sogar tödtliche Unfälle nach sich zögen, wie in Neu-

Orleans. Jedoch kann und will ich die Schuld hiervon bey weitem nicht so wohl der Ungeschicklichkeit der Wundärzte und der Plumpheit ihrer Operationen, als vielmehr der feuchten Beschaffenheit des Klima's, und besonders dem unbedächtigen Verhalten der Weiber selbst nach ihrer Niederkunft, und ihrer nachlässigen Abwartung des kritischen Zustandes beimessen, in dem sie sich zu der Zeit befinden.

Die Sprache, die in hiesiger Kolonie durchgehends geredet wird, ist die französische; jedoch sind auch die spanische und die englische hier ziemlich allgemein bekannt; jene vermöge des Ansehens der Regierung, deren Befehle, so wie die Verordnungen der Provincial-Staats-Administration und alle Schriften bey der Rechtspflege in dieser Sprache erlassen, und, wenn es nöthig ist, von einem dazu angestellten Uebersetzer ins Französische übersetzet werden; diese hingegen wegen des Einflusses, den der Handel und die Nachbarschaft der Vereinigten Staaten auf die Kolonie hat; beide endlich auch wegen der großen Menge von Spaniern und Amerikanern, die in der Kolonie seßhaft sind, oder in derselben herum reisen.

Das Französische wird da ziemlich gut gesprochen, gewisse fehlerhafte Sprecharten ausgenommen, von denen ich einige Beispiele anführen werde. Man zieht und dehnt da, (wie besonders unter den Weibern ganz gewöhnlich ist,) gewisse Sylben, vorzüglich die End-Sylben, mit mancherley durchdringenden Intonationen so sonderbar, daß

das Sprechen beinahe wie ein Singen klingt; welches auf die Ohren eines Fremden, der nicht schon daran gewöhnet ist, eine empfindliche, widerwärtige Wirkung thut.

Man verkrüppelt und verunstaltet gewisse Wörter, als, zum Beispiele, bien, tu, une, etc. welche gemeiniglich auf folgende Art ausgesprochen werden: „il a *ben* „fait = = = *t'as* vu mon fils? = = = c'est *eune* belle fem„me = = = etc."

Ich rede hier nicht von Akadiern und Teutschen, und deren Nachkommenschaft; (diese Leute reden sammt und sonders ein mehr oder weniger verdorben französisch,) sondern bloß von den Kreolen, die von Franzosen in Europa abstammen.

Hiernächst giebt es, wie mir's vorkömmt, in diesem Lande eine physische Schwierigkeit, eine sonderbare Unvollkommenheit in der Bildung des Sprach-Organs, die sich vornähmlich an der Manier spüren läßt, wie ein großer Theil von Kreolen männlichen und weiblichen Geschlechts, weißer so wohl als farbiger Leute die Mitlauter j, und ch ausspricht. Viele unter ihnen verhunzen beides, indem sie das j in z, und das ch in ce verwandeln; wovon ich ein Beispiel geben will, das in die Sinne fällt. Ich setze den Fall, ein Kreole, welcher Liebhaber der Jagd, und dabey ein Aufschneider ist, (wie man ihrer hier so viele findet,) wollte sich seiner Geschicklichkeit rühmen, und sich zu dem Ende mit den Worten ausdrücken: „je ne sache point avoir jamais été chas-

„ser, que je ne sois rentré chez moi avec macharge de „gibier" *); so wird ihn seine schwere und unbiegsame Sprache diese Worte so auszusprechen nöthigen: „ze ne „zace point avoir zamais été sacer que ze ne sois ren„tré cè moi avec ma çarze de zibier." Und so in allen übrigen.

Es giebt hier weiter keine öffentliche, der Erziehung junger Leute gewidmete Unterrichts-Anstalt, als eine gemeine Schule, die von der Regierung unterhalten wird, die aus etwa funfzig Kindern besteht, welche fast allesammt armen Aeltern gehören; in welcher Schule die Kinder in beiden Sprachen, der französischen und der spanischen, lesen, schreiben und rechnen lernen; und das französische Nonnenkloster, welches einige junge Mädchen zu Kostgängerinnen, und eine Klasse für andere hat, die zu Hause bey ihren Aeltern wohnen, und nur zu den Nonnen in die Schule kommen. Es giebt zwar auch eine Pensionsschule für junge Kreolen, die vor ungefähr fünf Vierteljahren angelegt worden ist, und die von einem Manne dirigiret wird, dem es nicht an Talenten in diesem Stücke fehlt; allein da hier zu Lande nichts beliebter ist, als Wohlfeilheit, und bey diesem Manne, der Preis der Pension, für den er noch verschiedene Lehrer mit sich vereinigen wollte, den Herren Kolonisten viel zu theuer vorkam; so haben die braven Leute, weil sie dem Pädagogen seine persönli-

*) Ich wüßte nicht, daß ich jemals auf die Jagd gegangen wäre, wo ich nicht mit Wildpret beladen wieder nach Hause gekommen wäre.

chen Verdienste nicht absprechen konnten, die Pünktlichkeit und Sorgfalt desselben für eine kleine Anzahl von Zöglingen, die ihm von ihren Aeltern, welche selbst Europäer oder in Europa erzogen waren, anvertraut wurden, herab zu würdigen gesucht, um desto mehr Recht zu haben, ihre Kinder nicht zu ihm zu thun. Da sich also diese Pensionsschule bey so wenigen Mitteln nicht wohl behaupten kann, wie sich's gehörte; so ist sie beinahe völlig eingegangen, und unsere großen Kaufleute zu Neu-Orleans haben, nach wie vor, ihre Kinder für monatliche zwey Piaster in kleine, da und dort in der Stadt zerstreute Winkelschulen geschickt. Auf diese Weise werden sie der Kinder, einen Theil des Tages über, um ein Weniges los, ohne die Leerheit und die Fehler einer solchen Erziehungsart zu überlegen; und unsere Zucker-, Baumwollen- und Indigo-Pflanzer auf dem Lande begnügen sich, einen armen Schlucker von der Straße aufzulesen, dem sie Wohnung, Tisch und einige unbedeutende Emolumente geben, und der dafür das Amt übernimmt, seinen unbändigen Zöglingen, (die schon wissen, daß der armselige Pädagoge nicht die mindeste wirkliche Autorität über sie habe, und bald merken, daß ihr Informator von Papa und Mama ungefähr so angesehen werde, wie ein verächtlicher Kerl, oder wie ein Domestike, der in ihrem Lohn und Brod steht,) alles beizubringen, was er weiß, das ist, nicht viel. So wird hier zu Lande für die Erziehung, dieses wesentliche Stück der öffentlichen Ordnung, gesorgt; so steht es um die Aufmunterung, welche hier diejenigen finden, denen von Amtes wegen eine Arbeit obliegt, die in den Umständen ihrer Verrichtung eben so mühselig und undankbar, als in

ihren Absichten edel und interessant ist; und so um die Achtung, welche gegen dergleichen Männer bezeiget wird. Und doch sagen hernach dergleichen Leute, um den Ton der Unwissenheit und Ungezogenheit, der bey ihnen herrscht, zu entschuldigen, es fehlte hier zu Lande an guten Informatoren und Hofmeistern. Ei! so setzet sie in die Lage, die ihnen zukömmt, und gebet ihnen, was sich mit Piastern, (mit denen ihr ohnehin sehr sparsam seyd,) nicht vergüten läßt, und was aus einer vernünftigen Hochschätzung und aus gewissen Rücksichten fließt, die für ein redliches Herz wichtiger sind, als alles andere; alsdann werdet ihr Hofmeister und Informatoren bekommen, die der Ehre werth sind, einen so ehrwürdigen Namen zu führen, statt daß eure Schulmeister ganz unfähig sind, euren Kindern nur den kleinsten Funken von Geschmack an Künsten und schönen Wissenschaften einzuflößen, und sie nur über die Schwelle am Thore der höhern Wissenschaften zu bringen, welches für sie selbst so gut, wie für ihre tölpelhaften Zöglinge, ewig verschlossen bleibt. Oder, was noch besser wäre, schicket die rohen und halb wilden Knaben aus dem Lande; lasset sie über See reisen, nach Europa gehen, und da die Flamme des Genies und der Talente suchen, mit der sie künftig einmal ihr Vaterland aufklären können, wie einst Prometheus zum Brennpunkte der Sonne gieng, das himmlische Feuer stahl, und es auf die Erde brachte, um eine Pandora zu beseelen.

Es giebt hier weder ein Schiffs-Zimmerwerft, noch eine Handelsbörse, weder eine Kolonial-Post, noch ein Gymnasium, weder eine öffentliche noch Privat-Biblio-

thek. Eben so wenig findet sich hier ein Buchladen; und das hat seinen guten Grund; denn hier würde ein Buchhändler mitten unter seinen Büchern verhungern; es wäre denn, daß sie den interessirten Leser die Kunst lehrten, sein Kapital binnen Jahr und Tage zu verdoppeln. Endlich findet man hier nur eine kleine Buchdruckerey, deren Anlegung sich, wie ich oben bereits gemeldet habe, von dem ehemaligen Statthalter der Kolonie, Herrn von Carondelet, her schreibt, die unter der Aufsicht der Regierung steht, und die bis jetzt bloß gebrauchet wird, die hiesige Zeitung, die wöchentlich ein einziges mal unter dem Titel, Moniteur de la Louisiane, herauskömmt, einige Regierungs = Befehle oder Administrations = Regulative, ABC Bücher und Katechismen für Kinder, Paß = Formularien, Frachtbriefe, u. d. gl. zu drucken.

Einsichten des Verstandes und Talente von gewisser Art sind hier eine große Seltenheit. Man findet hier wenig gute Tonkünstler, und nur einen einzigen Porträt-Maler, dessen Talent gerade dem Schauplatz, auf dem er es ausübt, angemessen ist. Kurz, in einer Stadt, die, wie Neu = Orleans, mit zehn tausend Seelen bevölkert ist, giebt es, wie ich mich dreist zu behaupten getraue, nicht zehn wirklich gelehrte Männer, deren Geist mit dem Saft und der Kraft der Wissenschaften genährt, und mit den Blumen der Literatur geschmückt wäre; nicht zehn Männer, die über das verschiedentliche Interesse der policirten Nationen, und über deren gegenwärtigen Zustand gründlich nachgedacht hätten, und nun fähig wären, über die Verdienste eines Descartes und eines Newton, eines Mal-

lebranche und eines Locke, eines Büffon und eines Linnäus zu urtheilen, und die nächstdem zu Würdigung der schönen Künste übergehen, und der Beredsamkeit Bossuets und Massillon's, den höhern Einsichten Daguesseaus und Servans, und den Schönheiten des Genies, der Empfindung und der lebenden Natur in Corneille, Racine, Fenelon, Voltäre, so wie so vieler andern großen Schriftsteller, deren sich die französische Sprache zu rühmen hat, die verdiente Huldigung zu leisten vermöchten. Die einzige Kenntniß, die hier zu Lande einiger maßen für ausgebreitet gelten kann, ist die Kenntniß der drey Sprachen, des Französischen, des Spanischen und des Englischen, welche hier durch das Zusammentreffen der Menschen, denen diese Sprachen eigen sind, und die derselben, wegen ihrer wechselseitigen Verhältnisse unter einander, beständig bedürfen, fast unentbehrlich geworden ist.

Ich habe bereits oben gesagt, daß es hier nicht viele Lustbarkeiten, wenigstens nicht viel solche giebt, die den Namen verdienten. Alles beläuft sich da auf große Traktamente, bey denen in der Zusammenkunft der Gäste, welche ohne alle Ordnung unter einander gemengt kommen, ein betäubendes Getöse herrscht, und bey denen man übrigens weder einen verfeinerten Geschmack in Speisen und Getränken, noch eine vernünftige Anstalt in der Einrichtung des Gastmals, und noch weniger die Zauberreize des ächten Witzes suchen darf, der den feuersprühenden Einfall mit lieblicher Anmuth verbindet. Mir will es bey solchen großen Menschen-Schwärmen, durchaus nicht und eben so wenig bey der alten Sitte gefallen, welche

die Männer bey dergleichen Feyerlichkeiten, oder vielmehr Gelagen haben, sich im Weine — nicht etwa ein Räuschchen zu trinken, sondern, sogar im Beiseyn der Damen, blindvoll zu saufen, und sich dann wie Trunkenbolde in Gegenwart eben dieser schönen Damen aufzuführen, die dieses so wenig übel nehmen, daß ihnen der Anblick davon im Gegentheil eher Spaß zu machen scheint.

Die hauptsächlichste Achtung, die hier zu Lande den Menschen begleitet, ist keine andere, als die, welche sich an den Reichthum, den er besitzt, und nicht an ihn selbst hängt. Alsdann kömmt die, die sich auf den Rang, den er besitzt, und auf den Stand bezieht, den er bekleidet. Was hingegen die Achtung anlangt, die seinen moralischen Vorzügen und seinen Talenten zukömmt, so würde man sich vergebliche Mühe machen, sie hier zu suchen.

Kurz, ein Gemische von Egoisterey und Falschheit im Herzen, viel Unwissenheit und Rohigkeit im Verstande, ohne alle Energie im Karakter, sind wesentlich die Basis der Sitten dieses Landes, so wie der Gebräuche, die mit diesen Sitten zusammen hängen, und der Centralpunkt, von dem man ausgehen muß, wenn man alles, was mit diesen Sitten und Gebräuchen irgend in Beziehung steht, im Großen untersuchen, oder im Kleinen beobachten will.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Kurzer Begriff des Werkes und Beschluß.

Zum Schlusse dieses allgemeinen Abrisses will ich noch in einer flüchtigen Uebersicht einige hier und da zerstreute Züge zusammen stellen, die, mit einander verbunden, ein Ganzes geben, das von dem Auge des Lesers leicht übersehen werden, und seinem Verstand hinterher einen Rückerinnerungs-Punkt gewähren kann, von welchem aus er in Stand gesetzt ist, sich ohne Mühe wieder auf das zu besinnen was er bereits im Einzelnen durchwandert hat. Dies der Zweck dieses Schluß-Kapitels.

Die Kolonie Louisiana und West-Florida, von welcher der größere Theil ehedem in dem Besitze der Krone Frankreich gewesen ist, gehört seit 1769 dem Könige von Spanien.

Diese Kolonie ist zwar ungemein weit ausgedehnt; aber sie bietet zur Kultur und Bevölkerung bey weitem nicht so viel Mittel dar, als man von ihrem reellen Umfang erwarten sollte. Bloß die Strecke von Nieder-Louisiana und West-Florida vom Meer aufwärts bis zu der Höhe der Linie, die an der Ostseite des Missisipi die amerikanischen und spanischen Besitzungen, in einer Entfernung von ungefähr hundert franz. Meilen oberhalb der Mündung dieses Stromes, sofern wir dem Laufe dessel-

ben nachgehen, scheidet und begränzt, macht den Raum aus, der auf einer Fläche von vier tausend franz. Quadrat-Meilen so ziemlich alle dermaligen Pflanzstätte der Kolonie befaßt; und selbst in diesem Raume befinden sich nur etwa fünf hundert franz. Meilen, die sich bewohnen oder gehörig bauen lassen.

Sie gereicht ihrem Oberherrn und ihrem Mutterland, aus dem Gesichtspunkte der landwirthschaftlichen, Kommercial- und Fiscalitäts-Quellen betrachtet, mehr zur Last, als zum Vortheile; sie kostet den König von Spanien, richtig gerechnet, zum wenigsten vier bis fünf mal hundert tausend Piaster jährlich *); und beinahe ihr ganz

*) Zur Zeit, da ich dieses schreibe (im Mai-Monat 1802.) ist die spanische Regierung der Kolonie, (oder wenigstens zu den Kosten, die sie ihr verursacht,) ungefähr eine Million Piaster schuldig. Die Obligationen der Königlichen Kasse, die im Februar 1800 zu dieser Absicht, (aus Mangel am Gelde, welches man wegen des Krieges, in dem man damals begriffen war, nur noch selten und mit großem Risico über See her erhalten konnte) erlassen und abgegeben zu werden angefangen, und die sich seit der Zeit nach und nach gehäuft haben, verlieren gegenwärtig bis an funfzig pro Cent, und können nicht eher abgethan werden, als bis die Fonds eingehen, die zur Einziehung derselben bestimmt sind, und denen man hier, von der Havanna oder von Veracruz her, mit einer Ungeduld entgegen sieht, welche um so grösser ist, je beträchtlicher durch die Verzögerung, die man hierunter erleiden muß, der Gang der Geschäfte gehemmt, alle Handelsverhältnisse gestört, und nur Wucher, und Staatspapier-Handel genährt worden, die dermalen wahrhaft zu einer übermäßigen Höhe gestiegen sind. Und was diese Ver-

zer Handel, dessen Masse doch immer nur einen Betrag von mittelmäßiger Valuta ausmacht, ist in den Händen der Ausländer.

Im Grund ist sie arm; und dies wird sie auch, (einige Ausnahmen abgerechnet,) nach Proportion ihres weiten Umfanges, und wegen der Geringfügigkeit ihrer wenigen Mittel immer bleiben, es müßten denn ganz besondere Umstände, die nicht in unmittelbarer Beziehung auf ihren Boden ständen, diese Lage der Dinge abändern, oder, besser zu sagen, sie gänzlich verwandeln, wie es in Holland geschehen ist, das die Natur zur Armuth verurtheilet hatte, das aber durch das Zusammentreffen von Umständen, die noch mächtiger, als die Natur, wirkten, in der Folge reich geworden ist, und mitten aus seinen Sümpfen erstaunliche Vermögens-Massen hat empor kommen, und eine durchgängige Wohlhabenheit entstehen sehen. Freilich müßte man eine Reihe von überaus vortheilhaften Zufällen für dieses Land voraussetzen, wenn man annehmen wollte, daß es mit der Zeit zu der Stufe von Wohlstand und Glanze gelangen könnte, in dem wir Holland gesehen haben; und eine solche Voraussetzung gehört in die Klasse der Dinge, die zwar nicht eben unmöglich, aber doch sehr unwahrscheinlich sind.

In den Aussichten auf künftige Vergrößerung und

zögerung anlangt, so sieht man gar nicht ein, woraus man sie sich erklären soll, da die Communication zur See, im mexikanischen Meerbusen und jenseits desselben, schon seit einigen Jahren völlig frey ist. A. d. O.

Wichtigkeit der Kolonie, mit denen sich hier einige politisirende Köpfe nähern, vermuthet man, daß Ost- und West-Florida, die Insel Neu-Orleans mit einbegriffen, von Spanien völlig an Frankreich abgetreten sey oder werde abgetreten werden; daß hingegen das eigentlich so genannte Louisiana jener erstgenannten Macht verbleiben werde, so daß die Besitzungen derselben in Nord-Amerika den Missisipi-Strom, von seiner Quelle an bis zu seiner Mündung, zur einzigen und unveränderlichen Gränze behalten; daß demnach die Bewohner vom rechten Strom-Ufer oder Louisiana zwar der spanischen Oberherrschaft unterworfen seyn, aber dabey doch außer den Verhältnissen, in denen sie für immer mit Spanien stehen sollen, eines freyen Handels mit den Bewohnern des Ufers gegen über, so wie mit Frankreich und den französischen Kolonien zu genießen haben werden; und daß, mit einem Worte, bey dieser neuen Kombination der Dinge die Kolonie, (die so nach zwischen zwey großen Mächten getheilt seyn wird, welchen allen beiden daran gelegen seyn muß, den Theil, der einer jeden beglücket sehen wird, mit zufällt, in Aufnahme zu bringen und nutzbar zu machen,) sich mit den Vortheilen eines dreifachen Handels den Franzosen, Spaniern und Amerikanern, welche alle drey an den Strom-Ufern ansäßig sind, und alle drey ihre Flaggen in völliger Freiheit auf dem Strome wehen lassen werden, so daß alle drey Nationen bey diesem mancherley Veränderungen nicht anders als gewinnen, und so wohl ihren Anbau, als ihren Handel ansehnlich werden verstärken können.

Dies sind die schimmernden Phantomen, welche von

einigen politisirenden Handelsleuten den schröckhaften Träumen, die sich gewisse zaghafte Kolonisten in Hinsicht auf die gedachten Veränderungen erschaffen, entgegen gestellt werden. Ueber diese, vor der Hand noch mit einem dicken Nebel bedeckten Gegenstände werden Zeit und Erfahrung erst Helle verbreiten. Ich für meinen Theil werde aber immer sagen, es wird sehr schwer halten, wo nicht gar unmöglich seyn, dieses Land jemals zu einer Wichtigkeit, deren es nicht fähig ist, und zu einem Werthe, den es nicht verträgt, zu rheben; und die einzige rechtmäßige Aussicht auf künftige Vergrößerung irgend eines Punktes in diesem Lande ist keine andere, als diejenige, die aus der Unentbehrlichkeit eines Ortes fließt, der zur Niederlage so wohl der Produkte, die zur Ausfuhr aus dem Innern dieses weitläufigen Kontinents, dessen einziger Vertriebs-Weg der Missisipi ist, als der mancherley Artikel des auswärtigen Handels dient, die hier eingeführt, und an eben dem Ort ausgeladen, und dann weiter in dieses Kontinent hinein verführet werden sollen. Kann sich Neu-Orleans bey dem Vorzuge behaupten, den es bisher gehabt hat, diesen Absichten zu genügen; so wird es in der Folge nothwendig ein überaus ansehnlicher Handelsplatz werden; freilich aber nur unter der Voraussetzung, daß sich die Mündung des Missisipi nicht, (wie sie bis heutigen Tag gethan hat,) nach und nach so sehr verstopft, daß sie am Ende für Seeschiffe ganz unfahrbar wird, und nur Barken und Boote noch in ihren Kanälen aufnehmen kann. In solchem Falle würde Neu-Orleans ganz unbedeutend werden. Komme es aber übrigens, wie es wolle, so wird doch das Land, welches diese Stadt umgiebt und das Cen-

trum der Kolonie ausmacht, darum nicht besser, sondern, wie es auch damit ergehen mag, in Masse betrachtet, immer ein armes und trübseliges Land bleiben.

Das Erdreich desselben, welches ein vom Strom herbey geführter und allmählig angehäufter Bodensatz, ein nach und nach angesetztes Land zu seyn scheint, ist in den Gegenden, die nicht überschwemmet sind, ziemlich fruchtbar; allein eben diese privilegirten Gegenden haben keinen gar großen Umfang; und das übrige Land, das zum wenigsten sieben Achtel vom Ganzen beträgt, besteht in seinem Innern bloß aus Teichen, Lagunen, sumpfigen Wiesengründen und Cypressen-Holzungen, und in seinen entfernteren Gegenden aus Sandsteppen oder dürren Hügeln.

Das Klima ist zwar überaus feucht, aber doch nicht so ungesund, als es seyn zu müssen scheinen möchte. Im Frühling und Herbst ist die Temperatur angenehm; der Sommer hingegen ist sehr heiß und regnerisch, und bringt heftige Fieber-Anfälle mit sich, die jedoch selten gefährlich sind, blos das gelbe Fieber ausgenommen, welches zu der Zeit in der Stadt, aber nicht auf dem Lande, herrscht. Der Winter läßt sich da vom Ausgange des Novembers an bis zu Anfange des März spüren, und ist mit kalten und gemäßigten Tagen untermischt, welche der Nord- und der Süd-Wind ein Mal um das andere herbeiführen, die in dieser Jahreszeit mit einander abwechseln, und von denen der eine trocken und kalt, und der andere regnerisch und gelind ist.

Die Wärme der Luft, und die Feuchtigkeit des Bodens und Klima's brüten in diesem Lande eine ungeheure Menge von mancherley Gewürmen und Insekten aus, welche eine der größten Beschwerlichkeiten desselben sind, und den Einwohnern zu einer wahren Geisel gereichen. Der Winter heißt sie zum Theil verschwinden; aber das ganze übrige Jahr hindurch sollte man, ihrer Menge und Mannichfaltigkeit nach, nicht anders meinen, als daß das Land ihr Eigenthum, und mehr für sie, als für die Menschen, geschaffen wäre.

Die Total-Valuta von den Handels-Produkten der Kolonie, die während des verwichenen Jahres ausgeführt worden sind, beläuft sich nicht über die Summe von einer Million ganzer Piaster, oder etwas mehr als fünf Millionen franz. Livres; und der Zucker, der allein mehr als den vierten Theil dieser Summe ausmacht, ist zu einem übermäßig hohen Preise gestiegen, der allem Anscheine nach fallen wird. Die Ausfuhr des jetzigen Jahres wird wahrscheinlicher Weise einen viel beträchtlichern Werth haben, indem einige reiche spekulirende Kaufleute seit ein paar Jahren viel Indigo, den die Amerikaner nicht absetzten, zusammen gekauft, und damit die Epoche des Friedens abgewartet haben, um diese sonach in Vorrath gesammelte Waare nach den Häven von Frankreich zu senden. Ein einziger Kaufmann zu Neu-Orleans ist im Stande, für seine Rechnung an die zweymal hundert tausend Pfunde zu verladen; aber freilich hat er allein beinahe so viel aufgehäuft, als alle übrige Spekulanten zusammen. Die diesjährige Einnahme wird also einen Zuwachs von vier

bis fünf mal hundert tausend Pfunden Indigo mehr, als gewöhnlich, haben, welches dem Friedensschlusse zuzuschreiben ist; allein dies ist eine ergiebige Quelle, das weiter hin nicht so reichlich fließen kann; wovon sich die Ueberzeugung im nächsten Jahre zur Genüge ergeben wird. Zu Folge dieses zufälligen Waaren-Vorrathes glaube ich, daß sich die Einnahme dieses Jahres 1802 zum voraus noch auf anderthalb Millionen Piaster anschlagen lasse; ein Anschlag, der hier nach dem Preise der Waaren vor Ausführung derselben gemacht ist; und so will ich's immer verstanden haben. Und wenn die Kolonie mit der Zeit, und mit aller möglichen Hülfe und Unterstützung, ihren höchsten Kultur-Grad erreichet haben wird, so daß sie am Ende von dem Absatz ihrer Produkte, an Zucker, Baumwolle, Indigo, Tabak, u. s. w. eine jährliche Einnahme von drey Millionen Piaster ziehen kann, (welches etwas über funfzehn Millionen Livres tournois beträgt,) — vorausgesetzt, daß sie es bis zu einer Aerndte von zwanzig Millionen Pfunden rohen Zuckers bringen kann, welches die Basis ihrer Schätze ausmachen wird; — so ist eine solche Einnahme, (wenn es jemals dazu kömmt,) meines Erachtens, die höchste Periode ihres Wohlstandes und der äußerste Gränzpunkt ihrer, mit allen erwünschten Zuflüssen unterstützten Lokal-Mittel. Uebrigens ist hierbey zu erinnern, daß die Produkte der Natschez und anderer weitläufigen amerikanischen Besitzungen, die ihren Vertrieb über den Missisipi haben und einstweilen in eigenen Speichern zu Neu-Orleans ausgeladen werden, nicht mit den Produkten der Kolonie vermenget werden dürfen, wenn sie auch schon von gleicher Art und Beschaffenheit seyn mö-

gen; denn was Andern gehört, ist nicht zu unserm Schatze zu rechnen.

Dieser Handel hat in diesem Lande, weder Basis, noch Gewicht. Die ansehnlichsten louisianischen Handelsleute sind bloß Kommissionnäre von einigen Häusern in Europa und in den Vereinigten Staaten; und was übrigens hier Handel treibt, ist weiter nichts, als eine Gilde von Krämern und unbedeutenden Geld-Mäklern.

Die Bevölkerung dieser Kolonie ist sehr schwach, und beläuft sich (in Nieder-Louisiana und West-Florida, als dem vornehmsten Theile der Kolonie,) nicht über sechzig tausend Seelen an Weißen, Mulatten und Negern, dünne gesäet auf einem Raume von vier tausend franz. Quadrat-Meilen Landes, welche man, wie ich bereits gesagt habe, auf fünf hundert franz. Meilen bewohnbaren Bodens herunterseßen kann. Dies giebt auf die franz. Quadrat-Meile ein Verhältniß von etwa funfzehn Personen auf den ganzen Lokal-Umfang, und von hundert und zwanzigen bloß auf das Territorium, das gebaut wird und noch künftig nutzbar gemacht werden kann. Diese Bevölkerung besteht aus sechs bis sieben und zwanzig tausend Weißen, Kreolen und Ausländern, fünf bis sechs tausend schwarzen und farbigen Freigelassenen, und acht und zwanzig tausend Sklaven, größten Theiles Negern. Die Kolonial-Bevölkerung von Ober-Louisiana, in seiner unermeßlichen Ausdehnung, beträgt nicht mehr als ungefähr funfzehn tausend Seelen.

Die Kreolen dieses Landes haben, wie es scheint, bei aller ihrer natürlichen Geschicklichkeit zu mechanischen Künsten wenig Anlage und Neigung zu den Wissenschaften, wenig Aufmerksamkeit auf alles, was sie vielleicht fesseln könnte; daher sieht man bei ihnen, trotz ihrer natürlichen Gewandtheit und ihres geringen Wohlstandes, keine tüchtigen Handwerksleute, zum Beispiele keine Stellmacher, Wagner, Kunsttischler, Manufaktur-Arbeiter, und noch weniger gute Künstler aufkommen, wie doch bei den Amerikanern geschieht. Unter den Kreolen, Weißen und Mulatten, giebt es bloß Zimmerleute, Maurer, gemeine Tischler, Schneider und Schuster, alle nur von mittelmäßiger Geschicklichkeit. Findet sich ja da oder dort ein guter und arbeitsamer Handwerksmann nicht allein in der Stadt, sondern bei einer Plantage; so ist es sicherlich ein Europäer oder ein Amerikaner, ist aber der Handwerksmann ein Pfuscher, ein Hudler, der alle Arbeit verderbt, ein Faulenzer; so kann man hieraus dreist schließen, daß er im Lande geboren und gezogen sey. Sorglosigkeit und Mangel an anhaltendem Fleisse sind es wodurch denn jene vortheilhaften Anlagen zu Hand-Arbeiten, Anlagen, die doch zum wenigsten die tiefe Leerheit ihrer geistigen Kräfte vergüten sollten, von Seiten ihrer auf etwas Weniges herunter gesetzt werden. Diese Leute haben beinahe alle die Fehler an sich, die aus der Unwissenheit und dem Mangel an Erziehung herrühren, und noch einige andere drüber, die sich zwar nicht gerade davon herschreiben, aber sich doch damit verbinden. Unter letzteren ist ihre äußerste, bis zum Geize getriebene Knauserei, (in der sie sich von den Kreo-

len auf den Antillischen Inseln, die durchgängig mehr verschwenderisch, als haushältisch sind, gänzlich unterscheiden,) meinen Gedanken nach mehr die Frucht des Bodens, als anderer Ursachen. Jedes arme Land wird nothwendiger Weise von interessirten Leuten bewohnet, die unaufhörlich der Sparsamkeit nachhängen. Lebe man, wo man wolle, man muß sich in seinen Ausgaben überall nach seiner Einnahme richten, und sich, wie das Sprichwort sagt, nach der Decke strecken. Der Anblick von Knauserei, den man hier beständig vor Augen hat, und den die Noth den Leuten zur Pflicht macht, kann dem, für den er gemacht ist, gar nicht befremdlich vorkommen. An armen Orten wird schäbiger Geiz zur allgemeinen Denkungsart, zum herrschenden Karakter; und wer auch alsdann aus einem gewohnten Stande der Noth zu einem bessern Auskommen gelangt, dem kleben doch hernach darum nicht minder die schmutzigen Gewohnheiten an, die er in jüngern Jahren angenommen hat, und die bei einer solchen Veränderung des Zustandes nicht etwa schwächer, sondern zuweilen im Gegentheil eher noch stärker werden. Dieses kann man deutlich hier zu Lande sehen, wo die Kreolen, selbst die reichsten, fast durchgehends in der Denkungsart und den Sitten eine mehr oder minder starke Dosis von niedriger Knickerei an sich haben, welcher ihre natürliche Aufschneiderei höchstens zum Palliativ, aber nicht zum Gegengifte dient.

Außerdem haben die Louisianer Kreolen durchgängig einige gute Eigenschaften; sie sind ehrliche Leute, leicht

zugänglich, wiewohl nicht sehr beständig, ohne steifes und aufgeblasenes Wesen, obwohl windbeutelhaft; gute Väter, gehorsame Söhne, gefällige und liebreiche Ehemänner.

Die Weiber haben außer dem Antheile, der ihnen an diesen interessanten Eigenschaften vorzüglich zukömmt, auch mehr Schärfe des Verstandes, und mehr Wohlwollendes in der Gemüthsart, als die Männer. Die Natur ist ihnen, eigentlich zu reden, günstiger, als letzteren, und hat sie überhaupt in allen Stücken besser begabet. Sie sind durchaus liebenswürdiger, als die Männer, ohne noch die Annehmlichkeiten ihres Geschlechts, und die Reize, die ihnen eigen sind, zu rechnen; dabei besitzen sie zugleich die guten Eigenschaften der Männer, und haben nicht alle Fehler derselben an sich, oder es fallen doch diese Fehler an ihnen nicht so in die Augen.

Die Ausländer sind ein Gemische von Leuten aus mancherlei Ländern, und alle tragen ihr National-Gepräge an sich, woran sie auch zu erkennen sind; ein Gemisch, aus dem ein überaus mißstimmiges Ganzes erwächst, und bei dem man übrigens weder Gemeingeist, noch einen von Geselligkeit zu finden hoffen darf.

Die Freigelassenen sind zwar eben so geschickt, wie die Kreolen, haben aber nächst den Fehlern, mit denen diese behaftet sind, noch einen großen Hang zur Faulen-

zerey und zum Trotz, eine gewaltige Neigung zur Völle-rey und zur Ungebundenheit; und es wäre ihnen sehr nöthig, daß sie aus ihrem Müssiggange gerissen, und mit Strenge zur Arbeit angehalten würden.

Die Sklaven sind fast durchgehends träge, von lüderlichem Lebenswandel, lügenhaft, versoffen, und gar nicht fähig, sich selbst zu regieren. Uebrigens ließe sich wohl, ohne daß das, was eigentlich zum Wesen ihres Standes gehört, im mindesten geändert zu werden brauchte, ihre Gemüths- und Denkungsart dadurch bessern, daß man das Schicksal dieser, zum Bestande der Kolonien unentbehrlichen Wesen, in vielen Hinsichten milderte und gehörig regulirte.

Die Regierung ist zwar mit großer Gewalt bekleidet, aber nichts desto weniger, überhaupt zu reden, ziemlich glimpflich und gemäßigt. Unter ihrem Schutze lebt Jedermann zu Hause ruhig, so wohl in der Stadt, als auf dem Lande, ohne an weiter irgend eine Dependenz gebunden zu seyn, als bloß an diejenige, die aus der Unterwürfigkeit erwächst, welche er den Gesetze schuldig ist. Es giebt da keinen Militärdienst außer der eignen Heimath, keine peinliche Versetzung von einem Ort an den andern, keine Einquartierung von Kriegsleuten, keine, wenigstens keine lästige Dienstbarkeit gegen eine willkürliche und grillenhafte Gewalt. In der Stadt leben die Einwohner mehr unter bürgerlicher Municipal-Administration, als unter

militärischer und tyrannischer Regierung. Auf dem Lande geht es ziemlich eben so. Da wird die obrigkeitliche Macht durch Kirchspiels-Gebietiger und Bezirks-Syndici verwaltet, welche aus den angesehensten Plantagen-Besitzern erwählet werden. Jene haben ihre Aemter lebenslänglich, diese nur jährlich; und ihre gewöhnlichen Geschäfte sind bei den Gebietigern, Landstreicher und Leute, die Niemand kennt, aufgreifen zu lassen, für Unterhaltung der Landstraßen, der Erdwälle, u. d. gl. zu sorgen, Registraturen über jeden Vorfall, der wider die öffentliche Ordnung anstößt, und dessen fernere Untersuchung nach dem Hauptorte verwiesen wird, zu fertigen, Patrouillen zu Handhabung der Polizey anzuordnen, in außerordentlichen Fällen die Land-Miliz aufzubieten, und zuletzt die alltäglichen Verhandlungen und Verträge zwischen den Einwohnern ihrer Gerichtsbarkeit zu protokolliren und zu bestätigen; — und bei den Syndicis, daß sie, ein jeder in seinem Distrikt, in Abwesenheit oder Ermangelung der Gebietiger, deren Nachgeordnete sie hierin sind, über alles, was zur Polizey und zu Erhaltung guter Ordnung gehört, die Aufsicht führen und das Nöthige reguliren.

Trotz dessen, (denn wir müssen doch auch die umgekehrte Seite zeigen,) können wir nicht in Abrede seyn, daß diese Regierung, so wie sie hier eingerichtet ist, dem Menschen seine ganze persönliche Wichtigkeit und Energie entzieht, indem sie ihn in einer kläglichen Unwissenheit, in einem bloß passiven Zustande hält, ihm den freien Ge-

brauch seiner moralischen Kräfte untersagt, ihn, so zu sagen, dem Viehe gleich stellt, und ihn, mit einem Worte, gleich einem Blinden so gut in den nichtsbedeutendsten Dingen, als in Sachen vom größten Gewicht und dem ernstlichsten Werthe, lenkt und leitet.

Die Finanz-Verwaltung ist in diesem Lande sehr verworren, und hüllt sich in einen beinahe undurchdringlichen Schleyer ein. Uebrigens sind die hier eingeführten Steuern leidlich genug; und hierüber hat sich der Kolonist gewiß nicht zu beschweren. Das einzige Widerwärtige, was ich daran finde, und was auch unaufhörlichen Anlaß zu Winkelzügen und Unterschleifen giebt, ist das förmliche Verbot, sein Vermögen, sein Eigenthum, bei Strafe der Konfiscation, in baarem Gelde auszuführen. Solches Eigenthum muß man hier, koste es auch, was es wolle, in Wechselbriefe oder Landes-Waaren verwandeln; oder man läuft Gefahr, alles einzubüßen. Dies ist eben so wenig billig, als vernünftig, und da das Geld hier von außen herein kömmt, so sollte man ihm eben so wenig Schwierigkeit machen, heraus, als hinein zu gehen. Zudem ist gemünztes Metall in der That kein Lokal-Eigenthum, dessen Ausfuhr mit Rechte verboten, oder nur beschränket werden kann; es ist keine alltägliche Handels-Waare, die der Entrichtung des Ein- und Ausfuhr-Zolles unterworfen wäre, kurz, kein Gegenstand des Schleichhandels. Geld ist ein konventionelles, unter allerlei Form und Valuta bei policirten Völkern eingeführtes Zeichen, das die Völker angenom-

men haben, ihre wechselseitigen Umsatz-Geschäfte, so wie das Verkehr zwischen einem Menschen und dem andern zu befördern und zu erleichtern, und das, einmal in die Cirkulations-Masse geworfen, von Stund an ein gemeinsames Gut für Jedermann, ein allgemeines Eigenthum, eine Sache von ganz eigner und privilegirter Art wird, über die keine Regierung weiter kein Herrscher-Recht ausüben sollte, als bloß dasjenige, welches Handhabung des öffentlichen Zutrauens zum Zwecke hat, das bloße Recht der Aufsicht über die Rechtsgültigkeit des Zeichens, und weiter nichts.

Die römischkatholische Religion ist die einzige, die hier zu Lande gilt; jeder anderen ist die öffentliche Uebung untersaget. Im Uebrigen wird Gottesdienst hier nicht befohlen und erzwungen, wie in anderen spanischen Besitzungen; und der Bürger ist in diesem Stücke keiner Art von Zwang unterworfen. Wer dem öffentlichen Kultus die äußerliche Achtung bezeigt, die in jedem Lande der Religion gebührt, zu der man sich darin bekennt, der hat damit alles gethan, was erforderlich ist, um deshalb weiter nicht beunruhiget zu werden. Das spanische Mönchthum hatte wohl Anfangs in dieser Kolonie das fürchterliche Inquisitions-Gericht einführen wollen, und der Statthalter war sogar von dem Mönche, der den Auftrag dazu von dem heiligen Amte bekommen hatte und mit der Macht desselben bekleidet war, aufgefordert worden, seinen Verrichtungen mit gewaffneter

Hand Hülfe zu leisten; allein der Aufstand, den die Nachricht hiervon im Lande veranlaßte, und die Besorgniß vor den Folgen, die eine solche Neuerung nach sich ziehen könnte, bewogen den Statthalter, den inquisitorischen Mönch in der Geschwindigkeit aufheben zu lassen, und ihn unverzüglich nach Spanien zu schicken. Und seitdem ist hier von dem neuen Maulkorbe, mit dem der Mönchsstand die widerspenstigen Kolonisten in aller Gottseligkeit bezäumen wollte, nicht weiter die Rede gewesen.

Die Gerichts-Verfassung ist ein Chaos von Chikanen ohne Ende, und ein Geld-Schlund für die unglücklichen Leute, die in Prozesse verwickelt werden; sie ist eine Löwen-Grube, aus der, was einmal hinein gerathen ist, nicht wieder herauskömmt; und das ist genug gesagt.

Die Landes- und Privat-Polizey wird sehr versäumet, so wohl in der Stadt, als auf dem Lande; und wenn die Unordnungen und Mißbräuche, die aus dieser Versäumniß natürlicher Weise entstehen, noch nicht beträchtlicher sind, als sie bisher waren; so hat man dieses einzig und allein der schwachen Bevölkerung zuzuschreiben, welche das Elend und die Verbrechen, die dem entgegengesetzten Zustand ankleben, zum Theil entfernt.

Die Sitten haben zwar in der Stadt noch nicht den höchsten Grad des Verderbnisses erreichet, und sind

auf dem Lande noch ziemlich geregelt; aber sie haben doch seit einigen Jahren schon viel von ihrer ursprünglichen Einfalt und Reinheit verloren, und dies selbst nach der eignen Aussage der Leute im Lande, welche in ihren Gesprächen ziemlich oft der unschuldigen Offenheit und liebenswürdigen Eintracht erwähnen, die nun nicht mehr vorhanden sind, und deren Andenken für sie das verschwundene Bild des goldnen Zeit-Alters ist. Diese moralische Ausartung rührt, meinen Gedanken nach, lediglich von dem eingeschlichenen Luxus, der in der Kolonie von Tage zu Tage immer mehr überhand nimmt, und von einem Schwarme von allerlei Ausländern her, deren Grundsätze und Lebensart nicht wenig beigetragen haben, die alte Kolonisten-Einfalt, wodurch die harten Züge der gemeinsamen Unwissenheit und Ungeschliffenheit wenigstens gemildert wurden, zu verdrängen, und an deren Statt Unredlichkeit, Arglist, und einen gierigen Eigennutz, wozu sich noch Mißgunst, Bosheit und Lästersucht gesellen, in die Mode zu bringen, und noch obendrein die Neigung zum Spiele zu verbreiten, die das Herz verengert und es vor jeder sanften und geselligen Regung verschließt. Eine unausbleibliche Folge von dieser Lage der Dinge, und von allem, was damit zusammenhängt, ist, daß es in Neu-Orleans bloß isolirte Menschen, wenig wahre, patriotisch gesinnte Männer, und noch weniger Freunde giebt; und das platte Land tritt mit großen Schritten in die Fußstapfen der Stadt. —

Meine Absicht bei diesem Werke war keine andere, als eine genaue Darstellung von dem, was Louisiana ge-

genwärtig ist, und einen bestimmten Ueberblick von dem zu geben, was aus dieser Kolonie nach Maaßgabe des jetzt Existirenden künftig werden kann. Denn jede Kolonie ist ein bewegliches Bild, eine veränderliche Bühne, deren Dekorationen sich schnell aus dem Guten ins Böse, und aus dem Bösen ins Gute verwandeln.

Zuſätze

zu

der Schilderung von Louiſiana.

Die Rükabtretung von Louisiana an Frankreich hat die Herausgabe mehrerer Schriften über dieses interessante Land veranlaßt. Die gehaltvolleste derselben ist unstreitig die Schilderung von Louisiana eines ungenannten Franzosen, die wir in vorstehender Uebersetzung dem teutschen Publikum mitgetheilt haben.

Noch früher erschien eine sogenannte Reise nach Louisiana ebenfalls von einem ungenannten Franzosen unter folgendem Titel:

Voyage à la Louisiane et sur le continent de l'Amérique septentrionale, fait dans les années 1794 à 1798; contenant un tableau historique de la *Louisiane*, des observations sur son climat, ses riches productions, le caractère et le nom des Sauvages; des remarques importantes sur la navigation; des principes d'administration, de législation et de gouvernement propres à cette Colonie etc. etc. par B... D... orné d'une *belle* *) carte (mit

*) In der Vorrede zu seinem zweiten Werke über Louisiana erklärt der Verfasser, daß dieses pralerische Beiwort eine Erfin-

dem Motto:) *Quod vidimus oculis, quod auribus audivimus, testamur et annunciamus vobis.* S. Paul ad Cor. Paris bei Dentu. Im Jahr XI. (1802). 382 Seiten in 8.

Theils die Anonymität des Verfassers, theils seine Weitschweifigkeit, seine Einmischung fremdartiger Dinge, die Geschwätzigkeit und Verworrenheit seines Vortrags, und dann auch die Uebertreibungen, die er sich zuweilen erlaubt, haben seine Glaubwürdigkeit verdächtig gemacht und seinem Werke bei den kritischen Geographen geschadet; ob es gleich unter dem Schwalle von Deklamationen, Anekdoten, Vorschlägen und Projekten manche treffliche Nachricht enthält. Man trauete seinen Angaben nicht, weil man sogar in Zweifel zog, ob derselbe wirklich in Louisiana gewesen sey *). In Frankreich aber, wo man nicht so mistrauisch gegen solche Produkte ist, und nicht mit solcher Strenge kritisch prüft, ist dieses Buch aller seiner Gebrechen ohngeachtet gut aufgenommen worden.

Dadurch aufgemuntert gab der Verfasser ein zweites Werk über Louisiana heraus. Er nannte sich nun auf dem Titel desselben, und zeigte, daß er ein ehemaliger Bewohner von St. Domingo ist, wo er zuerst Advokat und sodann Dragoner-Oberst war, und sich, wie viele

dung seines ersten Verlegers sey, und daß er an dieser Charte, die er selbst schlecht findet, nicht den mindesten Antheil habe.

*) Man sehe die Recension dieses Werks welche der selige Sprengel in den XI. Bd. der Allg. Geogr. Ephemeriden S. 462 eingerückt hat.

andere dieser Pflanzbürger nach Louisiana hatte flüchten müssen, wo er sich von den Jahren 1794 bis 1798 aufgehalten hat *).

Dieses neue Werk heißt:

Second Voyage à la Louisiane, faisant suite au premier de l'auteur de 1794 à 1798. Par *Baudry des Lozières* (mit dem Motto): *Si canimus silvas, silvae sint Consule dignae.* Virg. Buc. 2 Theile. Paris bei Charles, im Jahr XI. (1803. März) 414 und 410 Seiten in 8.

In diesem Werke giebt sich nun der Verf. näher zu erkennen, und beweist, daß wenn er schon auch in seinen Schriften die Geschwätzigkeit des Advokaten nicht verläugnen kann, und übrigens auch das Talent nicht besitzt, ein dem Kenner befriedigendes Buch zu schreiben, er dennoch glaubwürdig ist, wo er bloß das Gesehene und Erfahrene darstellt, ohne sich in deklamatorische Digressionen, politische Kannegießereien und Projektschmiedereien einzulassen, welche das Steckenpferd sind, das er fleißig herumtummelt.

Sein zweites Werk ist keine wirkliche Reise, sondern ein buntes Gemische von mancherlei sehr verschiedenartigen Aufsätzen, worunter Lebensbeschreibungen, Reflexionen, Vorschläge u. s. w. sind. Daneben findet man

*) Er ist jetzt seiner Unterschrift zu Folge: Historiographe de la Marine et des Colonies zu Paris.

nur weniges, das zur Schilderung von Louisiana und seiner Bewohner gehört. Dies Wenige ist aber allerdings schätzbar; da es theils aus historischen und geographischen Notizen, theils aus brauchbaren Beiträgen zur Naturgeschichte dieses Landes und aus Nachrichten von den Wilden in Louisiana besteht.

Da sich also in den hier genannten drei Bänden, welche uns Herr Baudry des Loziéres über Louisiana geliefert hat, und vorzüglich in seinem ersten Versuche, manche brauchbare Nachrichten befinden, welche zur Ergänzung der hier gelieferten Schilderungen von Louisiana dienen können, so wollen wir die wichtigsten derselben aüsheben und hier in gedrängter Kürze, als Zusätze zu vorstehendem Werke mittheilen.

Auf diese Art werden dann unsere Leser auf einem Raume von wenigen Bogen das Vorzüglichste beisammen finden, was unser Herr *Baudry des Loziéres* über Louisiana Neues beigebracht hat.

T. F. Ehrmann.

Zusätze

aus

Baudry's des Lozières Voyage à la Louisiane.

§. 1.

Zur Naturgeschichte von Louisiana.

Louisiana ist sicher eines der schönsten und fruchtbarsten Länder auf der Erde. Das Klima ist gesund und die Leute leben hier sehr lange *). Die Erde ist mit einer immer frischen Vegetation bedeckt, und die Verschiedenheit der Naturprodukte geht bis ins Unendliche. Die Früchte und Pflanzen beinahe aller Klimate gedeihen hier und bereichern das Land. Man findet eine Menge neuer

*) Man vergleiche damit was im 7, 8ten Kap. u. f. der Schilderung von Louisiana hierüber gesagt worden ist, bedenke aber auch dabei, daß Baudry des Lozieres länger in diesem Lande gelebt hat, und tiefer in dasselbe eingedrungen ist, als unser Ungenannter. D. H.

Vegetabilien, die man in anderen Erdgegenden nicht antrifft. Das Getraide wächst hier ganz vortrefflich; mit weniger Sorgfalt könnte man hier die köstlichsten Weine pflanzen; das Zuckerrohr geräth sehr gut, und der Indigo würde dem schönsten der heißen Länder gleichkommen, wenn man sich hier besser auf die Fabrikation desselben verstände. Gartengewächse und Küchenkräuter haben sich hier bis ins Unendliche vervielfältiget und es giebt mehrere Arten darunter, die man anderwärts gar nicht kennt.

Wir wollen hier die hauptsächlichsten Pflanzen dieses Landes aufzählen. Man findet darunter sowohl tropische Pflanzen, als auch solche, die gewöhnlich nur im gemäßigten Klima wachsen. Vortrefflicher Weizen (triticum cereale) Weinstöcke, Birnbäume, Aepfelbäume, Pflaumbäume, Kirschbäume, gemeine Myrthen, und Nelkenmyrthen (Myrthus caryophyllata), Gewürznelkenbäume (Caryophyllus aromaticus), Zimmtbäume (Laurus cinnamcmum), Kampherbäume (Laurus camphora), Avogadobäume (Laurus perſea), Moschusbäume (Nux moſchus), der so ungemein wohlriechende Floridanische Sternanis (Illicium floridanum), die Schirokesische Thallilie oder Maiblume (Convallaria majalis), und Caroliniſche Kelchblume oder Gewürzstrauch (Calycanthus floridus). Beinahe nebeneinander wachsen die Camellie (Camellia) und der Reiß; die Granatäpfelbäume und der Mais, die große Melonendiſtel (Cactus melocactus), und der Feigenbaum; der Sonnenfeind oder Cereus mit großen Blumen (Cactus grandiflorus) und die Nektarinen; die Prachtlilie (Glorioſa ſuperba) und

Quittenbäume *). So wachsen auch untereinander Kakaobäume, Affenbrodbäume (Andansonia digitata), Trauerbäume (Nynctanthes), Citronellen (Psidium), Paradiesfeigenbäume oder Pisangbäume (Musa paradisiaca), Bananasfeigenbäume (Musa sapientum), Mangostanbäume (Garcinia mangostana), Tulpenbäume (Magnolia grandiflora) und immer grüne Eichen (Quercus sempervirens; bedecken die Ufer des Misisipi mit ihrem erquickenden Schatten. Ferner wachsen hier die prächtigen Akacienblättrigen Cypressen (Cupressus districha) Wassereichen (Quercus hemisphaerica). Der riesenmäßige Färberbaum (Quercus tinctoria), der amerikanische Ahornbaum oder Wasserbuche (Platanus occidentalis), der amerikanische Tulpenbaum (Liriodendron tulipifera); ferner Buchen und Kastanienbäume, Wallnußbäume verschiedener Art, Ulmen u. s. w. Außerdem findet man hier auch mancherlei tropische Pflanzen, als: Kokosbäume, Citronen- und Pomeranzenbäume, die zwar hier nicht einheimisch sind, aber jedoch sehr gut fortkommen, Wassermelonen, Hyacinthen, Narcissen, den schönen Pfauenschwanz (Poinciana pulcherrima) Haken-

*) Prunus apricus cydonia — nennt sie unser Verfasser, der überhaupt in seinen botanischen Namen die er alle bloß lateinisch angiebt, nicht ganz richtig ist. Er gesteht auch selbst, daß er nicht Naturhistoriker ist, und folglich mag er sich oft in der Wahl eines Namens geirrt haben; da er aber die vollständigste Liste von Naturprodukte von Louisiana giebt, die wir bis jetzt haben, so verdiente dieselbe doch hier aufgenommen zu werden. Der Naturforscher prüfe nun und sichte.

D. H.

lilien (Crinum), Kochenillienpflanzen (Cactus cochenillifer) und eine Menge anderer *). Ueberdies findet man hier auch noch den berühmten Zuckerahorn (Acer saccharinum), Weihrauchkiefern (Pinus täda), Fichten, Gurkenbäume (Magnolia acuminata), Virginische Wasbäume (Nyssa aquatica), Virginische Pappeln (Populus heterophylla), Gordonienbäume (Gordonia lasianthus), Sassafrasbräume, deren pulverisirten Blätter einen trefflichen Wohlgeruch geben. Alle diese Gewächse und Pflanzen erreichen hier ihre größte Vollkommenheit. Auf der Insel Barataria und am See Pontchartrain wachsen alle Arten Bauholz und Bäume welche zu Masten taugen.

In den Wäldern um Neu-Orleans her und auch weiterhin findet man weiße oder Büschel-Kiefern (Pinus strobus), Balsamtannen (Pinus balsamea), schwarze oder rothe Tannen (Pinus abies), Sprossentannen (Pinus canadensis) aus deren Sprossen ein gesundes Bier gebrauet wird, Eschen (Fraxinus excelsior), Akacienbäume oder unächter Schotendorn (Robinia pseudo-acacia), Kanadische Schüsserbäume (Guilandina dioïca), Virginische Roßkastanien (Aesculus virginica) und andere mehr **).

*) Der Verf. sagt daß er noch mehrere Arten gesehen habe, die er aber aus Mangel an genugsamen botanischen Kenntnissen nicht naturhistorisch bestimmen könne, D. H.

**) Der Verf. sagt, er könne sich nicht mehr auf alles besinnen. Er nennt in der Folge noch mehrere andere Bäume, z. B. den

Es giebt hier auch allerlei Stauden und Sträucher, z. B. Felsensträucher (Azalea), Daphnen oder Seidelbast (Daphne), Amerikanisches Jasmin (Gardenia), Löffelbäume oder Zwerglorbeer (Kalmia), Alprosen (Rhododendron), Storaxbäume (Styrax), Zirinken (Syringa), Wachholderbäume, Haselnußstauden, Zwergholunder, Wachsmyrthen, Johannisbeeren, Himbeeren und Brombeersträucher, Wintergrün, Fieberstauden, wilder und anderer Thee, Maiblumen, oder Bastardtmutterkraut u. s. w. *).

Von Kräutern, Wurzeln und Zwiebelgewächsen giebt es hier auch sehr vielerlei Arten, als: Eufrasien oder Augentrost, Aland, Fünffingerkraut, Angelika, Nesseln, Balsamkraut, Sassaparille, Ginseng **) Dictam oder Diptam, welchen die Wilden als Arzneikraut brauchen, und große Dinge damit auszurichten vorgeben; mehrere Arten von Wegerich, (Plantago), Erdnüsse oder Erdeicheln, wilde Pataten, Frauenhaar, wil-

Kurbaril oder Heuschreckenbaum, den Talgbaum, den Wachsbaum, den Knopfbaum, einen Butterbaum, den Palanier, oder Louisianischen Nußbaum, den Kopalbaum und mehrere andere. D. H.

*) Es soll noch eine unzählige Menge anderer Arten von Gesträuchen und Staudengewächsen geben, deren Namen aber der Verf. wie er gesteht, nicht zu nennen weiß. D. H.

**) Daß der wahre Ginseng diese von den Sinesen so geschätzte Arzneipflanze auch in Louisiana gefunden werde, möchte wohl Mancher bezweifeln. D. H.

der Sauerampfer, Leberkaut *); eine besondere Art Lattich oder Gartensalat (Sanguine), Schlangenwurzel, Goldfaden, Weißwurz oder Salomonssiegel, Waldbohnen, kriechendes Epheu, Wasser- und andere Kresse, Schafgarbenkraut, Sonneneuphorbie, Betonie, Skabiose, Teufelsabbiß, Blutwurzel, wilde Erbsen, Zwiebeln, Knoblauch, Bastardindigo, Mauseörchen, Borrätsch, Nießwurz, Hundszahn, Bleikraut, Tabak, wilder Pastinak, Wildemünze, Portulack oder Burzelkraut, Pappelkraut und noch viele andere Arten deren Aufzählung hier unmöglich ist **).

Mehlichte Pflanzen und Hülsenfrüchte giebt es hier von verschiedenen Art und in ziemlicher Menge. Man trifft hier außer den in Frankreich gepflanzten Gattungen, noch sehr viele andere.

Es giebt überdies auch mancherlei Arzneikäuter und heilsame Pflanzen die man hier eben sowohl als in den benachbarten Ländern und auch auf der Insel St. Domingo findet.

Die Insekten sind hier auch äußerst zahlreich und von tausenderlei verschiedenen und zum Theil wenig bekannten Arten; so daß ein Entomolog nur allein mit diesem Zweige der Naturgeschichte sich hier Jahre lang be-

*) Le foie de roche und le foie noble. D. H.

**) Weitere Berichte hierüber müssen wir von künftigen naturforschenden Reisenden erwarten. D. H.

schäftigen könnte. Eine bisher ganz unbekannte Art von sehr nützlichen Insekten hat unser Verfasser so wohl hier als auf St. Domingo gefunden und beobachtet; er nennt dasselbe den Fliegenträger (Porte-Mouches) und hat eine Abhandlung darüber in dem Pariser Nationalinstitut vorgelesen *).

Die Klasse der Vögel ist hier nicht minder zahlreich und merkwürdig, so daß ein Ornitholog hier ein weites Feld zur Befriedigung seiner Wißbegierde finden könnte; denn hier findet man Vögel von beinahe allen Arten, von allen Größen und mancherlei Gestalt und Farben, von dem großen Geier bis zum winzigkleinen Kolibri hinab. Der Calcis, der Sperber, der Rabe, die Krähe, die Eule, der Papagai, der Pelikan, der Kranich, der Storch, die Kormoran oder Seerabe, der Häher, der Schwan, die wilde Gans, der Trappe, die wilde Ente, die Kriechente, der Bettler, das Wasserhuhn, das wilde Wälschehuhn, das Frankolin oder indianische Rebhuhn, das gemeine Rebhuhn, die Wachtel, die Holztaube, die Wasserschnepfe, die Lerche, der Grünspecht, der Kukuk, der blaue Häher, die Schwalbe, die Wittwe, der Louisianische Ortolan, der Kardinalsvogel, die Drossel, der Sägenvogel, der Königsvogel, die Nachtigall, der Zaunkönig, der Spötter, der Kolibri u. s. w. sind die bekanntesten Arten. Eine Menge anderer ist noch unbeschrieben und ohne Namen, da sich noch Niemand um die nähere Untersuchung derselben bekümmert hat. Es wäre der

*) Man sehe den hier nachfolgenden §. 2. D. H.

Mühe werth, eine Untersuchung über die hiesige Ornithologie anzustellen, denn die Ausbeute würde gewiß von großer Bedeutung seyn.

Beinahe eben so zahlreich sind die Fische, und die übrigen Bewohner der Wasser hier zu Lande, die man in Seen, Flüssen und Teichen findet. Die bekanntesten derselben sind: der Stör, die Steinbutte, der Hecht, der Karpe, die Meeräsche, die Meerbärsche, die Grundel, der Aal, der Kasburgo, der Klumpfisch, die Platteiß, der Sakale, der Padassa, die rothe und weiße Makrele, der Flußkrebs, die Fluß-Garnele, die Forelle, der Bartfisch oder Graubart, und viele andere, die eine köstliche Speise geben, und um sehr wohlfeile Preiße zu haben sind. Auch diese Thiergattung ist noch nicht gehörig untersucht.

Schlangen und Eidechsen giebt es hier von vielerlei Arten z. B. Klapperschlangen, lange schwarze Schlangen, Nattern, Hydern, Strumpfbandschlangen, pfeifende Schlangen, Peitschen-Schlangen, Eierfresser, grüne Schlangen, Schlangen mit dornigten Schwänzen, gefleckte Schlangen, Ringelschlangen, zweiköpfigte Schlangen, u. s. w. Der Eidechsen giebt es nicht weniger verschiedene Arten, wovon wir nur die lebhafte Eidechse, und die langsame Eidechse oder Baumkröte anführen wollen. Es bleibt hier ein reiches Feld für die Naturforscher zu bearbeiten übrig.

Eine eben so reiche Beute würde der Naturforscher

finden, wenn er die hiesigen Wälder durchstreifen wollte, um die wilden Thiere aufzusuchen, deren es hier so viele, und von so mancherlei Arten giebt, z. B. wilde Hunde, Berg- und Waldkatzen, Tieger, Bären, Wölfe, Leoparden, Büffel oder wilde Ochsen, Füchse, Dammhirsche, Rehe, Elennthiere, Kaguare oder Brasilianische Katzen, Stachelschweine, wilde Schweine, Kaninchen von verschiedenen Arten, worunter eine von den Europäischen verschieden ist, Eichhörnchen von vielerlei Arten, Marder, sehr große Hasen, Maulwürfe, Wiesel, Beutelratzen, große Waldratzen, Schlafratzen, Biber, Fischotter, und eine große Menge von allerlei Rothwild, das von dem Europäischen ganz verschieden ist *).

Man könnte ein großes Buch schreiben über die Naturgeschichte von Louisiana, ohne jedoch diesen Gegenstand ganz zu erschöpfen. Die hier mitgetheilten kurzen Notizen mögen hinreichen, um zu beweisen, daß ein Land, das so mancherlei nützliche Produkte hervorbringt, ein fruchtbares und reiches Land ist, und daß eine Erdstrecke, auf welcher eine so ungeheure Menge verschiedenartiger Thiere ihre Nahrung finden, die theils ein vortreffliches Fleisch, theils Fett im Ueberflusse liefern, einen Boden haben müsse, dem nichts, als die Kultur fehlt, um ihn zu einem irdischen Paradiese zu machen.

*) Vielleicht Antelopen-Arten? D. H.

§. 2.

Ueber die animalische Baumwolle oder das Insekt Fliegenträger. *)

Der Wurm, welcher den Maniok- und Indigopflanzungen in Westindien, eben so wie in Louisiana, so äußerst nachtheilig ist, und die Pflanzer oft zur Verzweiflung bringt, ist in den Kolonien sehr gut bekannt; aber man kennt nur seine Schädlichkeit, und nicht den Vortheil, den er zu bringen im Stande ist.

Dieser Wurm schlüpft im Monat Junius aus dem Ei, und ist dann eine dem Seidenwurme sehr ähnliche, aber ungemein schöne und weit größere Raupe; denn er wird drei bis vier Zoll lang, und hat in seinem Umfange ungefähr 2 Zoll. Diese Raupe ist sehr gefräßig und nähret sich hauptsächlich von den Maniokblättern. Im August nähert er sich seiner Verwandlung; er vertauscht sodann seine bunte Haut gegen eine seegrüne, und sobald er diese angezogen hat, bestürmt ihn eine ungeheure Menge von Schlupfwespen oder Ichneumon-Fliegen, welche in diesen Gegenden äußerst klein sind, und von denen jede einen Poren des Wurms zu besetzen scheint, um ihre Eier hinein zu legen, obgleich der

*) Der Verf. hat diesen, allerdings interessanten Aufsatz, woraus wir hier nur einen kurzen Auszug liefern, dem Pariser National-Institut vorgelegt, in welchem derselbe im J. VII. (1799) vorgelesen worden ist. D. H.

Wurm sich aufs äußerste dagegen sträubt. Nachdem diese kleine Fliegen diese Operation vollbracht haben, eilen sie alle davon und der Wurm bleibt ungefähr eine Stunde lang in einer Art von Erstarrung liegen. Hierauf fängt er wieder an, mit seiner vorigen Gefräßigkeit zu fressen; aber mit jedem Tage wird er dicker und seine Farbe wird dunkler. Ungefähr 14 Tage darauf schlüpfen die kleinen Würmchen aus den Eiern, welche von den genannten Fliegen in seine Poren gelegt worden sind. Dies alles kann man jedoch nur mit Hülfe eines Mikroskops sehn; kaum sind diese Würmchen geboren, so fangen sie an sich einzuspinnen, und bedecken innerhalb zwei Stunden den ganzen Maniokwurm mit ihrem weißen Gespinnste. So wie dasselbe vollendet ist, sucht der damit bedeckte Wurm sich von dieser lästigen Hülle zu befreien; aber es gelingt ihm nur nach vielen Anstrengungen, und er kömmt nur ganz kränklich und schmächtig heraus, um bald selbst Puppe zu werden. Zu Ende Septembers erscheint er sodann als Schmetterling, um seine Art fortzupflanzen und sodann zu sterben. Aus den Bälgchen oder weißen Gespinnsten schlüpfen nachher sehr kleine Fliegen mit vier Flügeln aus. Das zurückbleibende Gespinnste ist von blendender Weiße und eine Art von Baumwolle, welche aber diese an Reinheit und Feinheit übertrifft; auch kann man diese seidenartige Baumwolle ohne weitere Vorbereitung sogleich spinnen.

Da die Maniokwürmer so äußerst häufig sind, und da keiner derselben zu der bestimmten Zeit ohne die gedachte Baumwollenbekleidung erscheint, so läßt sich leicht

abnehmen, daß man mit weniger Mühe diese Baumwolle in großer Menge gewinnen kann.

Unser Verfasser hat Versuche damit angestellt, die vollkommen gelungen sind; denn er hat diese Baumwolle spinnen und weben lassen, und sie hat alle seine Erwartungen erfüllt. Auch hat sie den Vorzug vor der Seide und gewöhnlichen Baumwolle, daß sie zur Scharpie zu gebrauchen ist.

§. 3.

Von den Ureinwohnern von Louisiana.

Da der Verfasser unserer Schilderung von Louisiana nur sehr wenig Nachrichten von den wilden Ureinwohnern dieses und der benachbarten Ländern beibringt, so wollen wir hier als Nachtrag dazu, die zerstreueten Berichte sammeln, welche Baudry des Loizières in seinen drei Bänden über Louisiana uns hie und da mitgetheilt hat.

Er giebt uns in seiner ersten Reise folgende Namen-Liste von Nordamerikanischen Wilden, die er zwar selbst für unvollständig erklärt, die jedoch hier eine Stelle verdient, da sie sehr viele bisher ganz unbekannte Namen enthält.

Die Namen dieser wilden Völkerschaften sind folgende: die Abenaquier — Algonquier — Agni-

nier — Andaster — Alibamoner — Alatama=haer — Abekaer — Abecouechier — Akanſaer Acinayer — Andayer — Atakapaer — Ada=yer — Apacher — Apalacher — Apelouſ=ſaer — Aychier — Aſſeniſiper — Aiaouer — Arikaraer — Abikaer — Babayoulaer — Bayagoulaer — Biloxier — Bonifoukaer — Chiter — Chikachaer — Chakakanter — Cherakier — Chouanouer — Canouhanaer — Choukaer — Choumaner — Kadodakioer — Kannekier — Koroaer — Chactchioumaer — Kapinaer — Kakouitaer — Kouchaer — Kouetchitouer — Kanoatinoer — Kachinoa=rer — Chiakantefouer — Folles avoines (tau=ber Haber) — Goyogaoiner — Grinaicher — Goulapiſſaer — Huronen — Hoaieler — Houjeter — Hinkanktoner — Irokeſen — Jaſoner — Illineſen — Jonhouanneer — Kaioutaer — Krierer — Kaokiaer — Kaska=guiarer — Kanſeer — Loupitouſaer — Lou=chetchouier — Mahinganer — Malominer — Maskoutiner — Meanier — Marakataer — Mitchigamiaer — Miameer — Miſſourier — Mobiliener — Mechemetoner — Mantoue=oueer — Nakanneer — Natcheſer — Nat=ſchitocher — Nabedakiouer — Nabiter — Nakogdoſier — Naſſonnier — Natſonoer — Naouedicher — Naktakoer — Ronda=koer — Oſſnontaguer — Ounſiourer — Ouana=hinaner — Ouneyouther — Onontaguer —

Outagamier — Olchagraer — Oyatanaouer — Oumaer — Ouachaer — Offogoutaer — Ouabacher — Ouatchitaer — Ouiatanouer Ochaer — Ocktataer — Ouitanouer — Puants (Stinker) — Pouteouatamer — Peoriarer — Peanguichiarer — Penſakalaer — Paouteer — Paskagoulaer — Peouariarer — Pimitouirer — Panier — Paniouaſſaer — Panimahaer — Quitchiaicheer — Quicheer — Quichaatchaer — Quiohohouaner — Quirirecherer — Quikapouer — Renarder — Sakirer — die öſtlichen und weſtlichen Sioux — Sotouier — Tsonnouthouaer — Tſchaktaer — Tombekbeer — Talapoucheer — Groß Thomeer — Klein Thomeer — Tamarouaer — Tchioutimachaer — Tchaouachaer — Tesonachaer — Touskaer — Tchetimachaer — Tapouchaer — Taenſaer — Toaurer — Tonikaer — Yataſeer — Ybitoupaer — Yaſoner — Youanier.

Von den wilden Nationen, welche an dem Fluſſe Miſſiſſipi und in deſſen Nachbarſchaft wohnen, giebt unſer Verfaſſer folgende Nachrichten.

1) Die Oſchauaſchaer, eine träge, armſelige Horde, die im Lande umherirrt und nur noch 40 Krieger zählt.

2) Die Uachaer, eine eben ſo elende Horde, wel-

che in der Nähe von Neu-Orleans wohnt und seit hundert Jahren von 200 Kriegern auf 50 herabgesunken ist.

3) Die Bajagulaer, tapfere Krieger und arbeitsame Leute, die aber zu jetziger Zeit kaum noch 40 wehrhafte Männer zählen. Sie wohnen weiter hinauf am Flusse.

4) Die Umaer, bewohnen ein Dorf, das denselben Namen trägt und weiter hinauf am Flusse liegt. Es sind tapfere arbeitsame Leute, die aber seit den innerlichen Kriegen kaum noch 50 streitbare Männer zählen.

5) Die Tschiutimachaer, wohnen auf dem linken Ufer des Flusses, ziehen an den hiesigen Landseen umher und nähren sich von dem Fischfange, den sie sehr geschickt zu betreiben wissen. Seit dem Frieden von 1715 sind ihrer nur noch 100 streitbare Männer.

6) Die Lupelusaer, die im Inneren des Landes umherziehen und Bundesgenossen der Tschiutimachaer sind, können 130 wehrhafte Männer ins Feld stellen.

7) Die Atakapaer bilden ebenfalls eine umherziehende Horde, die sich besser auf den Fischfang als auf die Jagd versteht. Es sind ihrer ungefähr 200 streitbare Männer und man sagt sie seyen Menschenfresser.

8) Die Huscheter bewohnen ein kleines Dorf an dem rothen Flusse; sie bestehen höchstens aus 40 Kriegern und liefern ziemlich viele Ziegenfelle in den Handel.

9) Die Natschitocher, Luschetschuier und Jatasseer machen jetzt nur noch zusammen ein einziges Dorf aus, das nicht mehr als 80 Krieger stellen kann. Diese Horde ist zu träge zum Feldbau, legt sich aber stark auf die Jagd; ihre Götter sollen Kröten und anderes Ungeziefer seyn.

10) Die Adaier wohnen weiter westwärts und bilden eine armselige Horde von ungefähr 100 Kriegern. Die Spanier hatten einen Posten in diesen Gegenden.

11) Die Kadodakioer, die Nassoniter, die Natschituscher, Natsohoer, und die Quitschiäscher machen jetzt zusammen nur ein einziges Dorf aus; sie zählten ehemals 5 bis 600 streitbare Männer, sind sehr kriegerisch und beritten, haben aber nur wenig Feuergewehr. Sie werden von ihren Nachbarn sehr gefürchtet.

12) Die Tokanier waren ehemals eine sehr kriegerische Nation, zu welcher die ersten Glaubensboten in diesen Gegenden vorgedrungen sind. Jetzt können sie nur noch 120 wehrhafte Mann ins Feld stellen. Sie liefern jährlich ungefähr 1000 Ziegenfelle in den Handel.

13) Die Natsches wohnen zwanzig französische Meilen weiter hinauf am rechten Ufer des rothen Flusses und in einer furchtbaren Gegend. Sie hielten sich in den innerlichen Kriegen dieses Landes nur vertheidigungsweise, ob sie gleich 1200 Mann ins Feld stellen konnten;

sie verminderten sich nachher bis auf 600 streitbare Männer und seither sind sie beinahe ganz aufgerieben worden.

14) Die Jasuer, Offogulaer und Koroaer sind mit einander vereinigt und stellen zusammen 120 streitbare Männer. Sie sind wohlgewachsen, flink, tapfer und leidenschaftliche Jäger. Sie liefern jährlich ungefähr 2000 gut getrocknete Rehfelle in den Handel. Ihr Dorf liegt an dem Flusse Jasu, der in den Fluß Missisipi fällt.

15) Die Schakschiumaer, Ibitupaer und Tapuschaer; diese drei Nationen, die ehemals 600 streitbare Mann ins Feld stellen konnten, bewohnen jetzt zusammen ein einziges Dorf und sind kaum noch 200 streitbare Mann stark. Sie wohnen in einer ungemein fruchtbaren Ebene und in ihrer Nachbarschaft wachsen ungemein köstliche Arzneikräuter aus deren Kenntniß sie ein großes Geheimniß machen. Nur mit Mühe gelang es den Franzosen, die Ginseng- und Diptamwurzeln bei ihnen zu entdecken.

16) Die Akansaer haben nahe bei einander vier Dörfer erbauet, die an dem nach ihnen benannten Flusse Akansah liegen. Es sind träge niederträchtige Leute, welche alle Arbeitslast auf ihre Weiber wälzen. Sie sollen ein höchstes Wesen anerkennen, welchem sie aber all' das Böse das sie thun, und all' das Uebel das ihnen widerfährt zuschreiben.

17) Die Paniuassaer wohnen an den oberen

Theile des Flusses Akansah und sind ein kriegerisches Volk; man versichert, daß sie sehr geschickt mit den Pferden umzugehen wissen. Sie tragen im Gefechte eine Art von Koletten, die für Pfeile undurchdringlich sind, und bedecken auch ihre Pferde mit einem dünnen aber gleich undurchdringlichen Leder.

Die Schaktaer oder Tschaktaer wohnen größtentheils auf der Ostseite des Missisipi und gehören also eigentlich nicht zu den louisianischen Wilden; wir wollen aber dennoch die Nachricht hier aufnehmen, welche unser Verfasser von diesem Volke uns mittheilt.

Diese Schaktaer welche an dem Flusse Tombekbeh wohnen, sind heut zu Tage das zahlreichste und mächtigste Volk dieser Gegend. Sie sind eben so kriegerisch als vormals die Natsches, aber weniger grausam. Sie sind tapfer, aber sie nehmen auch sehr gern ihre Zuflucht zur List, wozu sie sehr viele Anlage haben. Sie schlagen sich nicht in geschlossenen Linien, sondern schwärmen immer im Felde umher, und necken den Feind auf tausenderlei Arten; wenn es aber zum Gefechte kommt, so hört aller Scherz auf und sie schlagen sich mit kaltem Blute. Die Weiber folgen ihnen nach auf das Schlachtfeld und begnügen sich nicht nur, die Männer durch ihr Zurufen zur Tapferkeit aufzumuntern, sondern fechten auch mit ihnen.

Dieses Volk gehorcht seinen Oberhäuptern nur im

Kriege; in Friedenszeiten richtet sich die Achtung die man ihnen bezeigt, bloß nach ihrer Freigebigkeit. Wann im Kriege Beute gemacht wird, so wird dieselbe unter die Krieger und die nächsten Anverwandten der auf dem Schlachtfelde gebliebenen vertheilt, um ihre Thränen, wie sie sagen, über den erlittenen Verlust zu trocknen. Der Heerführer erhält nichts davon; denn dieser soll sich mit der Ehre des Sieges begnügen. Trägt er den Sieg nicht davon, so wird ihm das Kommando genommen und er tritt in die Reihe der gemeinen Soldaten zurück. Wird der Sieg mit vielem Blute erkauft, so wird dem Anführer Tadel und Verachtung zu Theil; denn diese Wilden verlangen, ihr Heerführer solle zum voraus alle seine Maaßregeln so getroffen haben, daß er ohne vieles Blutvergießen sich des Sieges versichert.

Dieses Volk ist sehr abergläubisch. Es thut nichts ohne seinen Fetisch, der hier Manitu heißt, um Rath zu fragen. Dies ist besonders der Fall, wann sie in den Krieg ausziehen. Dann muß der Heerführer diesen Götzen tragen und um ihn her sammeln sich Alle, gleich als um ihre Fahne. Dieses Götzenbild wird immer gegen den Feind hingekehrt und alle erweisen ihm die tiefste Ehrfurcht. Keiner ißt, ohne vorher den besten Bissen dem Götzen dargebracht zu haben; da aber dieser selbst nicht essen kann, so vertritt der Anführer in diesem Punkte seine Stelle, und eignet sich das Opfer zu. Diesem alten Götzenbilde wird göttliche Verehrung erwiesen und Jeder, der sich im Respekt gegen dasselbe vorsätzlich verfehlt, wird mit dem Tode bestraft.

Die Sitten dieser Völker sind übrigens sehr rein, und die Keuschheit ihrer Weiber ist erprobt; dieses Volk kennt weder den schädlichen Eigennutz, noch den kleinlichen Egoismus, noch den niederträchtigen Hochmuth, noch den vornehmen Uebermuth, noch die Kriecherei der Armuth; denn alle solche Regungen sind diesen Wilden fremd. Jeder thut seine Schuldigkeit und nur allein das Verdienst giebt einen Vorzug. Hier sieht man nicht Brüder gegen Brüder bewaffnet, noch falsche Zeugen das Vermögen ihrer Mitbürger rauben; denn solche niedrige Leidenschaften sind diesen Naturkindern ganz unbekannt.

Die Weiber sind tugendhaft, nicht bloß nach dem Scheine, sondern in der Wirklichkeit. Sie verabscheuen alle Unkeuschheit und leben äußerst eingezogen. Sie begreifen es nicht, wie es Weiber geben kann, die ihre Kinder nicht selbst stillen. Um die Wahrheit zu sagen, giebt es freilich auch Buhldirnen unter ihnen; aber diese sind genöthigt, ihre Schande in dem Dunkel der Wälder zu verbergen, um nicht der Rache ehrliebender Männer aufgeopfert zu werden, welche solche Sittenverderberinnen nicht dulden wollen.

Der größte Theil dieses Volkes wohnet von Flüssen entfernt und badet sich daher selten, woraus viele große Unreinigkeit entstehet, so daß sie einen unausstehlichen Gestank von sich geben; denn nur Schweiß und Regen benetzt sie. Weiber die sich baden, werden für Metzen geachtet.

Sie haben eine große Achtung für die Todten; aber sie begraben sie nicht; die Leichen werden in einer Art von Bahre, die aus Cypressenrinde gemacht ist, mitten in einer Ebene auf vier gabelförmigen 15 Fuß hohen Stützen der freien Luft ausgesetzt, bis die Würmer sie zerfressen haben. Dann nehmen sie sie nach einer berechneten Zeit wieder herab, verscharren die noch übrigen weichen Theile, die sie von den Knochen ablösen, in die Erde und packen die Gebeine in eine dazu gemachte Lade, die sie dann in die allgemeine Niederlage bringen. Alle Jahre wird zu der Zeit, welche dem Anfang unsers Novembers entspricht, ein allgemeines Trauerfest für die Verstorbenen gehalten, welches das Fest der Seelen heißt, und in düsterm Stillschweigen gefeiert wird; am Schlusse desselben wird ein allgemeiner Schmaus gehalten.

Diese Wilden haben keinen eigentlichen Gottesdienst, ob sie gleich eine Unsterblichkeit der Seele und das Daseyn eines großes Geistes glauben. Sie kümmern sich wenig um die Zukunft, leben gleichgültig in den Tag hinein und sterben ohne Kummer. Eine Art von Gauklern oder vermeinten Hexenmeistern stellt bei ihnen die Aerzte vor. Wenn ein Schaktaer krank ist, so verspricht er diesen Charlatanen alles mögliche und bezahlt sie auch sehr reichlich wenn er geneset; stirbt er aber, so haben die Verwandten das Recht, den Arzt ums Leben zu bringen; dieses geschieht aber sehr selten, da diese Gaukler immer tausend Ausflüchte haben, um die Leichtglaubigkeit der Erben des Verstorbenen zu hintergehen. Doch muß man nicht glauben, daß diese Aerzte der Wilden unerfahrene

Ignoranten seyen; denn sie besitzen mancherlei Kenntnisse und heilen zum Beispiele sehr gut den Biß der Klapperschlange und anderer giftiger Thiere; auch wissen sie die Schußwunden sehr gut zu behandeln, ohne sich der Charpie dabei zu bedienen. Ihre Verfahrungsart dabei ist, daß sie eine gewisse Wurzel in Pulver verwandeln, welches sie in die Wunde hineinblasen, und mit einem anderen Pulver zur gehörigen Zeit die Wunde trocknen und vernarben. Sie können auch ein Dekokt von gewissen Wurzeln bereiten, mit welchem sie die gefährlichsten Krebsschäden kuriren.

Die Art, wie diese Wilden sich von ihren Strapatzen, die oft außerordentlich sind, zu erholen suchen, bestehet darin, daß sie sich in einen heftigen Schweiß versetzen. Sie sammeln aller Arten von wohlriechenden Arzneikräutern, die sie in ein großes Geschirr voll siedenden Wassers werfen, welches sie in ein wohlverschlossenes Zimmer stellen, wobei sie dann tüchtig schwitzen. Auf diese Art vertreiben sie sich alle ihre Schmerzen. Auch entfernt ihre beständige Bewegung viele körperliche Gebrechen von ihnen.

So wie alle unwissende Völker, glauben auch die Schaktaer an Gespenster und Hexenmeister. Sobald man aber einen der letzteren entdeckt, so wird ihm der Kopf abgeschlagen, wahrscheinlich aus Furcht vor seinen Hexereien.

Uebrigens ist dieses Volk eben so roh und ungebildet, als die übrigen Nordamerikanischen Wilden. Sie wollen

durchaus von keiner Aufklärung hören, und wenn man ihnen von Religion spricht, so sagen sie bloß, dies sey über ihre Begriffe. Auch duldet dieses Volk die Sodomiterei unter sich; doch müssen die verächtlichen Geschöpfe die sich diesem Laster Preis geben, zur Auszeichnung weibliche Kleider tragen.

Sie verabscheuen die Lügner und Prahler. Sie sind in mancherlei Spielen und Leibesübungen sehr geschickt. Ihre Lieblingsbelustigung ist das Ballspiel und mit dem Blasrohre wissen sie ungemein gut umzugehen. Ihre gesellschaftlichen Versammlungen werden immer bei Nacht gehalten.

Wann die Weiber im Begriffe sind niederzukommen, so bleiben sie nicht in ihren Hütten, sondern verbergen sich in den Wäldern, wo sie sich ohne Beistand irgend eines menschlichen Wesens ihrer Leibesfrucht entledigen, und sogleich darauf sich mit ihrem Kinde baden. Sie säugen ihre Kinder selbst, so lange als diese an der Brust trinken wollen, und oft erreichen diese ein ziemliches Alter ehe sie entwöhnt werden. Durch die Sorgfalt welche sie darauf wenden, ihren Kindern den Gebrauch ihrer Glieder frei zu lassen, indem sie sie in keine Windeln einwickeln, sondern bloß in Baumrinden legen, so daß sie alle Bewegung frei behalten, veranlassen sie, daß es keine mißgestaltete Leute unter ihnen giebt.

Bei dieser Nation, wie bei allen Nordamerikanern und bei mehreren anderen Völkern wird der Stamm nur

von der Seite des Weibes fortgepflanzt. Die Mütter dürfen sich jedoch nicht unterstehen, ihre Söhne zu schlagen; denn von einem Weibe geschlagen zu werden wird bei diesen Wilden für eine Entehrung angesehen.

Der Ehebruch wird bei diesem Volke auf eine sonderbare Weise bestraft. Die Ehebrecherinnen werden auf eine Wiese hinausgeführt und dort der Brutalität aller jungen Leute überlassen; dieses erzeugt natürlicherweise die Ehescheidung. Wenn nachher, wie es doch zuweilen zu geschehen pflegt, ein niederträchtiger Kerl diese verstoßene Frau heurathet, so bleibt doch immer der Schimpf auf ihr haften.

Nachschrift des Herausgebers.

Der Raum und auch der Plan dieses Werks erlaubt es nicht, noch weitere Auszüge aus den Schriften des Herrn Baudry hier beizufügen, um so mehr, da die Hauptsache schon in der Schilderung von Louisiana für den gegenwärtigen Zweck ausführlich genug abgehandelt ist; nur merken wir hier noch an, daß Hr. B. Alles in einem günstigern Lichte gesehen zu haben scheint, als unser Ungenannter, und daß auch die neueren Berichte in öffentlichen Blättern durchaus in das Lob mit einstimmen, das Hr. B. dem schönen Klima und fruchtbaren Boden von Louisiana und dem guten Charakter seiner Bewohner in reichem Maasse ertheilt.

D. H.

LOUISIANA

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Berquin-Duvallon, P. L.

Schilderung von Louisiana nebst einer Charte von Louisiana

Weimar 1804
Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- S 1448
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11278951-2